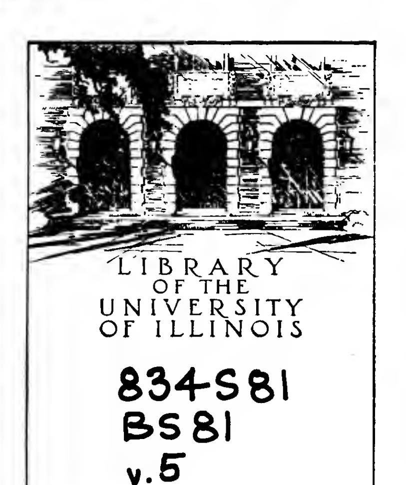

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
834S81
BS81
v.5

Was ich erlebte.

Fünfter Band.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

von

Henrich Steffens.

Fünfter Band.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1842.



Kopenhagen 1802 — 1804.

Reise nach Halle 1804.

Halle 1804—1806. — Emigration.

Lübeck. Winter 1808.

Kopenhagen.

1802 — 1804.

Wenige Menschen haben eine glücklichere Jugend gehabt als ich. Ich war jetzt in meinem dreißigsten Jahre, und wenn ich die zwei trüben Jahre ausnehme, waren die übrigen gewiß auf eine im Menschenleben seltene heitere Weise verflossen. Ich erinnere mich, in dieser ganzen Zeit, selbst in der traurigen, niemals oder doch nur vorübergehend die Zukunft dunkel gesehen zu haben. Die Gegenwart bot mir die reichsten Genüsse dar, und ich verschmähte sie nicht. Ich war unabhängig im vollsten Maaße; Jedermann, mit dem ich in Berührung kam, trat mir wohlwollend entgegen, denn ich stand Niemand im Wege, und so glücklich ich war, fanden doch nur Wenige Veranlassung, mich zu beneiden.

Es war billig, daß ich das allgemeine Loos der Sterblichen theilen mußte; aber wenn auch die Ver-

hältnisse, die mich zuletzt dazu trieben, mein Vaterland zu verlassen, schon bei meiner Zurückkunft mir drohend entgegentraten, so entwickelten sie sich doch langsam und störten mich in meiner fortdauernden glücklichen Lage nicht sehr.

Schon während meines Aufenthaltes in Freiberg ward mein Geist durch ein bedeutendes geschichtliches Ereigniß gewaltsam in mein Vaterland zurückversetzt. Im April 1801 wurde Kopenhagen bekanntlich von den Engländern bombardirt. Es waren Tage des unvergeßlichen Ruhms für die ganze Stadt, und insbesondere für die dänische Marine. Keiner der Einwohner kannte den Krieg; kriegerische Gefahren klangen wie alte Erinnerungen, aus der früheren Geschichte des Landes; denn auch den vorhergehenden Geschlechtern waren sie unbekannt. Aus dem ruhigen klaren Himmel des langen Friedens trat plötzlich der drohende Anfall hervor; aber die alte nordische Tapferkeit hatte sich seit mehr als 150 Jahren frisch erhalten. Nur flammende Begeisterung, keine Furcht ergriff alle Einwohner. Wer durch seinen Beruf, auf den Blockschiffen dem Tode jubelnd entgegen ging, ward beneidet, keiner beklagt. Freunde hatten an dem Kampfe

theilgenommen, besonders ward ein junger Offizier genannt, sein Name war Villemoos. Das Außerordentlichste ward von seiner Tapferkeit erzählt. Er trat in früher Jugend in die Reihe der alten Seehelden. Sein Tod erregte Theilnahme und Trauer: aber jubelnd begrüßte man die lebendig gewordene Erinnerung an den alten dänischen Muth, der jetzt wieder hervortrat. Unter den ungünstigsten Umständen bot man dem überlegenen Feinde Trotz; wenn er glaubte gesiegt zu haben, erneuerte sich der Angriff der Dänen immer heftiger, und als die Mittel der Vertheidigung fast erschöpft waren, ward die große Flotte unter Hyde Parker (einem zweiten Nelson), genöthigt, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, der den Frieden herbeiführte.

In meine Studien vertieft, war ich wenig mit den politischen Ereignissen bekannt. Dänemark glaubte ich im tiefsten Frieden, als Zeitungen und Briefe mir das fast Unglaubliche berichteten. Als die Ueberraschung vorüber war, lebte ich ganz in der Erinnerung an die Stadt meiner Jugend. Die Freunde umgaben mich, alle früheren Ereignisse, innere wie äußere, lebten auf, ich war für einige Zeit meiner Umgebung,

ja meinen Studien entrückt. Ich hörte die Bomben sausen, ich stand mit den vielen Tausenden in dem gedrängten Haufen an der Zollbude; ich sah, wie die Todten und Verwundeten an das Land gebracht wurden, und wie die Ersatzmänner diesen vorüber eilten, jauchzend in die Bote stürzten, einem ähnlichen Schicksale entgegen. Der alte dänische Ruhm ergriff mich, und ich pries mich glücklich, eine Däne zu sein. Wie beneidete ich meine Freunde, die das alles, was mich in der Vorstellung so heftig ergriff, wirklich erlebt hatten.

Als ich nun nach Kopenhagen zurückkam, ja noch ehe ich die Stadt betrat, als ich die Seebatterien, die den Eingang des Hafens decken, und hinter diesen die Thürme der Stadt erblickte, erwachten alle Erinnerungen an diese Zeit. Mehrere Tage hindurch ließ ich kein anderes Gespräch aufkommen. Zwei Seeoffiziere, die an dem Gefechte theilgenommen hatten, mußten alle Details desselben, meine übrigen Freunde die herrschende Stimmung in der Stadt, und alle kleinen Züge der Begeisterung mir mittheilen. Ich glaubte mich als einen Vielerfahrenen unter meine Freunde stellen zu können, die ihr Vaterland nicht verlassen

oder auf kurzen Reisen nichts Bedeutendes erlebt hatten. Jetzt schien mir Alles, was ich erlebt hatte, gegen die Erfahrungen meiner Freunde in dieser Zeit, nichtig; ihnen war die Geschichte selbst, in ihrer größeren Gestalt, wie sie Völker in Bewegung setzt, entgegengetreten, und alles Erlebte schien mir, mit diesem großen Momente verglichen, armselig.

Aber auch Ereignisse aus meinem Leben in Deutschland äußerten ihren Einfluß auf meine Stellung in Dänemark. Graf Schimmelmann empfing mich mit derselben ausgezeichneten Güte, die mich vor meiner Abreise beglückte. Er war höchst begierig, von den Bewegungen in der Philosophie und Poesie, die in der deutschen Literatur so heftig hervortraten, genauer unterrichtet zu werden. Viele der neueren Schriften waren ihm bekannt, aber die Speculation schien ihm doch fremd zu bleiben. Ich bewahre einen Aufsatz von ihm, der gleichsam eine Grundlage für unsere Gespräche bilden sollte; er drehte sich noch um den Humeschen Skeptizismus, und konnte von der Ansicht nicht loskommen, daß wir von einer Kraft nichts wis=

sen und nur ihre Wirkungen in der Erscheinung erkennen können. Es war seltsam, wie er, nachdem er dieses alles entwickelt hatte, doch suchte, diese engen Schranken der Sinnlichkeit zu durchbrechen. Ich, der ich für die rein geistige Wahrheit auf immer gewonnen war, sprach lebhaft, sicher und mit Bestimmtheit; er horchte aufmerksam zu, er ward gewonnen; er hoffte von mir und meiner Thätigkeit in Dänemark viel, und die entschiedene Gunst eines so hochgestellten Mannes, der über die Finanzen des Landes zu gebieten hatte, schien mir eine wünschenswerthe Existenz für die Zukunft zu versprechen. Er benutzte meinen früher erwähnten Ruf nach England, mir vorläufig eine Pension auszuzahlen, die, so lange ich nicht verheirathet war, völlig hinreichte, mir ein sorgenloses, ja angenehmes Leben zu bereiten. Ich selbst sollte meinen Wirkungskreis bestimmen.

Der Entwurf für meine zukünftige Thätigkeit, den ich dem mir freundlich gesinnten Grafen überreichte, war folgender: Als Promovirter auf einer einheimischen Universität hatte ich statutenmäßig das Recht, Vorträge zu halten. Ich wollte nun theils über Philosophie, theils über Geognosie lesen. Meine Absicht

war, das Studium so anziehend wie möglich zu machen, und meine Zuhörer für dieses zu gewinnen; besonders wollte ich diejenigen an mich zu ziehen suchen, die bestimmt waren, ein einsames Leben in den norwegischen Gebirgen als Prediger oder Beamte zu verleben. Diese jungen Männer würden, glaubte ich, wenn auch nicht alle, erfreut sein, wenn sie Interesse gewonnen hätten für einen Gegenstand, der ihnen in der tiefen Einsamkeit eine angenehme Beschäftigung verschaffte. Die norwegischen Gebirge waren bis dahin in geognostischer Rücksicht völlig unbekannt. Esmark, jener damals berühmte Schüler Werners, war durch sein Amt zu sehr an Kongsberg gekettet. Mein Vorschlag war nun: alle Sommer geognostische Reisen nach Norwegen zu machen. Nach einigen Jahren würden dort hoffentlich Schüler von mir hier und da angestellt sein; die Zahl dieser würde mit der Zeit wachsen, und ich könnte, wenn ich sie besuchte, ihnen bestimmte Aufgaben geben.

Der Plan gefiel dem Grafen, der besonders seine Einfachheit lobte. Mein Verhältniß zu ihm ward immer inniger, und hätte meine ganze Thätigkeit von ihm abgehangen, so würde meine Lage in Dänemark

eine beneidenswerthe gewesen sein. Die geistreiche Gräfin, die selten oder nie das Haus verließ, wohl aber häufig Gesellschaft in ihrem Hause sah, schien mir gewogen; sie war eine vollendete Dame der großen Welt, und es war schon eine größere Aufmerksamkeit nothwendig, so wie ein vorsichtiges Betragen, wenn man sich ihre Gunst erhalten wollte.

Im Schimmelmannschen Hause lernte ich nun einen jungen Mann kennen, der schnell mein Freund ward. Er war durch Herkunft so wie durch Tüchtigkeit der Gesinnung für eine bedeutende Stellung bestimmt, jetzt Privatsecretair des Grafen Schimmelmann. Es war der Graf Hermann Wedel-Jarlsberg, der vor Kurzem als Statthalter von Norwegen, in Ems starb. Der junge Mann hatte schon frühzeitig Erfahrungen ungewöhnlicher Art gemacht; er war unter Verhältnissen, die ihm Ehre machten, in London, wo sein Vater dänischer Gesandter war, mit seinem jüngeren Bruder aus dem väterlichen Hause entflohen. Beide waren unter mancherlei Abenteuern durch England und Schottland gewandert, und fanden in Kopenhagen Schutz. Dieser junge Mann, einige Jahre jünger als ich, schloß sich von ganzem Herzen an

mich an. Alles geistig Bedeutende zog ihn an; er faßte für die Zukunft große Entschlüsse, und ich glaubte einen Jüngling vor mir zu sehen, der berufen war, eine bedeutende Stelle einzunehmen. Seine Freundschaft, ja Anhänglichkeit verband mich nun genauer mit dem gräflich Schimmelmannschen Hause.

War nun mein Verhältniß zum Grafen Schimmelmann ein höchst angenehmes und günstiges, so ward ich auch durch einen mir wichtigen Brief von Goethe an meine literärische Lage in Deutschland auf eine höchst ermuthigende Weise erinnert. Die Stellung der, wenn auch nicht innerlich, so doch äußerlich Verbündeten, die einen neuen und tieferen Geist in allen Richtungen der Wissenschaften zu erwecken bemüht waren, gegen die damalige allgemeine Literaturzeitung, ist schon besprochen. Als sie sich von diesem kritischen Blatte nicht allein völlig getrennt hatten, sondern ihm auch entschieden feindlich gegenüber standen, mußten sie natürlich darauf bedacht sein, ein eigenes kritisches Institut zu bilden. Ein solches trat

dann auch zuerst in Erlangen hervor, vom Professor Mehmel redigirt, aber es konnte sich nicht erhalten. Der Ort war zu ungünstig, die Mittel für eine große allseitige Anlage fehlten, und es ging schnell wieder ein. Es ist merkwürdig, wie man fast immer, wenn ein solches Blatt sich nicht zu halten vermag, auf das geringe Interesse des Publikums schließt. Dieser Schluß ist gewöhnlich ein völlig falscher. Diejenigen, die sich in der That lebhaft für ein kritisches Institut interessiren, bilden eine solche Minorität, daß sie es niemals aufrecht zu erhalten vermögen. Es kömmt darauf an, solche Mitarbeiter des Institutes zu gewinnen, die ein großes bürgerliches Ansehen genießen, und zwar in den verschiedensten Provinzen, und in großer Anzahl. Sind diese gewonnen, so bilden sie an den vielen zerstreuten Localitäten eben so viele feste Punkte, die ganz isolirt wirken, aber dem Institute eine gewisse Stabilität mittheilen. Ist ein Institut auf diese Weise mehrere Jahre hindurch thätig gewesen, hat es über die Geldmittel zu gebieten, die nothwendig sind, um die erste schwankende Zeit zu überleben: dann mag ein tieferer Geist siegreich die Zeit in Bewegung setzen, er wird sich dennoch verge-

bens gegen das bestehende Institut erklären; dieses lebt fort und erhält sich, selbst wenn es alles Interesse einer bedeutenden heranstrebenden Zeit verloren hat. Kurz, selbst das Höchste muß sich mit dem Geringsten und Gemeinsten verbrüdern (Freundschaft schließen mit dem ungerechten Mammon) wenn es einen materiellen Bestand erlangen will. Man mochte dieses einsehen. Goethe begünstigte die Anlage einer Literaturzeitung in Jena im großen Stil, der älteren gegenüber. Wie die alte allgemeine Literaturzeitung einen eigenthümlichen Charakter und ein eigenes allgemeines Interesse dadurch hervorrief, daß Kants Kritik als das Fundament der in ihr herrschenden philosophischen Ansichten betrachtet wurde: so sollte dieses neue kritische Blatt auf die Schellingsche Ansicht basirt sein. Man glaubte, daß diese in allen Richtungen der Wissenschaften schon so mächtig geworden wäre, daß für den Anfang ein hinlängliches Publikum die Unternehmung unterstützen würde, umsomehr, da Goethe's Name, wenn er auch nicht thätig als Mitarbeiter hervortrat, die Celebrität Tieck's, Schlegels und Schleiermachers, die täglich wuchs, sich an die neuere Philosophie natürlich anschloß. Es war viel von dieser

Unternehmung die Rede während des letzten Jahres meines Aufenthaltes in Deutschland, jetzt erhielt ich nun durch einen Brief von Goethe eine genauere Nachricht von diesem Institute, und ward, was mich nicht wenig überraschte, aufgefordert, eine ausführliche Kritik der Schelling'schen Philosophie für die ersten Blätter zu liefern. Ich gestehe, eine solche Auszeichnung, und zwar durch Goethe, überraschte mich. Diese Einladung war ohne Zweifel durch Schelling veranlaßt. Die naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die zur festeren Begründung der Natur-Philosophie nothwendig waren, schien mein gütiger Freund vorzüglich bei mir vorauszusetzen.

Ich war jetzt von Deutschland entfernt, lebte mit Freunden, von welchen ich seit sechs Jahren einer fast gewaltsamen geistigen Entwickelung getrennt war. Die großen Bewegungen in Deutschland traten mir, wie in früheren Zeiten, als ein mächtiges Ganzes entgegen. Es war mir manchmal seltsam, daß ich mir sagen mußte: ich wäre in dieser mir imponirenden Welt selbst heimisch geworden, ja habe zu ihrer Ausbildung thätig mitgewirkt. Ich nahm mir vor, etwas durchaus Gründliches und Bedeutendes zu liefern.

Aber hier trat nun die eigensinnige und halsstarrige Eigenthümlichkeit meiner Natur mir hemmend entgegen. In den letzten Monaten in Deutschland, auf meiner Reise nach Kopenhagen, in dieser Stadt, während des ganzen Sommers, beschäftigten mich meine Vorträge, die im Spätherbst anfangen sollten, ganz und gar. Das war meine eigene Aufgabe. Es war mir unmöglich, eine andere, eine fremde zu lösen. Die Philosophie, die mein geworden war, für theilnehmende Zuhörer wieder zu erzeugen, war eine so durchaus von einer kritischen Behandlung derselben verschiedene Arbeit, daß Beide nebeneinander nicht bestehen konnten. Diese Wiedererzeugung durch Mittheilung war eine neue Epoche in meiner Entwickelung. Sie mußte eine gewisse Reife, Sicherheit, Festigkeit in sich selber erlangt haben, ehe ich an etwas so Bedenkliches, wie eine kritische Behandlung des reichen Gegenstandes, denken konnte. Als ich die erste Kritik der Schelling'schen Schriften schrieb, hatte der Gegenstand noch nicht für mich den Reichthum und die innere Fülle erlangt, die mich jetzt ergriffen hatten, ja mich zu überwältigen drohten; und so geschah es denn, daß ich einen Auftrag, der mir so ehrenvoll war, nicht erfüllte.

Erst ein Paar Jahre später erschien in der Jenaer Literaturzeitung eine Rezension, die so unangemessen weitläuftig angelegt war, daß sie abgebrochen werden mußte, ohne daß der Hauptgegenstand auch nur berührt war. Wie sehr aber dieser Brief dazu diente, meinen Ruf unter meinen Landsleuten zu vergrößern, läßt sich denken.

So günstig nun meine Stellung war, indem die Gunst eines mächtigen Mannes und der Ruf, den ich erhalten hatte, alle meine Absichten zu fördern schienen: so traten doch bedeutende Hindernisse schon von Anfang mir entgegen, die theils aus den vorhandenen Verhältnissen, theils aus meinem eigenen rücksichtslosen Benehmen entsprangen. An der Spitze des Unterrichtswesens stand der Herzog von Augustenburg, der Schwager des Königs. Er war ein höchst wohlwollender und sehr unterrichteter Herr. Ohne allen Zweifel wollte er das Beste. Seine Absicht war besonders, Universität und Schulwesen aus dem tiefen Schlaf, in welchem beide versunken waren, aufzurütteln. Es erging ein Ruf an Wolf in Halle, und als dieser ihn

ausschlug, freilich auch an Böttlicher, damals in Weimar. Die Schulen sollten neu organisirt werden. Es war ein Glück, daß die Genannten nicht kamen, denn so groß und bewunderungswürdig Wolfs Genie war, so war er so wenig wie Böttlicher berufen, Schulen zu organisiren oder zu bessern, und als alleroberster Schulmeister im Lande würde der eine sowohl als der andere eine seltsame Rolle gespielt haben. Die Professoren bei der Universität, besonders diejenigen, die ein „corpus" besaßen, und mit diesem geistig sanft einschlummerten, waren, wie alle Welt, mit dem Herzog unzufrieden. Dieser war ein Gönner vom Professor Platner in Leipzig, und stand mit ihm in einem sehr genauen Verhältniß. Daß die wissenschaftlich gährende Richtung, die bis jetzt die Ruhe der Literatur, wie sie in ihrer hergebrachten Gestalt sich langsam und ungestört bewegte, gewaltsam zu stören suchte, unangenehm war, mußte ich erwarten. Und ob nicht das Misfallen eines so mächtigen Mannes alle Schritte hemmen würde, die der wohlwollende Graf für mich zu thun geneigt war, blieb wenigstens seh zweifelhaft. Auch war mein Benehmen wenig geeignet, die Gunst des Herzogs zu erwerben, oder ihn

irgendwie zu gewinnen. Ich muß leider mir selbst vorwerfen, daß ich mit einem unbesonnenen Trotze, der die Vorurtheile, die der Herzog gefaßt hatte, nicht zu überwinden geeignet war, hervortrat. Meine Stellung machte es nothwendig, ihm meine Aufwartung zu machen. Ich ward, wie ich es erwarten konnte, kalt und mit Zurückhaltung empfangen. Der Herzog wollte zwar meinen Vorträgen kein Hinderniß in den Weg legen, aber es war klar, daß er meine zukünftige Thätigkeit weder fördern, noch unterstützen würde. Er äußerte seine Unzufriedenheit mit der Richtung, welche die Literatur in Deutschland genommen hatte, unverholen, und meine Theilnahme an dieser tadelte er entschieden. „Sie sind," sagte er darauf „von Nikolai sehr heftig angegriffen." — „Verzeihen Ihro Durchlaucht!" erwiderte ich, „ich besinne mich vergebens auf einen Philosophen oder Naturforscher dieses Namens, ich muß mit Beschämung gestehen, daß ein solcher mir völlig unbekannt ist." — „Ich meine," sagte der Herzog verdrüßlich, „den Buchhändler Nikolai." „Ja," sagte ich achselzuckend, „Ihro Durchlaucht! seine Angriffe mußten mir freilich unbekannt bleiben, denn was der schreibt, das lese ich nicht." Der Herzog schien

erzürnt, und er entließ mich. So war nun meine Stellung in meinem Vaterlande von vorn herein bedenklich, und leider machte ich's dem Grafen sehr schwer, mich zu beschützen. Man konnte dem Herzog, vielleicht nicht ohne Grund, vorwerfen, daß er sich zu sehr von dem Professor Moldenhauer leiten ließ. Dieser hatte als Ober-Bibliothekar der großen Königlichen Bibliothek entschiedene Verdienste; auch war die Liberalität, mit der er alle Gelehrte als Bibliothekar behandelte, lobenswerth, und so wenig ich seine Gunst besaß, so freundlich und willig zeigte er sich, wenn ich die Bibliothek benutzen wollte. Aber er war in sich verschlossen, hatte wenig Freunde und galt für intriguant. Ich vernachlässigte ihn ganz.

Von meinen Freunden erfuhr ich nun, wie es sich mit dem Angriff des Nikolai verhielt. Der gute alte Mann schien sich in der That verpflichtet zu fühlen, den schädlichen Einfluß, den ich auf die dänische Jugend ausüben konnte, auf jede mögliche Weise zu hemmen. Ein Heft der allgemeinen deutschen Bibliothek erschien eben in der Zeit, als ich mich zu meiner Rückreise nach Dänemark vorbereitete. Dieses Heft beschäftigte sich fast durchaus mit mir; ich

ward getadelt, die versuchte Widerlegung mit Geklatsch allerlei Art zusammengerührt, Angriffe auf meine Person, vereinigten sich mit der Darstellung des unendlichen Schadens, der aus einer Philosophie, die lediglich a priori construirend, alle Erfahrung verschmähte, für die Jugend entspringen müßte, mit der klar ausgesprochenen Beschuldigung, daß ich die Summen, die eine wohlwollende Regierung mir auszahlen ließ, um mich zu einem gründlichen und soliden Mineralogen auszubilden, nutzlos verschwendet hätte, indem ich mich den phantastischen Schwärmereien einer unverständlichen Philosophie hingebe. Dieses Heft war dem Herzog von Augustenburg gewidmet, sein Bildniß zierte den Band. Die Absicht war klar, und zum Theil war sie gelungen.

Ich lebte indessen fröhlich und unbefangen, meinen Studien und alten wie neuen Freunden hingegeben. Meine Wohnung hatte etwas Phantastisches. Ueber den reinlichen viereckigen Hof eines schönen stillen Hauses gelangte man durch einen kurzen dunkeln Gang und eine kleine Stube nach einem ziemlich

großen Saal auf ebener Erde. Die Wände von dunklem bemaltem Getäfel waren in Felder getheilt, die Ränder vergoldet; die Möbel von veralteter Form, Tische, Stühle, Schränke und Pult von schwarzem glänzendem Ebenholz; die hohen Fenster mit gelben Gardinen, die in reichen Falten herunterfielen, zeigten nach einem völlig stillen, von hohen Mauern umschlossenen baumreichen Garten. Die Bäume rauschten dicht vor meinem Fenster. Eine wunderbare Stille herrschte in dieser Wohnung, kein Laut ließ sich hören; ich sah in dem vernachlässigten Garten, in welchem das üppige Gras zwischen den Bäumen wucherte, nie einen Menschen; selbst das Wagengerassel tönte nur undeutlich wie aus weiter Ferne, während die dunklen Gestalten der polirten Holzwände (Figuren der heiligen Geschichte,) mich seltsam anblickten. Ein wunderliches Behagen ergriff mich jedesmal, wenn ich in diese reinlich gehaltene, von aller Welt geschiedene Stube hineintrat. Wenn die Sonne nur mäßig leuchtend durch das dichte Laub der Bäume meine Wohnung erhellte, wenn die tiefe Stille um mich herrschte, da war es mir oft, als versammelten sich die Geister, in deren vertrauter Mitte ich jahrelang ge-

lebt hatte, um mich, mich ermunternd und tröstend, als wäre ich noch immer hier von meiner alten Heimath ausgeschlossen, und Kopenhagen, meine früheren Freunde selbst, und das ganze literärische Treiben, in dessen Mitte ich nun lebte, kamen mir wunderseltsam und fremd vor.

Mein Umgang war anfänglich sehr beschränkt. J. P. Münster, mein vertrautester Freund, war nicht mehr in Kopenhagen. Er hatte, nachdem er als Lehrer und Erzieher eines Grafen Moltke einige Jahre zugebracht hatte, seine Laufbahn als Landprediger sieben bis acht Meilen von Kopenhagen, begonnen. Sein Bruder, der Professor war, und die Stelle seines Vaters als erster Arzt am Friedrichs-Hospital bekleidete, zog sich fast ganz von mir zurück. Ich fühlte, daß das Geheimniß meiner früheren Jugend, wie es furchtsam in mir schlummerte, von dem kalten Verstande meiner Freunde beherrscht, besonders von dem älteren Münster, wo es sich äußern wollte, herrisch zurückgewiesen, jetzt ein Organ gefunden hatte, und mächtig geworden war. Auch dem D. H. Münster war es klar, daß er alle Gewalt über mich, die er früher so unbedingt ausübte, verloren hatte; daß seine

frühere Kritik in meinen Augen keinen Werth haben konnte. In dieser Lage nun siegte dennoch meine offene, unbefangene Natur. Ich lebte mit den alten Freunden auf die alte Weise. Unter denen, die mit der herzlichsten Freude mir entgegeneilten, und mich glücklich priesen, daß ich Ruf, Ehre und Ansehen erlangt hätte, war auch der liebenswürdige C. H. (II. Band, Seite 317), der stets mit sich selbst unzufrieden, nur durch das Glück seiner Freunde erheitert wurde. Ihm konnte ich mich nun völlig und unbedingt mittheilen. Wohl war ich innerlich glücklich, selbst der Versuch, was mein ganzes Dasein in Anspruch genommen hatte, für die Mittheilung vorzubereiten, bot mir einen hohen Genuß. C. H. saß halbe Tage in meiner stillen Stube, horchte auf meine Erzählungen, auf meine Darstellungen, erlebte, was ich erlebt hatte, mit einer so innigen Theilnahme, daß ich ganz in der glücklichen Zeit lebte, die nun hinter mir lag, und auch ihn gewaltsam in den Zauber der reichen Vergangenheit hineinzog. Es war mir, als erschiene der keimende Geist der Jugend, der noch bewußtlos zerstreut in den jugendlichen Gemüthern, durch mich erweckt werden sollte, hier zuerst, in einer anmuthigen

Persönlichkeit vereinigt, vor mir; als begrüßte mich in dieser lieblichen Gestalt freundlich die heitere Zukunft. Seine Zuneigung war zu entschieden, seine Liebe zu tief, die Gewalt des Neuen, was er vernahm, überwältigte ihn zu sehr, als daß ich von ihm Einwürfe erwarten konnte. Alles was er hörte, nahm er mit hingebender Begeisterung auf; selbst was er wohl nicht ganz begriff, schien ihm die Liebe klar zu machen. Er schien, durch die Zuneigung gehoben, was er nicht selbständig begriff, unmittelbar durch mich zu fassen, und dieser innige Freund war mit der einsamen Stube wie verwachsen, warf keine zerstörende, vereinzelnde Klarheit in die wunderbare aber glückliche Dämmerung meines damaligen Lebens hinein. C. H. war Rahbecks Schwager. Die Frau des Letzteren Karen Margaretha, gewöhnlich Camma genannt, war eine höchst ausgezeichnete Frau; klein, beweglich, lebhaft; die Gesichtszüge zusammengezogen, große feurige Augen; ein schalkhafter Zug spielte um die Lippen, verbunden mit einer höchst anziehenden Herzensgüte und Milde. Ich hatte sie früher nicht gekannt. Ich freute mich, im Hause meines Lehrers und Freundes eine so angenehme Frau zu finden, und sie zog

mich unwiderstehlich an. Es war eine Neigung ganz eigenthümlicher Art. Ich konnte die Freude nicht unterdrücken, wenn ich sie sah. Sie liebte es, mich und besonders meinen Enthusiasmus zum Gegenstande ihres Scherzes zu machen, aber jederzeit fand ich diesen vielsagend, geistreich, ja treffend. Jene leicht hingeworfenen Einfälle, denen sie keinen Werth zuzuschreiben schien, hatten etwas Fröhliches und Unbefangenes, ja lockten ähnliche hervor. Camma besaß manche den Frauen ungewöhnliche Kenntnisse, z. B. botanische, astronomische. Und obgleich sie fast alle Dichter der neueren Zeit, in allen Sprachen gelesen, und sich die ästhetischen Ansichten ihres Mannes ganz zu eigen gemacht hatte, waren doch reale, sinnlich gegebene Gegenstände des Wissens ihrer Natur angemessener. Ich habe nie eine solche Trockenheit mit so vieler Wärme, eine so kalte Reflexion des Verstandes mit so viel geistreichem Witze verbunden gesehen. Sie schien mir völlig geschlechtslos. Desto lieber und anziehender war mir das rein Menschliche. Rahbecks Haus war mir nun höchst angenehm, und ich freute mich, durch die Frau mit einem Manne inniger verbunden zu sein, der mir von meiner frühesten Kind-

heit an so theuer war; und den ich, so verschieden unsere Ansichten waren, nie aufhörte zu achten. Ja im höchsten Grade liebenswürdig erschien mir die leichte und gutmüthige Art, mit welcher der ältere Mann und frühere Lehrer die entschiedene Opposition seines Schülers duldete. Sie konnte ihm natürlich nicht unbekannt sein, obgleich ich sie in seiner Gegenwart vermied; und eine jede Aeußerung, die zu einer ernsthafteren Discussion führen konnte, durch die Frau mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit ins Scherzhafte hinübergespielt wurde. Die schön gelegene ländliche Wohnung war an heiteren Tagen das beständige Ziel meiner Spaziergänge.

Aber ich sollte jetzt, es war wohl kaum einige Wochen nach meiner Ankunft, die Bekanntschaft eines jungen Mannes machen, die für mich und meine Stellung in meinem Vaterlande sehr entscheidend ward. Es war der als Dichter auch in Deutschland wohl bekannte und geschätzte Adam Oehlenschläger. Er war damals noch nicht drei und zwanzig Jahr alt, ich schon über neun und zwanzig. Ich hatte schon

Manches erlebt, er noch kaum Kopenhagen verlassen. Ueber unsere erste Bekanntschaft und Zusammenleben hat er sich selbst geäußert, und ich wünsche, daß die Leser sich mit diesen Aeußerungen bekannt machen. Man findet in diesen die schöne kindliche Naivetät, die anziehende Einfachheit, die dieser in mancher Rücksicht sehr merkwürdige Mann bis in sein hohes Alter zu bewahren wußte. Er machte, so wie er mir damals an einem öffentlichen Ort durch D. H. Münster vorgestellt wurde, einen großen Eindruck auf mich. Seine höchst angenehmen Gesichtszüge, die Glut aus seinen kleinen schwarzen Augen, die ungeduldige Beweglichkeit in allen seinen Mienen, die wunderbare Mischung von weicher Sehnsucht und trotziger Kühnheit in allen seinen Aeußerungen, ließen mich bald erkennen, daß einer der bedeutendsten Jünglinge meines Vaterlandes vor mir stand. Ich hatte von ihm nichts vernommen; was er bis dahin geschrieben hatte, war mir unbekannt, und was er mir vortrug — Gedichte, mit Leichtigkeit hingeworfen, wie sie in Rahbecks Zuschauer erschienen waren, — schien mir keineswegs bedeutend. Seine reichen kühnen dichterischen Productionen waren noch durch die Schranken der da-

maligen, in Dänemark herrschenden dichterischen Richtung gehemmt.

Noch nie hatte ich einen jungen Mann kennen gelernt, an den ich mich so entschieden, so ganz anschloß, wie an Oehlenschläger; keinen, der sich mir so völlig, so durchaus, ja leidenschaftlich und zugleich activ hingab, wie er; C. H's. Hingabe war durchaus passiv. Der erste positive Versuch, in meinem Vaterlande thätig zu sein, sollte jetzt, ich fühlte es wohl, anfangen, und dieser durfte, weder im eigentlichsten Sinne philosophisch, noch naturwissenschaftlich sein. Aber fast gewaltsam und ohne daß ich zu widerstehen vermochte, wurden meine Vorträge — ich konnte sie wohl Privatissima nennen, — dichterisch. War ich auch selbst kein Dichter, so fühlte ich doch, daß ich es vermochte, einen dichterischen Geist über sich selber aufzuklären, und in lebendige Bewegung zu setzen. Man hat dennoch meinen Einfluß auf ihn überschätzt. Ich gab ihn sich selber, er erkannte den eigenen inneren Reichthum, und ich erschrak fast, als die jugendliche frische Quelle mir gewaltsam entgegenströmte. Er kannte wohl die deutschen Dichter, er verehrte wohl Goethe: aber es ging ihm wie mir in früheren

Zeiten, er wagte es nicht, dem, was ihn innerlich erfüllte, Worte zu geben. Jetzt zerbrachen plötzlich die Fesseln, und er war Dichter. Er fühlte sich befreit, jubelte, und belohnte denjenigen, den er seinen Befreier nannte, mit einer gränzenlosen rührenden Hingebung. Keine Zweifel quälten ihn. Die ungehemmte schöpferische Thätigkeit fand unmittelbar die geeignete Gestaltung. Er hat selbst berichtet, wie er mir eine Erzählung vorlas aus der altnordischen Geschichte, in welche eine nach meiner Ansicht zu tadelnde moderne Sentimentalität eingedrungen war. Mehrere Bogen waren schon gedruckt. Ich schonte ihn nicht, und obgleich er in beschränkten Verhältnissen lebte, vernichtete er das schon Gedruckte; ersetzte seinem Verleger den Verlust, und dachte nie mehr an eine Arbeit, die ihm doch Zeit und Anstrengung gekostet hatte. Was mich in Erstaunen setzte, da ich es unter allen Menschen am unmittelbarsten erlebte, war die Leichtigkeit, mit welcher er seine Muttersprache beherrschte. Eine nie vorher gekannte Anmuth und dichterische Fülle entwickelte sich plötzlich, eine neue Epoche der Sprache, die über ganz Skandinavien — denn auch in Schweden drang sie später ein, und übte ihren

Einfluß auf die ausgezeichnetsten schwedischen Dichter, Tegnér und Atterboom — sich mächtig verbreitete, trat ahnungsvoll und reich unter meinen Augen hervor. Man kennt Oehlenschläger nicht als Dichter, man kann sein jugendliches Verdienst nie gehörig schätzen, wenn man nicht die fast unglaubliche Gewalt erwägt, die er über die Sprache ausübte. Eben so wunderbar und seltsam war die poetische Leichtigkeit, mit welcher er das innere Verständniß der deutschen Sprache sich zu eigen zu machen wußte, obgleich er mit der Grammatik derselben fast völlig unbekannt war. Er vermochte noch gar kein deutsches Gespräch fortzusetzen, als er mir schon deutsche Gedichte brachte, die freilich dem Deutschen seltsam klingen mußten, aber aus welchen dennoch wie durch einen Zauber ein inneres tiefes Verständniß der fremden Sprache hervorblickte, eine bildende Kraft, die schnell assimilirt, was gewöhnlich mühsam, durch äußeres Erlernen erworben werden muß. Ich kannte diesen Weg wohl, denn auch ich habe die deutsche Sprache mehr erlebt als erlernt: aber hier trat dieses innere Verständniß, — die Gabe der Zunge, wie die Apostel sie nennen — plötzlich, wie durch einen Zauber hervor. Mein Bündniß mit

Oehlenschläger ward bald ein Gegenstand des Gespräches in Kopenhagen; und durch ihn ward ich nun auch in einen Kreis versetzt, der mich immermehr anzog, und der durch die Männer, aus welchen er bestand, einen neuen belebenden Mittelpunkt für meine ganze zukünftige Thätigkeit bilden sollte.

Was Oehlenschlägers Schwester ihm gewesen ist, weiß man aus seinem Leben. Sie war an den später in ganz Skandinavien so berühmt gewordenen A. S. Oersted verheirathet, — eine durchaus dichterische Natur. Sie besaß ein Verständniß des Witzes, des Humors, so wie der leisesten Anklänge des Geistigen, wie ich es bisher nicht bei Frauen gekannt hatte. Das tiefe Verständniß, welche Schlegels, später Schellings Frau auszeichnete, war zwar bewundernswürdig, aber es war aus einem sehr bewegten Leben, aus einer vollendeten Bildung hervorgegangen, und äußerte sich auf eine entschiedenere, selbständige Weise: Oehlenschlägers Schwester hatte wie er selbst in engen und beschränkten Verhältnissen gelebt; alles gewichtig Bedeutende, Aeußerungen der warmen aufgeregten Seele traten bewußtloser, unbefangener, natürlicher hervor.

Es gab Augenblicke, wo sie mich im höchsten Grade überraschte.

Aber von einer anderen Seite sollte ich nicht weniger überrascht werden. Wie lieb mir der jüngere H. C. Oersted geworden war, habe ich schon erwähnt. Ich glaubte, der einzige zu sein in meinem Vaterlande, der die neuere Richtung der Philosophie kannte, und fand nun hier einen Mann, der sie zum Gegenstand eines ernsthaften Studiums gemacht hatte. Auch A. S. Oersted war genau bekannt mit allen Fortschritten der neuesten Philosophie; ein wahrhaftes, speculatives Talent unterstützte dieses Studium, und obgleich sein eigentliches Fach, die Jurisprudenz, ihn mehr nach der reingeschichtlichen als naturwissenschaftlichen Richtung der Philosophie hinzog, so darf ich doch voraussetzen, daß er dadurch eine freiere geistige Uebersicht über die Gesetzgebung gewann, und so vorbereitet ward zu der bedeutenden Stelle, die er einnehmen sollte. Er hat eine auffallende Persönlichkeit; er ist still, erscheint weich, nachgiebig, spricht wenig, leise und milde, und erscheint höchst bescheiden; er tritt keinesweges bestimmt hervor, und ein Jeder glaubt, diesen nachgiebigen Mann beherr-

schen zu können. Aber mit Erstaunen nimmt man wahr, wie hinter dieser scheinbaren Unbestimmtheit, eine klare Festigkeit ruht. Ich war zuletzt fast täglich in seinem Hause. Wenn das Gespräch heftig ward, schwieg er; wenn es nach langem Streit unentschieden abschloß, ließ er wohl einige Zeit vergehen, und äußerte sich dann leise, milde, fast furchtsam, aber äußerst treffend, und man mußte gestehen, daß er den Streit entschieden hatte. Auch beherrschte er in der That, ohne daß wir es uns gestanden, uns alle. In diesem Hause hatte ich nun meine eigentliche Heimath gefunden. Für meine Ansichten fand ich ein williges Ohr, und wenn auch mein eigentliches Studium dem Kreise fremd war, so konnte ich doch die großen Resultate desselben mittheilen, und sicher sein, verstanden zu werden.

In diesem Hause fand ich nun aber auch einen, schon seit vielen Jahren in seinem Vaterlande geschätzten, auch in Deutschland berühmten Dichter, Baggesen. Flüchtig hatte ich schon früher in Kiel seine Bekanntschaft gemacht. Ich schätzte zwar sein Talent, besonders wie es sich früher in leichten launigen Erzählungen geäußert hatte, ich bewunderte das

Geschick, mit welchem er die deutsche Sprache metrisch zu beherrschen wußte: aber er gehörte einer Dichterschule zu, die ich bekämpfte, und er blieb mir fremd. Doch hatte er eine gewisse Leichtigkeit, sich neuen Ansichten anzuschließen, und ich erinnere mich nicht, daß er in dem Kreise, in welchem er, fast beständig mit seiner Lage unzufrieden, und von aller Gesellschaft ausgeschlossen, lebte, mir störend entgegen getreten wäre.

Mein Verhältniß zu dem alten wohlwollenden Onkel Bang war das beste, und es war wohl zum Theil die Familienliebe, die ihn abhielt, sich an eine Opposition anzuschließen, die, wie ich später erwähnen werde, immer lauter ward, zum Theil wohl auch die immer ernsthafter werdende religiöse Richtung, die mich zu ergreifen anfing und die ihn ansprechen mußte. Sein Tisch stand mir, wie in früheren Zeiten, immer offen; aber ich erschien selten. In seiner Familie war alles beim Alten. Seine letzte Frau, ihres jetzt höheren Alters ungeachtet, war lustig und guter Dinge, wie immer. Ihr Sohn, der jetzige allgemein geach-

tete und vielbeschäftigte Arzt, Etats-Rath Bang, besuchte noch die Schule. Zwei meiner Brüder lebten in Kopenhagen. Der Aelteste, Artillerie-Hauptmann, Lehrer bei den Kadetten-Akademien, und Aufseher des Artillerie-Laboratoriums, war verheirathet; der Jüngste war von seinem Gefängniß, wie wir es wohl nennen können, in Rendsburg, entlassen. Er genoß hier, wie der Aelteste, einer allgemeinen Achtung. Von den übrigen Gliedern der großen Familie wußte ich wenig. Aber mein Verhältniß zu den Brüdern war ein sehr eigenthümliches. Mit dem Aeltesten war ich ganz Chemiker, mit dem Jüngsten Philosoph und Dichter. Liebe und Neigung hatten uns Drei von der frühesten Jugend an mit einander verbunden, und wir lebten gern in diesen alten, uns theuren Erinnerungen. Alles was mich innerlich beschäftigte, theilte ich mit dem Jüngsten, in dessen Seele eine innere Unruhe sich zu entwickeln anfing. Er sehnte sich nach einem bedeutenderen, bewegteren Leben; die beschränkte Stellung als Offizier in einer Armee, die ihm fast bedeutungslos schien, quälte ihn. Die täglich wiederkehrende einförmige und, wie es ihm schien, nichtige Beschäftigung ängstigte ihn, und speculative Ideen,

die allmälig keimten, so wie die Dichtkunst, die in größeren Formen ihm immer näher trat, drängten ihn entschiedener aus den engen Verhältnissen heraus. Die Feindschaft gegen Frankreich, die er mit mir theilte, erweckte die Lust, an dem Kampfe gegen dieses Volk theilzunehmen, und er schloß sich schon damals leidenschaftlich an England an. Wir lebten, wie in Rendsburg, wieder innerlich verbündet. Mein Umgang war auch der seine. Aber seine ganze Lage machte mich sehr besorgt. Alle äußeren Verhältnisse standen in einem grellen Widerspruche mit seinem inneren Leben, und ich begriff nicht, wie dieser gelöst werden sollte.

In Kopenhagen hatte das gesellige Leben sich sehr eigenthümlich gestaltet. Die Männer vereinigten sich in den Clubs, und es gab eine bedeutende Anzahl derselben. Hier fanden sich Männer aus den verschiedensten Ständen: Gelehrte, Beamte, Kaufleute; und ein jeder Club hatte einen eigenthümlichen Charakter. Man fand wohl auch Männer, die zugleich Mitglieder mehrerer Clubs waren. Diese Vereinigung war nicht allein störend für das Familienleben, sie bildete auch eine stets bewegte öffentliche Meinung, die freilich damals noch

nicht so überwiegend politischer Art war, wie später, aber dennoch einen großen Einfluß ausübte, selbst auf die Literatur, und von Kopenhagen aus mehr oder weniger das ganze Land beherrschte. Unter diesen Vereinen war Dreyers Club der bedeutendste. Er verband die ansehnlichsten literärischen Notabilitäten und die bedeutendsten Beamten. Es war fast eine Nothwendigkeit für mich, Mitglied dieses Clubs zu werden, doch erschien ich da äußerst selten.

Vielmehr interessirte mich ein anderer Verein, obgleich er nur eine Ruine früherer Zeiten war. Es war die sogenannte norwegische Gesellschaft. Schon die Stellung, in welche ich durch die künftigen geologischen Untersuchungen in diesem Lande versetzt zu werden hoffte, mußte ein großes Interesse für diese Gesellschaft bei mir erwecken, wenn auch nicht eine tiefe, von meiner frühesten Kindheit an genährte Neigung zu meinem Geburtslande mich angezogen hätte.

Ein gewisses unbefangenes Jugendleben liebte ich noch immer. Ich mochte mich gern rücksichtslos gehen lassen. So frei man sich auch in Dreyers Club zu äußern pflegte, so war dieser doch zu sehr in alle bürgerlichen wie literärischen Verhältnisse und Vor-

urtheile des Tages verflochten. Jedes scheinbar unbefangene Urtheil, war dennoch an mannigfaltige Rücksichten gebunden. Ich fühlte es wohl, wie fremd ich noch in Kopenhagen stand. Manches, was mir unbedeutend, ja trivial erschien, mußte hier, wo bestimmte Meinungen sich gebildet hatten, paradox erscheinen. Ich fürchtete, daß Mißverständnisse von diesem Mittelpunkte aus sich schnell in alle Kreise verbreiten würden, und konnte, wie die Folge zeigen wird, mit aller Vorsicht dieser Unannehmlichkeit doch nicht entgehen.

Die norwegische Gesellschaft unterschied sich nun auffallend von den übrigen Clubs. Ein zwar großer, aber keinesweges zierlicher Saal war mit alten Tischen und Stühlen besetzt. Eine lustige Magd bediente die Mitglieder der Gesellschaft, die einzeln zu allen Tageszeiten erschienen, in größerer Anzahl des Abends versammelt waren. Die Mahlzeiten waren höchst frugal. Nur ein wohlfeiles Gericht ward des Abends genossen, und Punsch war nach nordischer Sitte das gewöhnliche Getränk. Ich durfte es nicht genießen. Aber dennoch war diese Gesellschaft mir unter allen die angenehmste. Sie lebte ganz in alten vaterländi-

schen Erinnerungen. Ich habe bereits im zweiten Theil dieser Schrift von diesem Verhältniß gesprochen. Obgleich die Unterhaltung in der Gesellschaft höchst unbefangen war, so konnte doch eine jede Veranlassung die verborgene Gesinnung derselben offenbaren. Der stille Wunsch, soviel ich ihn damals kennen lernte, war nun keinesweges eine Trennung von Dänemark, wohl aber eine größere Selbständigkeit. Mit der Administration des Landes war man unzufrieden; besonders wünschte man eine eigene nationale Universität. Obgleich nun diese Gesinnung und die tief wurzelnde Nationalität, die sich in Dänemark fremd fühlte, durchaus vorherrschte, und bei einer jeden Opposition schneidend hervortrat, so war sie doch keinesweges ein Hauptgegenstand der Gespräche. Diese zeichneten sich aber durch eine völlige rücksichtslose Unbefangenheit aus. Die nationalen Verhältnisse traten in der Gesellschaft zurück, die in der Hauptstadt herrschenden imponirten nicht. Und wenn auch mehrere Mitglieder in geselligen Verbindungen lebten, die sonst Schonung erforderten, so verloren dennoch diese hier alles Gewicht. Hier mußte man dulden, daß Verhältnisse hart angegriffen wurden, die man sonst in anderen Umge-

bungen nicht zu verletzen wagte; und der würde für einen Verräther gegolten haben, der, was er hier vernahm, anderswo wiedererzählt hätte.

Man kann sich denken, wie anziehend mir ein solcher Kreis erscheinen mußte. Oft war der Gegenstand der Gespräche sehr ernsthaft. Ich lernte die Lage meines Geburtslandes kennen, die in sich tüchtige Nationalität zog mich an, und die wunderlichen Grillen, die oft ächt humoristische Laune, gewährten mir eine Unterhaltung, wie ich sie sonst nirgend fand. In Walseth und Leith, wo ich die Eigenthümlichkeit dieser Gesellschaft darzustellen suchte, gab ich mich der Erinnerung an sie ganz hin. Einige dort erzählte Ereignisse haben wirklich stattgefunden. Tieck hat mir vorgeworfen, daß ich die Verhältnisse dieser Gesellschaft, die den Deutschen wenig interessiren könnten, zu ausführlich dargestellt habe, und damit dieser Vorwurf mich nicht noch einmal treffe, will ich kurz sein.

Die Gesellschaft bestand zwar meist aus jungen Männern, die ihre amtliche Laufbahn in untergeordneten Stellungen anfingen, aber doch waren einige ältere Mitglieder da, welche noch die Glanzperiode der Gesell-

schaft erlebt hatten, als Wessel noch lebte, und die Eigenthümlichkeit der Gesellschaft in ihrer vollen Blüthe stand. Unter diesen war ein Beamter, Scavenius, ein ruhiger besonnener Mann, der mir das Vorbild des Steenersen in der genannten Novelle ward. Ein merkwürdiger Mann, Prahl war sein Name, war der Greis der Gesellschaft. Er war reich an Erzählungen. Es war ein kleiner freundlicher Mann, immer lächelnd, immer fröhlich gestimmt; er war oft Gegenstand der Scherze, und fand sich auf eine bewundernswürdige Weise darein. Er hatte immer in einer untergeordneten Stellung gelebt. Seine Fähigkeiten und Kenntnisse hatten wohl keinen großen Umfang, aber seine Hoffnungen auf eine bessere Zukunft verschwanden selbst in seinem hohen Alter nicht, und sein jugendlicher Sinn war bewundernswürdig. Prahl hatte einige Jahre hindurch ein kleines Amt in Friedrichsnagor, einer dänischen Besitzung bei Calcutta, bekleidet, und sich früher, abenteuerlich genug, in Amerika und Europa herumgetrieben. In einer eigenen Schrift hatte er die gegenwärtige Lage der nikobarischen Inseln, und die Vortheile, die der dänische Handel aus ihnen ziehen könnte, darzustellen gesucht. Diese

Schrift war verworren, wie er selbst und sein Leben. Er lebte von einer kleinen Summe, die ihm die Regierung als Wartegeld auszahlte, und wenn er hoffte, durch diese Schrift ein Amt zu erhalten, so irrte er sich freilich, wie in allen seinen Entwürfen, sein ganzes Leben hindurch. Seine beschränkte Stellung erlaubte ihm schon nicht, an den bedeutenderen Gesellschaften theilzunehmen. Hier in der norwegischen waren alle Ausgaben geringe, und Alles, was genossen wurde, höchst einfach, wohlfeil, und für die Armut berechnet. Wenn ich dort erschien, fand ich ihn immer, und er mochte wohl den größten Theil seiner Zeit in dieser Gesellschaft zubringen.

Ich hatte die Neujahrsnacht bei meinem Bruder zugebracht, und als ich nach Mitternacht von ihm wegging, kam ich noch an dem Saal der norwegischen Gesellschaft vorbei; er war erleuchtet, die Mitglieder versammelt, und es ging sehr lustig zu. Als ich hereintrat, stürzten die durch den Punsch begeisterten Mitglieder der Gesellschaft auf mich zu, setzten mich mit Gewalt auf einen Stuhl, und hoben mich, so sitzend, auf den Tisch. Ich sollte ihnen eine Rede halten. Ich fand mich, was ich mit einer Art von

Beschämung bekenne, nüchtern wie ich war, durch diese gewaltsame Behandlung so wie durch die Zumuthung beleidigt, sprang herunter, und verließ höchst erzürnt die Gesellschaft. Den Tag darauf erschienen einige Mitglieder des Morgens früh in meiner Wohnung, und es gab da eine lächerliche Scene. Sie gaben mir gewissermaßen Recht, und kamen, um sich zu entschuldigen. Ich hingegen, als ich mich besonnen hatte, fand meine Aufführung höchst thöricht; und nach wechselseitigen Entschuldigungen schloß der Auftritt mit großem Gelächter. Es ward beschlossen, daß ich als der Schuldige den Abend in der Gesellschaft erscheinen sollte. Prahl hielt eine Rede, von der ich freilich nichts mehr weiß als Folgendes, womit er anfing:

„Wir waren, meine Herren!“ sagte er, „wie es sich ziemt, als das neue Jahr eben anhub, hinlänglich begeistert. Hatten wir doch für die Masse der Begeisterung des ganzen Jahres zu sorgen. Die Qualität derselben war von der besten Sorte, und die Quantität stand wie gewöhnlich im Verhältniß zu der ansehnlichen Menge Punsch, die wir genossen hatten. Da erschien aus einer spießbürgerlich-dänischen Gesell-

schaft der arme Sünder, der da sitzt, auf eine höchst unschickliche Weise, partout nüchtern, (päre ädrue) und gebärdete sich, wie man erwarten konnte von einem Menschen, der sich, ohne daran zu denken, in welche vornehme Gesellschaft er eintrat, in der Nüchternheit völlig übernommen hatte. Dieser Mann nun hat die Begeisterung der Gesellschaft, die für das ganze Jahr ausreichen sollte, vernichtet, und was jetzt aus uns werden soll, ist gar nicht abzusehen. Er, obschon ein Norweger, ist unter Dänen erzogen; er ist als ein Verräther von unseren Feinden abgeschickt, die große Stunde zu entheiligen, damit wir das ganze Jahr hindurch waffenlos unseren Feinden preisgegeben seien. Ich klage ihn des Hochverraths an."

Nach vielem lächerlichen Hin- und Her-reden ward dann ausgemacht, daß ich das ganze Jahr hindurch die ganze Gesellschaft mit Begeisterung zu versorgen habe. Aller Witz, Laune, Tollheiten, sollten von mir ausgehen u. s. w. In der Stimmung, in welche mich dieser Auftritt versetzte, war es natürlich, daß ich die Gesellschaft an meine Vorlesungen hinwies, die eben allgemeiner Gegenstand des Gesprächs waren, und behauptete, sie habe in ihrer glänzendsten

Zeit keine größere Opposition gewagt, als ich eben jetzt. Und wenn diese auch einen anderen Klang habe, als bisher, so könne die Gesellschaft doch ohne allen Zweifel mit mir zufrieden sein.

Aber viele Abende wurden sehr ernsthaft zugebracht. Ich machte die Bekanntschaft vieler Männer, die bei dem Entwurfe der Constitution zu Eidsvold eine Hauptrolle spielten. Ich nenne unter diesen Sverdrup und Christie. Als ich im Jahre 1824 in Christiania war, fand ich in der That die meisten meiner Freunde aus der norwegischen Gesellschaft als die einflußreichsten Mitglieder des Storthings wieder.

Ich brachte eines Abends Rist, der als Diplomat aus Petersburg gekommen war, und damals nur in den vornehmsten Kreisen, von Ministern und Staatsmännern umgeben, lebte, nicht ohne Ironie mit, und die Armuth und Frugalität der Gesellschaft ergötzten ihn sehr. Die Mitglieder waren nicht geneigt, sich irre machen zu lassen, und die eigenthümliche Laune hatte gerade diesen Abend ihr freies Spiel. Der Gegensatz gegen seinen gewöhnlichen Umgang mußte ihm besonders belustigend erscheinen. So harmlos und unbedeutend diese Zusammenkünfte waren, so ent-

hielten sie doch den Keim einer zukünftigen Zeit, der sich kraftvoll und mächtig geschichtlich entwickelte.

Der Sommer verging. Ich lebte mit meinen alten und neuen Freunden, und wußte kaum, wie sehr ich der Gegenstand der Gespräche der Hauptstadt war. Ich habe schon früher von dem Haß gegen die Deutschen, der in Dänemark herrschte, und wie er entstanden war, gesprochen. Ich hieß wenigstens in einem gewissen Kreise der deutsche Doctor. Einst erschien ein Däne bei mir, der mir vorwarf, daß ich die Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde nicht in der Muttersprache ausgegeben hätte. Ich fragte ihn ganz einfach, ob er aus Patriotismus die Kosten des Drucks tragen wolle?

In einem Club in Kopenhagen versammelten sich alte angesehene Männer, denen die wissenschaftliche Gährung in Deutschland, wie sie jetzt durch mich in Dänemark einzudringen drohte, bedenklich, ja gefährlich erscheinen mochte. Unter den Mitgliedern war auch ein Bruder meiner Mutter, ein einfältiger Mensch, der früher Offizier war, später, durch seines Bruders,

des Professor Bangs Fürsorge, eine reiche Witwe heirathete. Er hatte als Lieutenant seinen Abschied genommen, und ward jetzt Major genannt. Er interessirte sich für meinen jüngsten Bruder, der es aus begreiflichen Gründen nicht mit ihm verderben wollte. Ich sah diesen Verwandten nie. Einst als mein Bruder ihn besuchte, ließ er sich folgendermaßen vernehmen: „Ich höre, daß dein Bruder eine neue Philosophie im Lande einführen will. Ich muß dir sagen, alte verständige Leute haben dies freche Unternehmen des jungen Mannes sehr getadelt. Wir haben ja den alten braven Riisbrigh, das ist ein berühmter Philosoph, und wir brauchen keinen anderen. Sag' du deinem Bruder, ich werde solchen Uebermuth nicht dulden, die Familie müßte sich ja seiner schämen." Mein Bruder kannte den Mann. „Lieber Onkel," sagte er, „wenn Henrich erfährt, daß Sie mit dieser Philosophie unzufrieden sind, dann wird er sie gewiß aufgeben."

Am gefährlichsten ward aber ein Gerücht, welches sich allgemein ausbreitete. Ich sollte, erzählte man, gesagt haben, daß ich nicht auf Dänisch denken könne. Wie dieses Gerücht entstanden war, blieb mir völlig

unbegreiflich. Es breitete sich indessen immer mehr aus, und ich sah auf der Straße Leute, die mit Fingern nach mir wiesen, und laut genug sagten: „Da geht der Mensch, der, nachdem er zwei Jahre in Deutschland gewesen ist, nicht mehr in seiner Muttersprache denken kann.“ Ich lachte, indem ich überlegte, daß dieses Gerede, sobald ich meine Vorlesungen anfing, von selbst aufhören würde. Eines Tages erhielt ich aber von Graf Schimmelmann ein Schreiben, worin er mich bat, in meinen Aeußerungen vorsichtig zu sein, und dieses Gerücht erwähnte. Ihm, der selbst ein Gegenstand dieses nationalen Hasses war, und, wie ich trotz meiner Liebe zu ihm gestehen mußte, nicht ganz unverdient, erschien dieses Gerücht natürlich weit gefährlicher, als mir. Was ich an ihm wie an Bernstorf tadeln mußte, war nämlich dieses, daß sie die Sprache des Landes, in welchem sie lebten, für welches sie thätig waren, nicht sprachen. „Ich habe,“ schrieb er mir, „Ihre unvorsichtige Aeußerung durch eine hohe Person erfahren.“

Zum Glück hatte ich eben von der Entstehung des Gerüchts Kenntniß erhalten. Ein junger Mann erschien, höchst verlegen, bei mir, und klagte sich selbst

als den Urheber des Geredes an. Er glaubte diese Aeußerung in Dreyers Club wirklich gehört zu haben, und hatte jetzt erst erfahren, wie die Sache zusammenhing. Es hatte nämlich irgend ein Gelehrter mit mir ein Gespräch über die Schwierigkeiten angefangen, die ich finden würde, die deutsch-philosophische Sprache ins Dänische zu übertragen. Ich hatte als eine Haupt-Schwierigkeit hervorgehoben, daß man nicht in der dänischen Sprache, wie in der deutschen, gewisse Infinitive, wie, Sein und Denken, als Substantive brauchen könnte. „Es ist," sagte ich vorbeugend, „eine Eigenthümlichkeit, die die dänische Sprache mit der römischen theilt." Der junge Mann, in einiger Entfernung, hatte gehört, daß ich nicht auf Dänisch, wie auf Deutsch „das Denken" sagen könnte. Dem Freunde, der mit mir gesprochen hatte, war es eingefallen, daß unser Gespräch wohl die Veranlassung zu dem thörichten Gerücht gegeben haben könnte. Der junge Mann war zugegen, und erkannte seinen Irrthum und sein Vergehen. Mir fiel, als er nun reuig mir gegenüberstand, die Schlußscene in Holbergs: Hexerei und blinder Lärm, ein. Als ich das Billet des Grafen erhielt, konnte ich ihm die ganze

lächerliche Entstehung des Gerüchts erzählen, und ihn überhaupt beruhigen, indem ich ihn versicherte, daß es allen meinen Freunden hinlänglich bekannt wäre, wie ganz ich ein Däne sei, trotz meiner Vorliebe für die deutsche Philosophie.

Ich muß indessen gestehen, daß ein geistiger Uebermuth, den ich nicht vorsichtig genug unterdrückte, nicht selten einen mir gefährlichen Unwillen erregte. Ein reicher Mann wollte bei mir ein Privatissimum über die Philosophie hören. Wie ich ihn kannte, hielt ich ihn für durchaus unfähig, irgend eine speculative Idee zu fassen. Als er mir den Vorschlag machte, sagte ich: „Ehe Sie sich dazu entschließen, mein Herr, muß ich Sie auf einen Entschluß aufmerksam machen, den ich gefaßt habe. Die Summe, die ich für ein Privatissimum nehmen könnte, würde nämlich mit dem Vortheil, den der Zuhörer selbst aus meinen Vorträgen zöge, in einem umgekehrten Verhältnisse stehen. Jemehr er lernte, desto weniger würde er zu bezahlen haben. Wer mich ganz begreift, von dem würde ich mit gutem Gewissen nichts nehmen können, wer aber das Unglück hat, gar nichts zu lernen, von dem würde ich eine Summe fordern, die ihn in Schreck setzen

würde, obgleich sie, selbst willig gezahlt, mir immer zu gering scheinen würde." Ich suchte diese allerdings unbesonnene Aeußerung zwar dadurch zu motiviren, daß ich ihm begreiflich zu machen suchte, wie wichtigere Geschäfte ihn verhindern würden, die hinlängliche Aufmerksamkeit und Zeit für meine Vorträge zu gewinnen. Daß er sich aber beleidigt fand, und mich als einen widerwärtig hochmüthigen jungen Mann verschrie, war natürlich.

Einmal saß bei Graf Schimmelmann ein bedeutender Mann, der selbst einen großen Einfluß auf meine zukünftige Stellung hatte, mir gegenüber. Es war von der Erziehung die Rede, und ich erwähnte, wie ein berühmter Arzt die Bemerkung gemacht hätte, daß es zwei Exzesse gäbe in der menschlichen Gesellschaft. Einige wären zu klug, die sogenannten Genie's, die übrigen zu dumm. Nun müsse man die Genie's herunterzustimmen, die Dummen aber zu heben suchen, damit ein Mittelbrei herauskäme, die eigentliche wahrhafte menschliche Glückseligkeit. Ich stellte diese Aeußerung so karrikirt dar, weil ich mich für überzeugt hielt, daß ein Jeder, wie ich, die Ansicht lächerlich und verwerflich finden würde. Zu meinem

Erstaunen war aber jener einflußreiche Mann ganz anderer Ansicht. Er versicherte, daß er dieses juste milieu höchst verständig fände, und wies mich meines Spottes wegen, von oben herab und vornehmtadelnd, zurecht. Da entfuhr mir folgende Antwort: „Auf wessen Seite bei diesem Experiment der Vortheil ist, ist freilich sehr klar." Die ganze Gesellschaft schwieg, und ich sah jetzt erst ein, wie unbedachtsam meine Aeußerung gewesen war.

Ich habe diese beiden Ereignisse, die mir vorschweben, erwähnt, damit man es erklärlich finde, wenn ich, besonders in den höheren Kreisen, und zwar mit Recht, als ein höchst unbesonnener und rücksichtsloser Mensch betrachtet wurde. Daß dieser Uebermuth aus einer tadelnswerthen übertriebenen Selbstschätzung entsprang, sah wohl keiner besser ein, als ich selber, und wenn Einfälle der Art mir entschlüpft waren, fühlte ich mich recht eigentlich tief gedemüthigt, und die Reue, die ich empfand, traf mehr meine eigene Nichtigkeit, als daß sie aus Furcht vor dem Erfolge entstand. Diese letztere verschwand schnell, wenn sie mich auch auf kurze Augenblicke befiel.

Meine Vorträge fingen im Oktober 1803 an. Sie waren, wie sich's von selbst versteht, öffentlich; es war mir seltsam zu Muthe. Was ich in meiner Jugend als ein wunderbares Geheimniß, innerlich angezogen und äußerlich zurückgestoßen, hochhielt, und dennoch fast mistrauisch abwies, was ich furchtsam, den widerstreitenden Feinden gegenüber, verbarg, das sollte ich nun öffentlich verkündigen. Mein Umgang war so ausgebreitet, meine Kenntniß der Verhältnisse so genau, daß mir die Stärke wie die Schwäche meiner Gegner nicht verborgen sein konnte. Ich wußte recht gut, wie ich daran war. Da mußte sich die Reflexion aufdringen, ob denn, was ich hier vertreten wollte, auch ein so großes Opfer werth wäre.

Es ist eine Erfahrung, die gewiß jeder Mensch macht, wenn die Ausführung eines bedenklichen Entschlusses herannaht: daß man plötzlich von einer großen Furcht befallen wird; ja ich darf behaupten, daß wo diese Furcht fehlt, wo sie sich nicht recht äußert, da ist es mit dem Entschlusse kein voller Ernst. Sie muß recht entschieden hervortreten, soll sie rein und entschieden abgewiesen werden. Und hier war die Rede

von meiner ganzen zukünftigen Stellung in meinem Vaterlande. In der Form solcher Aeußerlichkeiten treten, bei mir wenigstens, die furchtsamen Bedenklichkeiten zuerst hervor. Was die oberflächlichsten Freunde mir oft gesagt hatten: daß ich allein und waffenlos, nur von einigen aufgeregten jugendlichen Freunden unterstützt, dem ganzen Heere der Gegner gegenüberstehen würde, daß selbst Graf Schimmelmann doch zuletzt genöthigt sein würde, mich fallen zu lassen, wies ich, so von Freunden ausgesprochen, entschieden ab; ja solche Aeußerungen waren eher geeignet, meinen Muth zu steigern, als mir Furcht einzuflößen; jetzt aber, als ich öffentlich hervortreten sollte, befiel mich eine unendliche Angst. Die ganze Zukunft trat mir drohend entgegen. Ich bereuete die Unbesonnenheit mancher, in der Gesellschaft gewagten Aeußerungen, die in der Stadt herumgingen und mit den lächerlichsten Mißverständnissen verflochten, zwar die Neugierde auf meine Vorträge steigerten, aber auch ein mächtiges Vorurtheil, ich mußte es gestehen, gegen mich bewaffnet hatten. Ich war zwar entschlossen, in meinen Vorträgen langsam entwickelnd, jeden Anstoß möglichst zu umgehen: aber ich sah eben

so deutlich ein, daß von der herrschenden Ansicht bis zur Speculation, wie ich sie vortrug, kein vermittelndes Glied zu finden sei, daß hier ein Sprung stattfände, daß ein Uebergang von dem in allen Richtungen Bedingten, welches in Wissenschaft wie in Kunst meine Gegner beschäftigte, bis zum Freigeistigen und Unbedingten, von welchem ich ausging, unmöglich wäre, und daß ein absolutes Aergerniß zu geben unvermeidlich sei. Da trat mir jenes in seinem hohen Werthe hervor. Es war nicht mehr eine Abstraction, es war ein Leben, eine Gesinnung, ja es war das Ewige (mir Religion geworden), der Gott des Erkennens, ein lebendiger, und der letzte Augenblick vor meinem Auftreten auf meiner einsamen Kammer war ein stilles Gebet; es war vielleicht das erste, wahre Gebet seit meiner frühesten Jugend. Ich hatte viel vom Christenthume gesprochen, hier lag der Keim zur christlichen Gesinnung, wie er mich damals durchdrungen hatte. Dieser ernsthafte Moment war nicht ohne Einfluß auf meine Vorträge. Von diesem Augenblicke an lag im Hintergrunde alles meines Wissens ein Glaube, der nie verschwand.

Ich hatte ungern meine erste poetische Wohnung

verlassen; sie ward mir aufgekündigt, weil der eigentliche Besitzer des Hauses, ein in Indien reich gewordener Kaufmann, zurückgekehrt war und das Haus selbst bewohnen wollte. Ich wohnte jetzt meinem Hörsaale grade gegenüber, in einer Straße, die fast ganz mit den sogenannten Collegien und mit Professoren-Wohnungen besetzt war. Oehlenschläger und C. H. stürzten herein; sie wollten mich begleiten; beide waren in jener Spannung, die uns befällt, wenn ein Freund unter Verhältnissen, wie meine, zum erstenmal öffentlich hervortritt. Ich brauchte nur quer über die Straße zu gehen, und merkte bald, welches Aufsehen die Ankündigung meiner Vorträge erregt hatte. Vor dem Hause schon war ein Getümmel. Ein Thorweg führte nach einem großen gepflasterten Flur; dieser war mit Menschen gefüllt. Der Hörsaal lag eine Treppe hoch. Hier durchzudringen schien fast unmöglich, und es dauerte lange, ehe mir Platz gemacht werden konnte. Der Saal selber, der vier- bis fünfhundert Menschen faßte, war gedrängt voll, selbst die hohen Fenster waren mit Zuhörern besetzt, und ich konnte nur mit größter Mühe das Katheder erreichen, welches im Hintergrunde des Hörsaals lag.

Als ich oben stand, entstand eine tiefe Stille im ganzen Saale. Für mich war alle Angst verschwunden; ein freudiges Bewußtsein der Bedeutung des Augenblickes durchdrang mich. Kaum werden die Zuhörer bei den ersten Worten ein kleines Zittern, als eine vorübergehende Spur der Befangenheit, wahrgenommen haben. Ich wagte noch nicht frei zu reden. Mein Vortrag lag oft durchgelesen vor mir; ich ließ später die ersten neun Vorlesungen unter dem Titel: Einleitung in die Philosophie (Indledning til philosophiske Forelaesninger Kjöbenhavn 1803) drucken. Sie sind mir wichtig, denn sie bezeichnen genau, auf welchem Standpunkte der Speculation ich damals stand, und wie klar der Fundamentalsatz der Philosophie in dessen Entwickelung mein Leben aufgegangen ist: daß Gott als die lebendige persönliche Einheit ewiger lebendiger Persönlichkeiten von uns erkannt wird und so die Quelle alles Erkennens sei, schon damals, obgleich noch unentwickelt, vor mir lag.

Daß meine ersten Vorträge Beifall fanden, war natürlich, es war der gewaltsam hervorquellende Strom eines inneren Lebens, mühsam durch besonnene Ueberlegung zurückgehalten. Es mußte einem jeden Zuhörer

einleuchten, daß mich ein heiliger Ernst durchdrang, daß das, was mich bewegte, nicht bloß eine kalte Lehre, sondern auch eine warme Gesinnung war. Vorlesungen der Art waren auf der Koppenhagener Universität neu, was ich aussprach, allen Zuhörern völlig fremd. Die Theilnahme an meinen Vorträgen steigerte sich immer mehr; ich darf es behaupten, denn noch leben in allen Gegenden von Dänemark und Norwegen Zuhörer, die als junge Männer meinen Vorträgen beiwohnten. Die Begeisterung, die sie erregten, konnte man eine gewaltsame nennen. Daß alle Gegenstände des Denkens, daß jede Form aller Wissenschaften und der Kunst sich in lebendige Gestalten verwandeln sollten, die die hellen Augen zum ewigen Lichte aufschlugen, erschien den bewegten Gemüthern so wunderbar, so hoffnungsvoll, ja so heiter, daß sie gern den alten trüben Schulstaub abschüttelten, um in einer neuen Schule ein neues freudiges Leben zu beginnen, welches ihnen die alten Gegenstände der Betrachtung nicht rauben, vielmehr einem höheren Dasein weihen sollte. Ich darf es behaupten, was man als Beredsamkeit zu rühmen beliebte, war keine mühsam errungene Kunst, es war die Fülle eines

überschwellenden Daseins, welches sich unwillkürlich ergoß. Es waren nicht bloß Studirende, die meinen Vorträgen beiwohnten. Professoren, Gelehrte aller Art, Beamte in der höchsten Stellung, Greise, die, im Stillen von mancherlei Zweifeln gequält, ihr Leben in einsamer Betrachtung zugebracht hatten, scheuten sich nicht, fast ganze Stunden früher zu kommen, um gute Plätze zu erhalten. Ja, ich erfuhr, wie ein hoher Beamte, in dessen Audienzgemach ich lange harren mußte, ehe ich vorgelassen wurde, mir mit der Entschuldigung entgegentrat, daß seine anhaltenden Geschäfte ihm nicht erlaubten, meinen Vorträgen beizuwohnen. Eine solche tiefe Bewegung, unter den bedeutendsten Geistern meines Vaterlandes hervorgebracht, die das Alter wie die Jugend fast gewaltsam anregte, mußte die eigene Begeisterung lebendig erhalten, ja steigern. Ich war selbst seltsam innerlich bewegt, durch und durch ernsthaft, ja religiös gestimmt, alle Angst war gewichen, jede Bedenklichkeit war verschwunden. Es war keine Reflexion über den Einfluß, den ich ausübte, keine kleinliche Vergleichung des Hochmuths mit Anderen, die ich verdrängte: der heilige Gegenstand, der vor mir lag, nahm mich ganz in

Anspruch. Wenn andere mir folgten, so war es, weil ich mit kühner Zuversicht ihnen voranschritt, ohne rückwärts zu schauen, ohne mich um den Erfolg zu kümmern.

Ein Ereigniß steigerte meine Zuversicht, und gab meinen Vorträgen einen freieren Schwung. Als ich das fünfte oder sechste Mal mein Katheder bestieg, suchte ich vergebens nach meinem Heft, ich mußte es verloren haben. Der Saal war wie gewöhnlich gedrängt voll, bis auf den Gang (die Thüre des Hörsaals konnte nicht geschlossen werden) standen in dichten Haufen die Zuhörer. Ich besann mich nur einen Augenblick. In der That sprach ich in den letzteren Stunden fast immer frei und über das Heft weg, ja es störte mich. Jetzt war es nicht da, der Gegenstand meines Vortrages schwebte mir in allen seinen Theilen klar vor. Ohne Verlegenheit erklärte ich meinen Zuhörern, daß ich mein Heft verloren hätte, und daß sie mit einem freien Vortrage vorlieb nehmen müßten. Die Neugierde der Versammlung war durch diese Erklärung lebhaft geworden. Man erwartete einen stotternden unsicheren Vortrag und war erstaunt, als man sich gestehen mußte, daß er klarer, lebendiger, flie-

ßender, ja bestimmter geworden war. Und hier ward ich nun erst aufmerksam auf die feindselige Gesinnung meiner Gegner. Man glaubte, daß die ganze Sache eine Farce wäre. Ich wolle, behauptete man, den großen Eindruck, den meine Vorlesungen machten, noch steigern, ich habe mein Manuscript geflissentlich zu Hause gelassen, nachdem ich es mühsam auswendig gelernt hätte. Selbst Freunde wurden, als dieses Geklatsch beständig wiederholt ward, irre. Nur die Besonneren bemerkten, daß die vollkommene Freiheit und Unbefangenheit des Vortrages durchaus unerklärbar wäre, wenn ich bloß ein mühsam Auswendiggelerntes hersagte. Ich sah es ein, daß dieses Gerede sich am leichtesten widerlegen ließe, wenn ich von jetzt an immer frei sprach. Ich selbst war nun sehr glücklich, daß ich von dem Manuscripte befreit war.

Einmal auf die Thätigkeit meiner Gegner aufmerksam gemacht, erfuhr ich immer mehr. Es war nicht bloß Theilnahme an meinen Vorträgen, die den Saal so übermäßig füllte, daß jeder Zeit ein großer Theil der sich Zudrängenden weggehen mußte. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß meine Vorlesungen verboten werden sollten, ja eine Menge Men-

schen meinten wohl gar, daß dieses auf eine auffallende Weise geschehen würde; man erwartete, daß, während ich auf meinem Katheder stand, irgend ein Bevollmächtigter erscheinen würde, um durch das laut verkündigte Verbot mir mitten im Vortrage Stillschweigen zu gebieten. Ein solcher erwarteter, außerordentlicher Auftritt war zu lockend, um nicht eine Menge Menschen herbeizuziehen.

Dieses Gerücht war nun freilich falsch, aber der Eindruck, den meine Vorträge machten, und der schon während des Winters seinen Einfluß auf die Literatur zu äußern anfing, schien doch bedenklich. Und meine eigentliche praktische Thätigkeit fand bedeutende Hindernisse. Graf Schimmelmann konnte mir zwar durch seine Stellung eine Einnahme sichern, ja er versprach, wenn ich meine Frau brächte, diese Einnahme mehr als zu verdoppeln; aber meine geognostischen Reisen nach Norwegen hingen von einem anderen Minister ab. Dieser, der Graf Reventlow, ein sehr wohlgesinnter und praktisch tüchtiger Mann, dem Dänemark viel verdankt, war ein erklärter Feind aller Speculation, und hielt besonders, als unzweifelhaft, die Maxime fest, daß ein Philosoph durchaus unfähig wäre, irgend

eine praktische Beschäftigung zu treiben. Man müsse, meinte er, für die irdische Glückseligkeit der Menschen sorgen. Die Religion wäre zwar nützlich und gut, aber diese würde durch die Prediger besorgt, und zwar, je einfacher und einfältiger, desto besser. Alles Uebrige sei nicht allein unnütz, sondern auch gefährliche Phantasterei. So hatte er denn fest beschlossen, mich wo möglich gar nicht in Thätigkeit zu setzen. Jedesmal, wenn ich in ihn drang, meine Beschäftigung für den nächsten Sommer zu bestimmen, antwortete er: er wisse durchaus nicht, wozu man einen Philosophen brauchen könne. Eben so unbefangen äußerte er sich über den schädlichen Einfluß, den ich auf die Jugend ausübte. Da der alte Riisbrigh mit seiner Baumgarten-Crusischen Logik und Metaphysik den gewaltsamen Strom nicht aufzuhalten vermochte, so dachte man ernsthaft daran, einen tüchtigeren Philosophen neben ihn zu stellen. Man wählte dazu, seltsam genug, Treskow, der, wie früher erwähnt, in meinen Knabenjahren auf mich aufmerksam ward, und schon damals in Helsingör Rektor der Schule war, deren niedere Klassen ich besuchte, und ich kam nun zu diesem Manne, den ich in meinen frühen

Knabenjahren so hoch verehrt hatte, in ein seltsames Verhältniß. Nicht in dänischen Blättern allein, auch in deutschen, ja selbst in französischen wurde erzählt, wie man einen tüchtigen Philosophen berufen hätte, um die jungen Köpfe wieder in Ordnung zu bringen, die durch mich in Verwirrung gerathen wären.

So trat mir nun das Leben ernsthaft genug entgegen, und ich fand mich auf einen Kampfplatz versetzt, der mir bis jetzt völlig fremd war, in einen Krieg verwickelt, dessen Waffen mir unbekannt waren. Die Angriffe, die bloß aus herrschenden Meinungen, die seltsamen Gerüchte, die aus Vorurtheilen und Mißverständnissen entsprangen, so wunderlich wie sie waren, konnte ich schon wagen, leichter zu nehmen. Wie es mir früher auf der Leipziger Messe seltsam, ja lächerlich vorkam, wenn dasjenige, was mit aller geistigen Anstrengung als ein Heiliges von mir behandelt wurde, nun plötzlich in einen Handelsartikel verwandelt war, und als ein solcher beurtheilt wurde: so erschien mir auch das Chaos von Mißverständnissen,

durch Freunde und Feinde hervorgerufen, welches mich jetzt umgab, durchaus von einer humoristischen Seite.

Man wird sich erinnern, welche Rolle in meiner früheren Jugend die Privattheater in Kopenhagen spielten. Nun geschah es wohl auch, daß Freunde, ohne einen bleibenden dramatischen Verein zu bilden, sich vereinigten, um irgend ein Stück zu spielen, und dazu ihre Freunde einluden. Oehlenschläger besonders liebte dieses Vergnügen, und wir vereinigten uns, um „Erasmus Montanus," ein Lustspiel von Holberg, aufzuführen. Der Inhalt des Stückes ist ein Student, ein Bauernsohn, der von der Universität zurückkehrend, ein Dorf in große Verwirrung bringt, theils durch Syllogismen, theils durch wahre, den Einwohnern aber seltsam erscheinende Lehren. Der Küster des Ortes repräsentirt die da herrschende Gelehrsamkeit. Mit einer großen Volubilität der Zunge wirft er einige lateinische Worte sinnlos untereinander, und bringt dadurch den lateinischredenden Erasmus zum Stillschweigen. Die Thorheit des Erasmus, die Unwissenheit seiner Eltern und der übrigen Einwohner, bringt eine Verwirrung hervor, die um so ergötzlicher ist, weil die einzige Spur von Verstand, die sich zeigt,

durch einen halberwachsenen Bauerknaben repräsentirt wird, den Bruder des Erasmus. Die Braut des Helden ist in Verzweiflung, ihr Vater verachtet ihn. Ein Offizier erscheint zuletzt, um ihn von seiner Thorheit zu heilen. Er hatte durch Syllogismen den Küster in einen Hahn, seine Eltern in andere Thiere verwandelt, und jetzt ging der Offizier eine Wette ein. Er fing einen Streit mit ihm an, verlor diesen, bezahlte die Wette, erklärte das Geld, welches Erasmus in Empfang genommen hatte, für Handgeld; so war dieser nun Soldat und wurde auf die fühlbarste Weise und durch die unwiderstehlichsten Argumente von seiner Thorheit geheilt. Als die gefährlichste Meinung, die er geäußert hatte, ja als eine gottlose ward diejenige betrachtet, daß die Erde rund sei. Der Unglückliche erblickte auf der einen Seite Knechtschaft, Hohn, Spott und Prügel, auf der anderen Seite Freiheit, Wohlstand und Liebesglück. Da erklärte er, die Erde sei flach, wie ein Pfannenkuchen; die dämonische Verwirrung, die das Dorf aufgeregt hatte, war verschwunden, Friede, Ordnung und Glück traten wieder hervor, und die Hochzeit ward gefeiert.

Die Vergleichungen, zu welchen der Inhalt dieses

Stückes Anlaß gaben, lagen sehr nahe. Ich hatte mir die Freiheit genommen, indem ich die Rolle des Erasmus spielte, einige eigene Behauptungen, die vorzugsweise verdreht und verstümmelt, Aergerniß gegeben hatten, in völlig karikirter Gestalt, anstatt der in dem Lustspiele vorkommenden veralteten, zu benutzen. Und indem ich mich selbst preisgab, durfte ich mir's schon erlauben, mit den Mißverständnissen des Publikums ein leichtes Spiel zu treiben. Das Stück ward in einem großen Saale in der Vorstadt gegeben. Zwei- bis dreihundert Zuhörer waren zugegen, und ich glaube, daß Oehlenschläger, der den Küster spielte, und ich, als Erasmus, keinen besseren Weg hätten wählen können, um manches Geschrei zu dämpfen, und manchen Angriff abzuweisen. Ja zweckmäßiger mochte dieses humoristische Spiel mit den Mißverständnissen sein, als der Versuch, sie unmittelbar zu heben.

Ich brachte, etwa einen Monat nach der Eröffnung meiner Vorträge, diese in Verbindung mit einem Disputatorium. Auch bei diesem konnte ich nicht verhindern, daß ein großes Publikum sich zudrängte. Ein Paar junge Männer, aber alte Studen-

ten (angehende Literaten), traten hervor, wurden aber, mehr vielleicht durch die Masse der Zuhörer, als durch meine Einwürfe, eingeschüchtert und zum Stillschweigen gebracht, und das Disputatorium verwandelte sich unwillkürlich nach einigen Minuten in Erläuterungen über schon gehaltene Vorträge.

Diese inneren Verhältnisse wurden nun mit Leichtigkeit und als ein Spiel betrachtet, desto mehr quälten mich die äußeren. Doch gelang es meinem Gönner, mich wenigstens für den ersten Sommer auf eine für mich angenehme Weise in Thätigkeit zu setzen. Ich erhielt den Auftrag, die Salzquellen bei Oldesloe, so wie die Gipsberge bei Segeberg geognostisch zu untersuchen, und Vorschläge zur besseren Benutzung derselben zu machen. Eine solche Untersuchung konnte nicht bloß eine lokale sein. Ich bereiste Schonen in Schweden, und Seeland, und dann erst reiste ich nach Holstein, nach Lüneburg und durch Meklenburg nach Rügen, um eine allgemeine Uebersicht über die Lagerungsverhältnisse zu erhalten. Die Resultate dieser Untersuchungen sind in den „geognostisch-geologischen Aufsätzen,“ Hamburg 1810 erschienen. Als ich diese Schrift drucken ließ (das Manuscript war einige Jahre

lang in der Hand des Verlegers), waren von Buch's und Hausmann's Reisen im Norden, so wie Cuvier's und Brogniart's Untersuchungen der Gegend von Paris mir unbekannt.

Für mich war diese Reise in mehrerer Rücksicht wichtig. Ich konnte einige Tage bei meinem Freunde, dem jetzigen Bischof Münster, in seiner einsamen Pfarr-Wohnung zubringen, ganz mich in mein früheres Jugendleben versetzen, und was mir die reiche Zeit der späteren Jahre geschenkt hatte, einem theilnehmenden Freunde mittheilen. Ich lernte geognostisch lehrreiche Punkte, in deren Nähe ich gelebt hatte, ohne sie zu beachten, und die reizenden idyllischen Gegenden des südöstlichen Seelandes und Möens kennen; aber am wichtigsten war es mir, daß ich die Gelegenheit benutzen konnte, um nach Halle zu reisen, und dort meine Braut abzuholen.

Während ich zwischen Oldesloe und Segeberg mich hin und her bewegte, war ich nun zum ersten Male in meinem Leben in eine praktische Thätigkeit versetzt. Es galt hier nicht allein die geognostische

Untersuchung der Gegend, sondern auch praktische Einrichtungen zu treffen, die besonders bei dem Gipsbruch in Segeberg höchst nothwendig waren. In Oldesloe war mein Freund, der bekannte Chemiker und Salinist Eimbke, meine Stütze. In Segeberg war ich mir dahingegen fast ganz allein überlassen. Ich mußte mich mit Beamten der Gegend in Verbindung setzen, Bauern zur Unterstützung nothwendiger Arbeiten fordern, frühere Anschläge untersuchen, Summen berechnen, und dergleichen. Während ich nun auf eine solche, mir bis jetzt fremde Weise thätig war, ich mich in meiner Beschäftigung zu orientiren und es mir zu gefallen anfing, entstand allmälig der Wunsch, dieses Geschäft auch für mich nützlich zu machen. Ich mußte mir gestehen, daß meine Anstellung in Dänemark etwas Precäres hatte. Wenn man auch, was noch immer ungewiß war, in meine Vorschläge, geognostische Untersuchungen in Norwegen anzustellen, und Prediger und Beamte für beschränktere Beobachtungen auszubilden und zu gewinnen, einging, so würde diese Stellung mir dennoch nur ein kümmerliches Leben bereiten. Ich hielt mich für überzeugt, daß der Gipsbruch von Segeberg, in der Nähe von

Hamburg und Lübek, viel vortheilhafter benutzt werden konnte, als es bis jetzt der Fall gewesen war. Ich hatte die gegründete Hoffnung, durch Aktien in den genannten Städten die Summe zusammenzubringen, die nöthig wäre, um die Einnahme des Gipsbruches bis auf das Doppelte zu steigern. Es war meine redliche Ueberzeugung, daß eine solche Unternehmung, an das Interesse der Privateigenthümer unmittelbar geknüpft, viel besser gedeiht, als wenn sie von der Regierung betrieben wird. Ich glaubte es wagen zu können, der Regierung eine Abgabe zu sichern, welche die jetzige Einnahme derselben weit übertraf, und dennoch das Geschäft mit Vortheil zu betreiben.

Mit der Oldesloer Saline hatte es nun schon eine andere Bewandniß. Der Grundsatz, daß das Salzmonopol der Regierung zugehören müsse, war fast in allen europäischen Ländern herrschend; es entsteht dadurch eine Besteuerung der Unterthanen, die, indem sie dem Staate eine nicht unbedeutende Einnahme sichert, von den einzelnen Bürgern kaum bemerkt wird. Aber die Saline in Oldesloe wurde mit Verlust getrieben. Eine schwache Soole, die in Sumpf=

gegenden sich verlief, mußte durch wiederholte, kostspielige Gradirungen zuerst gereinigt werden, ja um das Salzsieden in einem etwas größeren Umfange nur möglich zu machen, mußte man englisches Steinsalz raffiniren. Ich hielt mich für überzeugt, und bin es noch, daß die Salzquellen, die, wie sie bei Oldesloe im Sumpfe sich verlieren, aufgefaßt werden, aus dem Gipse entspringen, und in der Tiefe reiche, keiner Gradirung bedürftige, Quellen bilden. Seit meinen Untersuchungen hat diese Ansicht sich immer erneuert, ja sie hat sich bis in die neueste Zeit erhalten. Ich würde diehohe Gnade und das mich beglückende Vertrauen, mit welchem Seine Majestät der König von Dänemark mich beehrte, gewiß im vorigen Jahre benutzt haben, um den entscheidenden Vrsuche zu veranlassen, wenn die genauen Lokalverhältnisse, die nothwendig sind, wenn der Ort nachgewiesen werden soll, wo ein artesischer Brunnen mit Nutzen angebracht werden kann, mir nach so langen Jahren zu Gebote ständen. Der Salinendirektor Senf in Lüneburg theilte meine Ueberzeugung, und der Gedanke, indem ich meinem Vaterlande einen bedeutenden Schatz verschaffte, zu gleicher Zeit mein irgenes bürgerliches Dasein für die Zukunft zu sichern,

beschäftigte mich auf die lebhafteste Weise. War ich doch eben im Begriff, mich häuslich einzurichten. Bis jetzt hatte ich immer von einem Tage zum anderen gelebt; der Gedanke, mir eine sichere Zukunft zu begründen, war kaum jemals ernsthaft, oder so, daß er mir als ein Ziel vorschwebte, welches ich durch die zweckmäßigsten Mittel zu erreichen suchte, in mir entstanden. Kurz ich war auf dem Wege, ein sehr verständiges Mitglied des Staats zu werden, welches, indem es für das öffentliche Wohl sorgt, sich selbst nicht vergißt. Wie sehr bei einer solchen Thätigkeit der Eigennutz das eigentlich bewegende Prinzip ist, lernte ich jetzt an mir selbst erkennen. Die leidenschaftliche Unruhe, die mich ergriff, hatte, ich muß es gestehen, wohl kaum ihren Grund in dem reinen Patriotismus. Diese Anregung hatte einige Aehnlichkeit mit der Stimmung, die mich am Pharaotisch ergriff; und da es eine fremde Ader war, die nicht aus meiner eigenthümlichen Natur entsprang, so fand ich mich in dieser Zeit innerlich beunruhigt, ja fast unglücklich. Ob es für die Sache selbst vielleicht nützlich gewesen wäre, wenn die Regierung in meine Vorschläge eingegangen wäre, mag dahingestellt sein. Glücklicher-

weise war der Minister Graf Reventlow von der Art und Weise, wie er sich die Nutzlosigkeit der Philosophen a priori konstruirt hatte, nicht abzubringen. Ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er dadurch mich von einem Irrwege gerettet hat, der, wenn auch der äußerliche Erfolg noch so günstig gewesen wäre, mich auf immer innerlich zerstört haben würde.

In dieser Zeit fand ich meine schönste Erholung in Hamburg. Selbst meine Geschäfte führten mich zuweilen dahin. Hier fand ich den alten Waagen, den Oheim meiner Frau. Er lebte vom Unterricht im Zeichnen und Malen, und obgleich sein Institut bedeutend genug war, vermochte er doch nur mühsam mit seiner Familie sich zu ernähren. Ich hatte schon früher bei Tieck in Dresden seine Bekanntschaft gemacht, und der stille, bescheidene, wahrhaft fromme Mann hatte mich innig angezogen. Seine Unterhaltung war sehr lehrreich. Er hatte sich lange in Italien aufgehalten; sein Auge für die Kunst war geschärft und seine Kunstkenntniß ward belohnt. In der Revolutionszeit hatten sich mehrere Kunstschätze in Hamburg angehäuft. Es war ihm gelungen, einige für eine geringe Summe zu erstehen; und auf jeden

Fall mußte man sich wundern, eine solche Sammlung in dem Besitz eines Mannes zu finden, der mit Mühe und Anstrengung eine Familie zu ernähren hatte. Besonders zog mich von dem ersten Augenblick ein Bild sehr an. Es war die heilige Praxede von einem unbekannten spanischen Maler. Das Bild in Lebensgröße ist bewunderungswürdig erhalten, in jeder Rücksicht vollendet und aus der Blüthezeit der spanischen Malerepoche. Die heilige Praxede hält einen, in das Blut des Erlösers getauchten Schwamm in der Hand. Der unendlich tiefe Schmerz, der die edlen Gesichtszüge verschleiert, ergriff mich jederzeit, wenn ich das Bild betrachtete. Ohne allen Zweifel würde es eine Zierde der vorzüglichsten Galerien sein. Es ist jetzt im Besitze des Grafen York. Ich fand mich in der Familie des alten Waagen sehr glücklich; ich lebte wieder in Dresden, die freudige Zeit stand lebhaft vor mir, Kunst und Poesie verscheuchten die finsteren Grillen spießbürgerlicher Selbstsucht, und ich bewegte mich frei und freudig meiner eigensten Natur gemäß.

Aber auch die herrliche Großmutter meiner Braut, die ich verehrte und liebte, lebte in Hamburg. Eine

ältere Tochter, die Erzieherin im Hause des Grafen Bernstorf gewesen war, hielt sich bei der Mutter auf. Höchst verständig, ernsthaft und milde, war sie mir unendlich lieb. Man sah es ihr an, daß sie einen großen Theil ihres Lebens in den höheren Kreisen zugebracht hatte, in welchen sie einer großen Achtung genoß. Ihre früheren Schülerinnen waren jetzt ihre vertrautesten Freundinnen geworden, und die geistreiche Gräfin Ranzau, deren Bekanntschaft ich in Kopenhagen gemacht hatte, lebte mit ihr in dem allerinnigsten, vertrautesten Verhältnisse, welches auch, als ihr Schicksal eine unerwartete Wendung erhielt, nicht aufgehört hat. Es war beschlossen, daß die alte Großmutter, wenn meine Geschäfte in Holstein beendigt waren, mich nach Giebichenstein bei Halle begleiten sollte.

Während dieser öfters wiederholten Besuche in Hamburg wurden auch die freundschaftlichen Verhältnisse zu den edlen und gebildeten Frauen Sieweking und Hambury angeknüpft; so wie ich in ein fast vertrauliches Verhältniß mit einem der ersten Handelsherren Hamburgs, Jerome Sillem, trat. Die Gespräche mit diesem ausgezeichneten Banquier, der die

Handelsverhältnisse der Welt im großartigsten Sinne übersah und sich gern mittheilte, ließen mich einen Blick in das Innere des Welthandels werfen, der mir schon in meinen Knabenjahren, als ich in Helsingör lebte, so phantastisch großartig vorkam. Ich mußte es bewundern, mit welcher Leichtigkeit dieser gebildete Mann es verstand, sich über verwickelte Handelsverhältnisse dem Unkundigen klar und verständlich zu äußern. Diese erschienen durch seine Vorträge mir fast dichterisch groß, und er freute sich über das lebendige Interesse, welches ich an seinen Gesprächen fand. Die vortreffliche Sieweking aber zog mich durch die lebhafte Theilnahme für die Familie meiner zukünftigen Frau vorzüglich an; ich lernte nun auch ihren ehrwürdigen Vater, Reimarus, kennen, der in seinem hohen Alter mit einer bewunderungswürdigen Theilnahme alle Entdeckungen in der Naturgeschichte verfolgte, sich in der Mitte seiner vortrefflichen Sammlungen glücklich fühlte und als ein heiterer Greis erschien.

Indessen näherte sich die Zeit meiner Abreise, und diese war mit Umständen verknüpft, die mich auf eine schauderhafte Weise ergriffen. Immer lag die wüste

Lüneburger Haide, die ich mit ihrem damals noch tiefen sandigen Wege zum dritten Male durchreisen sollte, als ein finsterer Schatten, der sich zwischen diejenigen Gegenden Deutschlands, die mir so theuer geworden waren, und mein Vaterland geworfen, drohend vor mir, und es war mir jederzeit, wenn ich von Süden oder Norden her diese öde Gegend betrat, unmöglich, ein trübes vorahnendes Gefühl zu überwältigen. Jetzt war es in Erfüllung gegangen. Graf Wallmodens Kapitulation an der Elbe hatte das ganze Königreich Hannover den Franzosen preisgegeben. Die französische Armee hatte das Land besetzt, und war nur durch die Elbe von Hamburg getrennt. Wie ein dunkles unheildrohendes Verhängniß hatte die Macht des furchtbaren, bis dahin immer siegreichen Eroberers sich zwischen das mir jetzt so theuer gewordene Preußen und mein Vaterland geworfen. Furchtbar erschien mir diese unwiderstehliche Gewalt, und ich sah das Land schon überschwemmt von einem Volke, welches alle Schätze des Geistes wie des Herzens, die mir die heiligsten geworden waren, in die Einseitigkeit schlechter Prinzipien hineinziehen und zertreten würde. Der panische Schrecken, wie er schon längst die Großen

der Länder, die bedroht waren, ergriffen hatte, trat nun auch mir, einem Gorgonenhaupte ähnlich, entgegen: und dennoch vermochte ich es nicht, eine Hoffnung aufzugeben, die freilich keine irdische Stütze hatte; ich konnte, ich wollte es mir nicht denken, daß die geistigen Blüten, die so reich sich aufzuschließen anfingen, die mein ganzes Dasein zu sich hingezogen hatten, von den rohen Füßen brutaler Krieger zertreten werden sollten. Während Alles um mich herum sich so freundlich gestaltete, und binnen Kurzen mir ein Glück zu Theil werden sollte welches einem jungen Manne immer das höchste ist, schien der Boden, auf welchem ich stand, selbst zu schwanken, und mein Dasein in seinen innersten Tiefen erschüttert zu werden. Eine düstere, unbestimmt unendliche, nächtlich dunkle Zukunft schwebte drohend über den mir so theueren Ländern, und ich sah keine Rettung und keine Hülfe.

Es waren nur wenige Wochen seit der Occupation verflossen, als ich mit einer Frau im hohen Alter das von den Feinden besetzte Land durchreisen sollte. Eine Gefahr wie diese, war der Stadt Hamburg, so weit die Erinnerung reichte, noch nicht nahe getreten, und so entstanden die abenteuerlichsten Ge-

rüchte, die eine gegründete Furcht bis zum Entsetzen steigerte. Die Landstraßen, behauptete man, wären höchst unsicher; einzelne in dem besetzten Lande herumirrende französische Soldaten überfielen die Reisenden. Plünderungen hatten auf diese Weise stattgefunden. Diesen Erzählungen, die sich wohl auf einige Ereignisse der ersten Tage der Occupation gründeten, schenkte ich zwar keinen Glauben und suchte sie besonders vor der alten Großmutter geheim zu halten. Indessen glaubte ich doch, mich bewaffnen zu müssen, und versah mich mit einem Paar geladenen Pistolen. Wir reisten indessen vollkommen unangefochten durch das besetzte Land, und hielten uns einige Tage in Lüneburg auf, wo eine Schwester meiner Schwiegermutter verheirathet war. Die Stadt war stark mit französischen Truppen besetzt, in allen Häusern waren sie einquartiert; ein Offizier und mehrere Gemeine in dem Hause meiner Verwandten. Je mehr ich mich freute, die liebenswürdige Tante meiner Frau kennen zu lernen, in der Mitte ihrer vielen lieblichen Kinder, desto schauderhafter war mir diese feindliche Umgebung. Selbst das feine Betragen des Offiziers, seine freundliche Höflichkeit, seine glatten Manieren flößten

mir einen unwiderstehlichen Widerwillen ein, und hinter seiner Freundlichkeit, die mir wie Hohn erschien, glaubte ich eine geheime Tücke zu entdecken. Zum ersten Male erlebte ich jetzt, was mir jahrelang eine fortdauernde Qual sein sollte.

Wir kamen nach Giebichenstein. Ich zog nach der Stadt. Von jeher war mir die Lage eines Bräutigams fatal. Das halbe Wesen desselben widerstand mir, so anmuthig mir auch die Lage einer Braut schien. Ich hatte ausgemacht, daß die Hochzeit wenige Tage nach meiner Ankunft stattfinden sollte, und ich wollte bald darauf abreisen. Indessen verzögerte sich die Hochzeit doch länger als ich wünschte. Eine Woche hindurch mußte ich mich in Halle aufhalten, und brachte die ganze Zeit mit Reil, der mir immer theuerer ward, in lehrreichen Gesprächen zu, die übrige Zeit natürlich in Giebichenstein. Mein Schwiegervater fragte mich, ob ich die erforderlichen Papiere mitgebracht hätte. Ich hatte gar nicht gedacht, daß dergleichen nothwendig wäre, und sagte es ihm. Reichhardt nahm das leicht, und meinte, daß er mit dem Prediger schon fertig werden wolle. Der für mich so glückliche Tag — der 4. September 1803 — jetzt vor

38 Jahren, rückte heran. Den Tag darauf aber fand ein Ereigniß statt, welches uns alle in Schrecken setzte, und furchtbare Folgen hätte haben können. Zwei ältere Schwestern meiner Braut waren ebenfalls versprochen, die Eine mit dem jetzigen Geheimen Ober-Postrath Pistor, die Zweite mit dem jetzigen Präsidenten des Ober-Landes-Gerichts in Halberstadt, von Stelzer. Dieser, dessen Vater in Halle angestellt war, brachte seine Zeit meistens im Reichardt'schen Hause zu. Ich hatte unvorsichtiger Weise meine beiden geladenen Pistolen auf dem Tische liegen lassen. Ich hatte zwar die Familie gewarnt, aber Stelzer's Braut mußte es überhört oder vergessen haben; sie wollte einen Nagel in die Wand schlagen, nahm das eine geladene Pistol, stieg auf einen Tisch, faßte es an dem Lauf, der also gegen sie gerichtet war, um mit der Kolbe den Nagel einzuschlagen. Als sie so dastand, trat der Bräutigam herein, und entdeckte die augenscheinliche Todesgefahr, in welcher seine Braut schwebte. Er rief ihr nun zu, den Lauf von sich abzuwenden, und die Gefahr, in welcher die Tochter geschwebt hatte, ward der Familie bald kund gethan,

denn daß er nichts Eiligeres zu thun hatte, als beide Pistolen aus dem Fenster abzuschießen, versteht sich von selbst.

In der Familie meiner Frau schien man keine Ahnung von der Furcht, die mich quälte, zu haben. Preußen lebte in friedlichem Verhältnisse mit Frankreich, und durch die neutrale Rolle, die das Land seit 1794 gespielt hatte, schien es gesichert. Diese Zuversicht der Einwohner verscheuchte auch allmälig meine Angst. Acht Tage mußte ich noch nach der Hochzeit in Giebichenstein bleiben. Die Eltern sahen mit Trauer und Wehmuth die Tochter nach einem entfernten Lande im Norden ziehen, und wir reisten, wiederbegleitet von der Großmutter, nach Berlin, wo wir in dem Hause des jetzt verstorbenen Geheimen Ober-Finanz-Raths Alberti, meines Schwagers, abstiegen. Wie ganz anders erschien mir Berlin jetzt. Tieck war zwar entfernt, aber ich lernte seine geistreiche Schwester kennen. Nicht bloß Verehrung und Freundschaft, auch die innigeren Bande der Verwandtschaft knüpften mich jetzt an ihn und seine Geschwister. Den älteren Schlegel traf ich da. Schleiermacher lernte ich kennen, und verlebte die wenigen Tage geistig aufgeregt, in

38 Jahren, rückte heran. Den Tag darauf aber fand ein Ereigniß statt, welches uns alle in Schrecken setzte, und furchtbare Folgen hätte haben können. Zwei ältere Schwestern meiner Braut waren ebenfalls versprochen, die Eine mit dem jetzigen Geheimen Ober-Postrath Pistor, die Zweite mit dem jetzigen Präsidenten des Ober-Landes-Gerichts in Halberstadt, von Stelzer. Dieser, dessen Vater in Halle angestellt war, brachte seine Zeit meistens im Reichardt'schen Hause zu. Ich hatte unvorsichtiger Weise meine beiden geladenen Pistolen auf dem Tische liegen lassen. Ich hatte zwar die Familie gewarnt, aber Stelzer's Braut mußte es überhört oder vergessen haben; sie wollte einen Nagel in die Wand schlagen, nahm das eine geladene Pistol, stieg auf einen Tisch, faßte es an dem Lauf, der also gegen sie gerichtet war, um mit der Kolbe den Nagel einzuschlagen. Als sie so dastand, trat der Bräutigam herein, und entdeckte die augenscheinliche Todesgefahr, in welcher seine Braut schwebte. Er rief ihr nun zu, den Lauf von sich abzuwenden, und die Gefahr, in welcher die Tochter geschwebt hatte, ward der Familie bald kund gethan,

denn daß er nichts Eiligeres zu thun hatte, als beide Pistolen aus dem Fenster abzuschießen, versteht sich von selbst.

In der Familie meiner Frau schien man keine Ahnung von der Furcht, die mich quälte, zu haben. Preußen lebte in friedlichem Verhältnisse mit Frankreich, und durch die neutrale Rolle, die das Land seit 1794 gespielt hatte, schien es gesichert. Diese Zuversicht der Einwohner verscheuchte auch allmälig meine Angst. Acht Tage mußte ich noch nach der Hochzeit in Giebichenstein bleiben. Die Eltern sahen mit Trauer und Wehmuth die Tochter nach einem entfernten Lande im Norden ziehen, und wir reisten, wiederbegleitet von der Großmutter, nach Berlin, wo wir in dem Hause des jetzt verstorbenen Geheimen Ober-Finanz-Raths Alberti, meines Schwagers, abstiegen. Wie ganz anders erschien mir Berlin jetzt. Tieck war zwar entfernt, aber ich lernte seine geistreiche Schwester kennen. Nicht bloß Verehrung und Freundschaft, auch die innigeren Bande der Verwandtschaft knüpften mich jetzt an ihn und seine Geschwister. Den älteren Schlegel traf ich da. Schleiermacher lernte ich kennen, und verlebte die wenigen Tage geistig aufgeregt, in

lebendiger Erinnerung der schönen Zeit, die ich früher durchlebt hatte. In Hamburg trennten wir uns von der Großmütter, und in Kiel konnte ich meinem alten Wohlthäter Archiater Hensler meine Frau vorstellen, die auch mit ihm, freilich nur durch den Tod seines Bruders, verwandt war. Dieser Hensler der Jüngere, als Dichter nicht unbekannt, war der erste Mann meiner Schwiegermutter, und sein Sohn diente unter dem Namen Richard in der französischen Armee. Die Töchter waren die schon verheirathete Alberti und die Braut des Pistor. Wie angenehm es mir war, durch die Verschlingung der Verhältnisse mit einem Manne, den ich so hoch verehrte, dem ich so viel verdankte, auch noch in ein näheres Verhältniß zu treten, läßt sich leicht denken. Während der paar Tage, die ich in Kiel zubrachte, machte ich auch die Bekanntschaft des Professors Pfaff, der in meiner Abwesenheit einen Ruf nach Kiel erhalten und angenommen hatte. Durch seine Tüchtigkeit als experimentirender Physiker war er mir interessant, auch damals mit nicht unbedeutenden Versuchen beschäftigt. Auch zog er mich an, als Schellings Landsmann, und irre ich nicht, zugleich sein Schulgenosse.

Es war im Oktober, als wir Kiel verließen. Wir hatten einen eigenen Wagen, und die Absicht, durch Schleswig und Jütland über die Inseln zu fahren. Hier rieth man uns aber, die Gelegenheit zu benutzen, um mit einer Jacht, die auch unsern Wagen hinüberfahren konnte, nach Faaborg zu reisen. In der Nacht um drei Uhr bestiegen wir das Schiff. Meine Frau war für eine Landreise in dieser Jahreszeit mit warmer Kleidung hinlänglich versorgt, aber es zeigte sich, daß diese für die Seereise keinesweges hinreichte. Sie setzte sich gleich in den Wagen, ward, als wir die offne See erreicht hatten, seekrank, blieb, ohne sich zu rühren, ohne irgend etwas zu genießen, in der Chaise sitzen, von drei Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends. Ihre Lage ängstigte mich im höchsten Grade, und als wir das Schiff verließen, sah ich sie von einem heftigen Fieber ergriffen, so erschöpft, daß ich sie fast in das nahe liegende Gasthaus hineintragen mußte. So unfreundlich ward sie von dem dänischen Lande empfangen.

Meine theure Schwester, die in Fünen wohnte, die jüngste der Geschwister, bildete mit ihrem Mann und Kindern den alten ruhig fortwachsenden Stamm

der Familie, und so mannigfaltig und bunt das Schicksal der meisten übrigen Geschwister war, so einfach und still verfloß ihr Leben. Auch die Nebenzweige, die aus dieser Ehe entsprossen sind, wuchsen in die einfachsten Verhältnisse hinein. Der Sohn ist wie der Vater Landprediger geworden, mit der Tochter eines Landpredigers verheirathet. Die Töchter sind eben so an Landprediger verheirathet. Eine Menge Kinder sind schon, indem ich dieses schreibe, aus diesen Ehen entsprungen, und es läßt sich voraussehen, daß die Meisten dem Lebensgange der Eltern folgen werden. In dieses stille Leben meines Schwagers und meiner Schwester blickt nun das bewegte, wechselnde, in die verworrenen Verhältnisse der Geschichte verflochtene Leben der übrigen Geschwister, seltsam und abenteuerlich hinein. Die wenigen Tage, welche die ältere Schwester oder die Brüder vorübergehend im Hause des Schwagers zubrachten, bildeten Epochen in der Familie. Und in der That war die Lage, in welcher sie bei dem Schwager erschienen, fast immer eine ungewöhnliche, oft eine wunderliche, nicht selten eine bedenkliche. Ich freute mich, meine Frau mit einer Schwester bekannt zu machen, die noch jung

und schön, in ihrem stillen und einfachen Wesen anmuthig und liebenswürdig erschien, die ich innig liebte, und deren stille, wohlthätige, häusliche Wirksamkeit mir als die idyllische Scene in dem bunten, wild verschlungenen Drama der Familie erschien. Auch knüpfte sich hier die Erinnerung an die frühesten Epochen meines Lebens, denn in dem Hause meiner Schwester ward die alte Magd ernährt, die früher, als ich geboren ward, bei meinen Eltern diente. Sie bewohnte eine eigene einsame Stube und ging altklug und scheltend im Hause herum; sie konnte die Neigung, meine Schwester noch immer als ein Kind zu behandeln, nicht aufgeben, und war sehr unzufrieden, wenn nicht Alles nach ihren Rathschlägen geschah. Meine Schwester hatte viel mit ihr auszustehen. Zeuthen, mein Schwager, hatte sich auf der Universität ausgezeichnet, und lebte jetzt ruhig und ungestört von den großen Bewegungen der Geschichte, ganz für sein Amt und seine Familie.

Wir kamen in Kopenhagen an, und die ersten Tage konnten für eine junge Frau, die ihr ganzes

Leben in einer bedeutenden Familie, in großen geselligen Kreisen gelebt hatte, nicht angenehm sein. Es war spät des Abends und wir traten in einem Gasthofe ab. Den Tag darauf mußte ich früh das Haus verlassen, Behörden, Verwandte, Freunde aufsuchen, mich vor allem nach der Wohnung erkundigen, die in meiner Abwesenheit von einem Freunde für uns gemiethet war. Während dieser Zeit saß nun die arme Frau allein in einem fremden Lande, dessen Sprache ihr fast völlig unbekannt war. Denn das Wenige, was sie, unterstützt von einigen Dänen, die in Halle studirten, gelernt hatte, machte sie noch nicht fähig, ein Gespräch zu führen, oder die redenden Dänen zu verstehen. Sie fühlte sich höchst verlassen; schauderhaft und verhängnißvoll drohend erschien ihr das fremde Land, die fremden Menschen; sie schloß die Thür ab, und badete sich in Thränen. Als ich des Morgens das Haus verließ, hatte ich mir ihre Lage wohl bedacht, sie quälte mich fortdauernd. Als nun aber Freunde und Verwandte uns in großer Menge besuchten, konnten doch selbst diese Besuche von einer Menge fremder Menschen, die verworrene, halb dänische, halb

deutsche Rede, in welcher die Meisten sie ansprachen, sie nur überwältigen, wenig trösten.

Doch diese Zeit verging. Die Nothwendigkeit des Daseins hat auf jeden Menschen einen großen Einfluß, und die Thätigkeit, zu welcher meine Frau bei der häuslichen Einrichtung aufgefordert wurde, rief eine wünschenswerthe Zerstreuung hervor. Freunde hatten zu unserem Empfang ein großes Diner veranstaltet. Oehlenschläger hatte die schöne freundschaftliche Kühnheit, meine Frau mit einem Gedicht, welches für die Gesellschaft gedruckt war, und ein seltsames Gemisch dänischer und deutscher Constru:tionen abgab, zu begrüßen. Mein ältester verheiratheter Bruder lud uns zu einer ächt Kopenhagener Abendgesellschaft ein. Wir erschienen. Die Gäste, die unsertwegen versammelt waren, empfingen uns freundlich, die Schwägerin gütig. Die Gesellschaft war glänzend, die häusliche Einrichtung der vermögenden Frau elegant. Meine Frau mochte sich wohl etwas gedrückt fühlen, wenn sie diese Pracht mit der Einfachheit verglich, die bei uns stattfinden mußte. Wir waren kaum eine halbe Stunde versammelt, und den auch nur zum Theil fremden Gästen vorgestellt, als diese, nach der herr=

schenden Kopenhagener Sitte, sich sämmtlich um die Spieltische gruppirten. Daß weder meine Frau noch ich irgend ein Kartenspiel verstanden, fiel meinem Bruder so wenig ein, wie seiner Frau. Die Gesellschaft aber schien eben so wenig eine Conversation, die für den ganzen Abend aushalten sollte, zu verstehen. Wir waren auf einmal mitten in der Gesellschaft völlig einsam. Unsere Lage ängstigte meinen Bruder und seine Frau, aber ändern ließ sie sich nun einmal nicht. Der größte Theil der Gäste mochte sich wohl über unsern gänzlichen Mangel an geselliger Bildung aufhalten, es mochte selbst meiner Schwägerin und ihren nächsten Verwandten fast unglaublich scheinen, wenn sie an meine Erzählungen von der großen Gastfreiheit, die bei meinem Schwiegervater herrschte, und von dem bewegten geselligen Leben, welches in seinem Hause stattfand, zurück dachten. Wir genossen, anfänglich selbst stumm, das Schauspiel der stummen Gesellschaft. Der Bruder und seine Frau verließen ab und zu die Spieltische, um mit uns ein kurzes Gespräch anzuknüpfen. Zuletzt ließen wir uns einsam auf einem entfernten Sopha nieder, fingen ein vertrauliches Gespräch an, als wären wir allein in un-

serer eigenen Wohnung. Nach einiger Zeit peinigte uns zwar diese wunderbare Einsamkeit mitten in der Gesellschaft; denn selbst während der Mahlzeit blieben die Gäste an den Spieltisch gefesselt. Als es spät ward, geriethen wir in Gefahr, beide auf dem Sopha einzuschlafen. Um Mitternacht erhoben sich die Gäste. Einige blieben hartnäckig sitzen, weil sich die Beete nicht abwickeln ließen, wir rieben uns die Augen, als wären wir aus einem quälenden Traum erwacht und verließen die Gesellschaft.

Als ich meine deutsche Frau nach Dänemark führte, war ich nicht ohne Besorgniß. Professor Bang war uns über alles theuer; selbst wenn er mit mir unzufrieden gewesen war, blieb er mir in Liebe treu. Ich erkannte es, daß dann sein Zorn aus Sorge für meine Zukunft entsprang. Es war mir im höchsten Grade wichtig, daß meine Frau ihm gefallen möchte. Ueber meine Verlobung hatte er sich nie geäußert, und ich mußte befürchten, daß etwas so Ungewöhnliches in der ächt vaterländischen Familie ihm mißfallen würde. Wie glücklich war ich daher, als meine junge Frau schnell seine Zuneigung gewann. Sie ward und blieb ihm, so lange wir in Dänemark wa-

ren, eine liebe Tochter. Bei den kleinen Unpäßlichkeiten, die Folgen ihres Zustandes waren, behandelte er sie mit Sorgfalt, und ich glaube, daß ich durch meine Wahl ihm lieber und theurer ward, als zuvor.

Auf die heiterste Weise aber gestalteten sich die geselligen Verhältnisse im Rahbeckschen und Oerstedschen Hause. Durch die Frauen ward meine Frau recht eigentlich verzärtelt. Auch Oehlenschlägers Braut, Camma Rahbecks Schwester, bezeigte meiner Frau große Liebe.

Daß sie aber besonders im Anfange sich am meisten heimisch fühlte in den deutschen Familien, war natürlich. Etatsrath Kirstein, der unter Graf Schimmelmann im Finanzfache angestellt war, bot uns einen angenehmen Familienumgang dar. Die Frau war eine Schwester des berühmten Juristen Cramer in Kiel. Auch im Hause des Konferenzraths Brun, dessen Frau die berühmte Dichterin, waren wir willkommen. Ihre Tochter Ida, in der ersten Blüthe ihrer Jugend, hatte das bewundernswürdige mimische Talent, die seltsame körperliche Flexibilität, die Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, auch im Aus-

lande geworden und von dem älteren Schlegel besungen worden ist, bis zu der höchsten Anmuth entwickelt. Die Dichterin, Friederike Brun, war fast immer krank, bettlägerig und taub.

Aber vorzüglich gern wurden die häufigen Einladungen der Gräfinnen Schimmelmann und Ranzau von meiner Frau angenommen. Mütterlich darf ich die Liebe nennen, mit welcher diese ausgezeichneten Frauen sie behandelten, und auch mein Verhältniß zu diesen verehrten Familien ward inniger und bedeutender. Graf Ranzau war ein vielseitig und wissenschaftlich ausgebildeter Mann. In diesen Kreisen erschien auch des Abends Graf Bernstorf, der in seinen letzten Lebensjahren auch in Berlin so hochverehrte Minister. Wir lebten in einer geselligen Verbindung, in welcher die Feinheit der vornehmeren Welt so innig verbunden mit Achtung für Geist und Wissenschaft erschien.

Unter solchen Verhältnissen, sollte man glauben, mußte unser Leben in Kopenhagen sich erfreulich entwickeln, aber dieses war keinesweges der Fall. Meine ganze häusliche Einrichtung, obgleich keineswegs glänzend, hatte mich in bedeutende Schulden verwickelt.

Mein ganzes Leben hindurch war ich bis jetzt sorglos gewesen, ich verbrauchte das Geld, wenn ich es hatte, und quälte mich nur wenig, wenn ich es entbehrte; und seit ich nach Kiel kam, waren meine Verlegenheiten nie sehr ängstlicher Art. Jetzt war das Schicksal einer geliebten Frau an das meine geknüpft, und mich befiel zum erstenmal in meinem Leben eine mir bis dahin ungewöhnliche innere Angst. Noch jetzt, in meinen alten Tagen, liegen die bürgerlichen Verhältnisse, als wären sie etwas Fremdartiges, vor mir. Ich muß mich immer von neuem, als gehörte ich ihnen nicht ursprünglich an, in sie hineinleben; nie wächst meine Thätigkeit aus diesen, als aus einem Ursprünglichen heraus. Jetzt war es mir, als hätte ich mich einer unbekannten drohenden Gewalt, die ich nicht zu beherrschen vermochte, bewußtlos und ganz hingegeben. Die Schulden ängstigten mich, die Einkünfte reichten nicht aus; und obgleich ich das Bedenkliche meiner Lage meiner Frau nicht verbergen konnte, so suchte ich dennoch, ihr meine Angst zu verheimlichen. Und in der That, diese schien hinlänglich begründet, wenn ich meine ganze Lage betrachtete. Die wissenschaftliche Ausbeute meiner Untersuchungen in Holstein liegt

der Welt vor. Zwar ist sie, bei der völligen Umgestaltung der Geognosie seit jener Zeit, gegenwärtig nicht von Bedeutung. Dennoch war sie, ich darf es behaupten, damals nicht ohne Verdienst. Auf den wissenschaftlichen Bericht, den ich einreichte, ward gar nicht geachtet. Ich habe von den Behörden weder eine Billigung noch eine Mißbilligung erfahren. Der Gedanke, die ursprüngliche Salzquelle bei Oldesloe in ihrer Reinheit in der Tiefe zu suchen, durch mich zuerst ernsthaft angeregt, und seitdem nie ganz aufgegeben, obgleich bis jetzt noch nicht zweckmäßig verfolgt, ward als ein phantastischer Traum betrachtet, und fast höhnisch abgewiesen. Die Ansicht, daß ich ein Phantast wäre, und für alle praktischen Geschäfte untüchtig, hatte sich bei dem Manne, von welchem meine zukünftige Thätigkeit abhing, so festgesetzt, daß sie schlechthin unüberwindlich war. Er würde Recht haben, wenn man die praktische Tüchtigkeit in den eigenen Angelegenheiten als einen Maaßstab für eine ähnliche in fremden Angelegenheiten könnte gelten lassen. Ein solcher Maaßstab der Beurtheilung aber entsteht nur in dem Kopfe beschränkter Doctrinäre, die durch ihre Abstractionen, die sie Maximen nennen, völlig

unfähig werden, wahre Menschenkenntniß zu erlangen. Solche Männer pflegen eben am Meisten auf ihre Erfahrung zu pochen, wie auf ihre praktische Tüchtigkeit, und dennoch sind die Maximen, die sie gebrauchen, das tödtliche Gift, durch welches der Lebensstrom gesunder und frischer Erfahrungen von vorn herein vernichtet wird. — Daß nun meine Vorschläge zur praktischen Benutzung des Gipses bei Segeberg, die Hoffnung, daß die Gipsbrücke als Privateigenthum selbst für die Regierung vortheilhafter benutzt werden könnte, schnöde, ja verächtlich abgewiesen wurden, war vorauszusehen. Ich nahm mir die Freiheit, darauf aufmerksam zu machen, daß es dem Phantasten doch gelungen wäre, reiche Handelsherren zu gewinnen, die mit den Verhältnissen genau bekannt, geneigt waren, nicht unbedeutende Kapitalien für das in den Augen der Behörde grillenhafte Unternehmen zu wagen. Ich fühlte mich verletzt, ich vermochte wohl kaum, die Kränkung zu verbergen. Ich sah es ein, daß man das Geld, was meine Reise gekostet hätte, als unnütz verschleudert betrachtete, daß meine Hoffnung, geognostische Reisen in Norwegen anzustellen, daß überhaupt eine jede Hoffnung erfolg-

reicher Thätigkeit für mein Vaterland auf immer verschwunden war. Schimmelmanns Zuneigung bot mir keine Hülfe dar, ja er selbst, indem er mir ein dürftiges Auskommen verschafft hatte, mußte in Verlegenheit gerathen, wenn ich meine Einkünfte nutzlos verzehrte.

Aber noch weit bedenklicher erschien meine ganze Lage, wenn ich sie von dem Standpunkte meiner wissenschaftlichen Thätigkeit aus betrachtete. Der große Haufe der Zuhörer, der sich neugierig zudrängte, verlief sich zwar, aber noch blieb eine bedeutende Menge zurück, die sich immer mehr und mehr an mich anschloß. Selbst in der Literatur fing man an, den Einfluß zu spüren. Man erblickte eine Unsicherheit in den Aeußerungen sonst allgemein verehrter Schriftsteller, und ich darf es sagen, denn es ist, irre ich nicht, anerkannt, daß diese Vorträge, so wie Oehlenschlägers Gedichte, eine Epoche in der dänischen Literatur veranlaßten. Zwar ist mein Einfluß ein nicht so entschieden persönlicher gewesen wie der des nationaleren Dichters. Durch mich angeregt, wandten sich die bedeutenderen jungen Männer an die neuere deutsche Literatur; sie wurden nicht allein durch meine Vorlesun-

gen, sondern auch durch Fichte's, Schellings, der beiden Schlegels und Tiecks Schriften mit neuen Richtungen in der Wissenschaft wie in der Kunst innig vertraut. Selbst nach Schweden drang diese Anregung, und meine wissenschaftliche Thätigkeit trug auch etwas bei zur Bildung der sogenannten Phosphoristen, die in der schwedischen Literatur eine bedeutende, wenn auch nur vorübergehende Gährung hervorriefen. Doch je entschiedener mein Einfluß hervortrat, desto mehr wuchs die Besorgniß der wissenschaftlichen Behörden. Ein Ereigniß trug nicht wenig dazu bei, diese Besorgniß zu steigern, ward wenigstens benutzt, mich als einen für die Jugend gefährlichen Lehrer darzustellen.

Ein junger Mann, der meine Vorträge besuchte, quälte mich nicht selten mit seinem persönlichen Besuche. Seine Gesundheit war zerrüttet, sein Gemüthszustand bedenklich, und es konnte mir, wie ich ihn sah und reden hörte, der Ursprung seiner Krankheit nicht verborgen bleiben. Ich rieth ihm, alle Speculation aufzugeben, Kopenhagen zu verlassen, irgendwo auf dem Lande sich recht anstrengend und anhaltend körperlich zu beschäftigen, Sturzbäder zu brauchen u. dgl.

um sich wieder zu stärken. Junge Männer, die mit ihm umgingen, hatten ihn zum Ziel ihres Spottes gemacht, und seinen gefährlichen Zustand dadurch gesteigert. Auf meinen Rath hörte dieser Unglückliche nicht, er besuchte meine Vorlesungen nach wie vor, vertiefte sich immer mehr in seltsame Grillen, die er nicht zu beherrschen vermochte; ich konnte ihn nicht aus meinem Hörsale verweisen, und der Erfolg war, wie ich ihn voraus sah und befürchtete. Seine psychische Krankheit trat immer entschiedener hervor, und weil damals die Methode, solche Kranken gleich vom Anfange an zweckmäßig zu behandeln, in Dänemark noch völlig unbekannt war, so ward er bald gänzlich verrückt. In der grauenhaften Anstalt, die nicht zweckmäßiger hätte eingerichtet werden können, wenn man eine Geisteskrankheit künstlich zu pflegen und auszubilden beabsichtigte, rief der Unglückliche nun öfter: „O Steffens! O Oehlenschläger!" Das Gerücht von diesem armen Menschen ging durch die ganze Stadt, und wie es dem Regenten des Landes mitgetheilt wurde, erfuhr ich einige Jahre nachher, von ihm selbst. Es war mir klar, daß früher oder später meine Vorträge verboten werden möchten, und

an die Stelle der glänzenden Hoffnung einer erfolgreichen geistigen Thätigkeit in meinem Vaterlande, trat die schmerzliche Ueberzeugung, daß die Männer, von welchen meine ganze zukünftige Wirksamkeit abhing, mich theils als einen Ungeschickten und Unnützen, theils als einen Gefährlichen betrachteten. Zum erstenmal kam jetzt der tiefere Schmerz des Lebens mir entgegen. Wenn ich mich früher verlassen und unglücklich fühlte, so lag die Hoffnung einer schnellen Verbesserung meiner Lage mir nahe, ja sie war mir wahrscheinlich und hielt mich aufrecht. Jetzt mußte ich mir selbst gestehen, daß ich gegen die Macht, die mich niederzudrücken strebte, keine Waffen besaß. Die Angst um meine finanzielle Lage, die Furcht, meine Frau in mein dunkles Schicksal verflochten zu sehen, erschütterten mich tief. Und obgleich ich ihr alles, was meine Hoffnungen zerstörte, zu verheimlichen suchte, konnte es ihr doch nicht verborgen bleiben, daß unsere Stellung immer bedenklicher ward. Und dennoch lag es in meiner eigenthümlichen Persönlichkeit, daß ich, anstatt nüchtern und besonnen zu Werke zu gehen, in meinen Privatäußerungen immer unvorsichtiger ward. Wunderliche Paradoxien, schon in ihrer ursprünglichen

und wahren Gestalt auffallend genug, wurden nicht von Feinden allein, zur Caricatur verzerrt, in der Stadt verbreitet; selbst freundlich gesinnte Jünglinge nahmen sie in ihrer verunstalteten Form als glänzende geistige Aeußerungen auf. Ja diese jungen Anhänger wurden mir, wie vom Anfange an beschwerlich, so später fast gefährlicher als meine Gegner.

Ich bin überzeugt, daß meine entschiedene protestantisch-religiöse Gesinnung, die schon damals aus meinen früheſten Jugend-Erinnerungen aufzutauchen anfing, mir nie erlaubt haben würde, durch irgend eine Aeußerung eine Neigung zum Katholicismus zu verrathen: dennoch mag die Ansicht, daß dieser in früheren Jahrhunderten eine nicht gekannte, tiefere, geschichtliche Bedeutung hatte, und noch immer Schätze verbirgt, die von den Protestanten anerkannt zu werden verdienen, einen für mich gefährlichen Eindruck auf einige Jünglinge gemacht haben. Sie wurden jetzt mit den deutschen katholisirenden neueren Gedichten bekannt. Es war gar keine religiöse Gesinnung, die hier das anziehende Element bildete, es war bloß das Auffallende, Neue; kurz, um einen ganz trivialen, und doch die Sache richtig be-

zeichnenden Ausdruck zu gebrauchen: es war die Mode allein, die diese Neigung schuf. Und dennoch konnte, nachdem ich mein Vaterland verlassen hatte, ein katholischer Priester meinem katholisch gewordenen Freunde schreiben: „Die Bemühungen Ihres Freundes scheinen einen gesegneten Erfolg zu haben; die katholische Kapelle wird, wie bisher nie, wiederholt von der Jugend der Hauptstadt besucht.“ — Ich habe nie erfahren, daß irgend ein junger Mensch in Kopenhagen eine wirkliche Neigung zum Katholicismus gezeigt habe. Die Aufmerksamkeit mag auf diesen hingelenkt worden, und dadurch die Neugierde entstanden sein, den katholischen Kultus näher kennen zu lernen. Ohne daß ich es wußte, mag auch diese scheinbar gefährliche Richtung, hier und da, sich während meines Aufenthaltes in Kopenhagen geäußert haben, und von meinen Gegnern benutzt worden sein. Ich mußte jetzt natürlicher Weise alle Verirrungen der sogenannten neueren deutschen Schule vertreten. In Dänemark und bei der Kopenhagener Universität war der Rationalismus des vergangenen Jahrhunderts durchaus überwiegend, er beherrschte die Literatur, er wurde fast immer von den Kanzeln gepredigt, und

war mein gefährlichster Feind. Den Rationalisten war es erwünscht, eine jede religiöse Aeußerung, aus einem höheren geistigen Standpunkt entsprungen, als Katholicismus zu stempeln. Die lutherische Kirche war so innig mit der Geschichte des Landes, mit der ganzen Staatsverfassung, mit der Suverainetät verknüpft, daß eine erdichtete Neigung zum Katholicismus, sorgfältig benutzt, einen jeden Bürger auch politisch verdächtigen konnte. Wenig halfen mir die jungen Männer, die mir anhingen, und meine Stellung nicht selten durch ihre Unbesonnenheit noch gefährlicher machten. Da entstand oft der stille Wunsch in mir, mein Vaterland zu verlassen, und wo möglich, mir in Deutschland einen Wirkungskreis zu verschaffen.

Nun bildete sich auch Geklatsch mancherlei Art, durch welches meine Familienverhältnisse und der engere häusliche Kreis gestört wurden. Es war zwar an und für sich unbedeutend, leicht zu überwinden, und wäre wohl auch nach kurzer Zeit völlig verklungen. Meine Frau indeß erwartete in einigen Monaten ihre Niederkunft. Ihre Stimmung ward trübe. Die Trennung von Eltern und Geschwistern erschien ihr schmerzhafter als sonst; durch unsere Lage geängstigt, durch Geklatsch gekränkt,

ward auch sie mit ihrem Aufenthalt in dem Lande, in welchem sie sich noch nicht eingewohnt hatte, immer unzufriedener; und nur vorübergehend konnte sie in den angenehmeren Kreisen der Freunde und Gönner getröstet erscheinen.

Da erhielt ich im Märzmonat 1804 ein Schreiben, welches plötzlich eine Hoffnung in mir erregte, die ich kaum zu nähren wagte. Auch auf meine Frau machte es einen Eindruck so gewaltsamer Art, daß er in ihrer Lage mir fast bedenklich schien. Es war ein Brief von dem berühmten Arzt Reil in Halle. Er zeigte mir an, daß der damalige Kabinetsrath Beyme, der das Vertrauen des Königs im hohen Grade besaß, die Absicht hatte, die wissenschaftliche Bedeutung der Universität Halle durch die Berufung jüngerer Lehrer zu heben. „Ich habe," schrieb mir Reil, „die Hoffnung, Sie durch mein freundschaftliches Verhältniß zu Beyme, auf eine vortheilhafte Weise als Professor ordinarius bei der hiesigen Universität angestellt zu sehen. Schreiben Sie mir umgehend, ob Sie geneigt sind, einen solchen Antrag, wenn er an Sie erginge, anzunehmen. Sie würden Natur-Philosophie, Physiologie und Mineralogie vortragen. Ich bitte Sie,

Ihren Schwiegervater nichts eher davon wissen zu lassen, als nachdem Sie die Vocation wirklich erhalten haben."

Die Aufregung, in welche dieser unerwartete Brief mich versetzte, war unglaublich. Mein ganzes Dasein bekam plötzlich eine andere Richtung. Ich hatte mich von meiner Jugend an durchaus als meinem Vaterlande gehörig, durchaus als Däne gedacht. Die stille Sehnsucht nach Deutschland, der verborgene Wunsch, dort zu leben und thätig zu sein, waren kaum zum inneren klaren Bewußtsein gelangt: und nun war ich doch in eine Stellung versetzt, die mir eine völlige Trennung von meinem Vaterlande, so wie sie sich jetzt darbot, nicht bloß wünschenswerth, sondern leider selbst nothwendig machte. Ich will es gestehen, ich ergriff die Hoffnung, die mir aufging, jubelnd, und dennoch war dieser Jubel mit einem tiefen Schmerz verbunden. Zu tief lebten alle Knaben- und Jugend-Erinnerungen in meinem Innersten. Wenn ich das neue Leben ergriff, dann erstarben diese, und keine Hoffnung eines Zukünftigen kann die Schmerzen des Todes überwinden.

Ich antwortete, wie man sich denken kann. Ich

schilderte die Verhältnisse, die es mir wünschenswerth machen müßten, einen solchen Antrag mit Freuden anzunehmen, aber ich bat Reil auch, diese Angelegenheit so lange wie möglich vor meinem Schwiegervater geheim zu halten. Ich hatte, und verheimlichte es dem Reil nicht, einen ganz besonderen Grund. Ich kannte Reichardt, ich wußte, daß er, so wie nur der Gedanke in ihm entstand, daß eine Vocation nach Halle für mich möglich wäre, nach Berlin reisen und seinen ganzen Einfluß für mich in Thätigkeit setzen würde. Das wollte ich nun unter jeder Bedingung vermeiden. Meinen Ruf nach Halle einem berühmten Gelehrten zu verdanken, schien nur ehrenvoll. Ich wollte aber einen jeden Einfluß der Familienbegünstigung durchaus abhalten. Erst nachdem ich die Vocation durch den Minister von Massow erhalten hatte, erfuhr es Reichardt. Trotz dieser Vorsicht, habe ich dem nicht entgehen können, daß meine Gegner in Halle meine Anstellung als bloß durch Reichardt veranlaßt, bezeichneten. Diese Ansicht hat sich bis in die neueste Zeit erhalten, und ist noch neulich wieder laut geworden. In der That, sobald Reichardt die Sache erfuhr, reiste er

eilig nach Berlin. Sein eifriges Bemühen, welches jetzt nicht einmal nöthig war, überzeugte den Minister, daß ich unter jeder Bedingung kommen würde. Ich hatte das Gehalt, welches ich in Kopenhagen bezog, gefordert, Reil gab mir die Hoffnung, es zu erhalten: jetzt wurden mir ein paar Hundert Thaler abgezogen.

Als ich die Vocation erhalten hatte, als die Sache nun entschieden war, mußte schon die große Freude meiner Frau mich glücklich machen, und jetzt erst ward ich gewahr, wie wenig sie den Schmerz, von ihren Eltern getrennt zu sein, überwunden hatte, wie sehr sie sich gequält fühlte durch die unsichere Lage, in einem ihr fremden Lande. Jetzt freilich trat für die nächste Gegenwart eine neue Sorge hervor. Wir sollten eine häusliche Einrichtung, die wir durch Anleihen eben angeschafft hatten, aufheben, eine kostspielige Reise antreten, dringende Gläubiger befriedigen, in Halle uns von neuem einrichten, und sahen keine Hülfe und keinen Ausweg. Es ist seltsam, wie, was auf gewöhnlichen Wegen nie geschieht, sich, wenn die völlig anerkannte Nothwendigkeit da ist, zu fügen pflegt. Die Mittel waren in der That da; und durch eine Anleihe in Halle, früher als wir erwarten konnten,

die gegenwärtige Noth beseitigt. Daß unsere Schuldenmasse sich häufte, ängstigte uns wenig, denn wir kannten die vortheilhaften Verhältnisse, die geschätzte Professoren auf stark besuchten Universitäten in Deutschland sich zu schaffen wußten, und meine Frau traute mir nicht weniger zu, als ich mir selber.

Doch sollten wir in diesen Tagen der fröhlichen Erwartung noch einem Schmerz erleben, der für junge Eheleute der tiefste zu sein pflegt. Meine Frau kam gegen Ende Juni nieder. Sie war gesund, die Niederkunft glücklich, und wir waren durchdrungen von jener Freude, die unter allen irdischen die höchste genannt werden kann. Die Wöchnerin war nach dem Accouchementshause gezogen. In Kopenhagen ist dort eine Einrichtung für Frauen aus den höheren Klassen. Diese ist sehr bequem, ja prächtig. Sie hatten die vorzüglichste Pflege, die ausgezeichnetsten Hebammen im Lande, und bei zweifelhaften und bedenklichen Fällen die Hülfe des in ganz Europa berühmten Accoucheurs Saxtorph. Obgleich die Benutzung dieser Anstalt sehr kostspielig ist, geschah doch alles nach dem Rathe des Oheims. Aber meine Frau ward von einem in Kopenhagen nicht seltenen, einige Tage hin-

durch selbst bedenklichen, Kindbett-Fieber befallen. Sartorph hielt bei der Krankheit der Verwandtin die Unterstützung des Professors Bang für nöthig. Diese beiden Aerzte beriethen sich vielleicht auf eine nicht ganz vorsichtige Weise mit besorgten Mienen und ich sah, wie plötzlich eine Todesangst die Züge der jungen, lebensfreudigen, bis dahin nie erkrankten Frau ergriff; und das in einem Augenblick, in welchem sie sich zwar erkrankt, aber doch im höchsten Grade glücklich fühlte. Es war ein Moment inneren Entsetzens, der mir unvergeßlich ist. Die gute Natur der Frau überwand aber schnell diese Krankheit, doch waren die Folgen sehr traurig. Das Stillen mußte ausgesetzt, das Kind gefüttert werden. Es starb nach wenigen Wochen. Die Trauer bei dem Verlust eines Kindes gehört gewiß zu den tiefsten, die ein Mensch empfinden kann. Es ist ein partielles Streben, und niemals erkennt man die Naturtiefe, die Eltern und Kinder verknüpft, klarer als in solchem Momente. Der Ausdruck, daß Mann und Weib eins sind, findet ausgedehnt auf das Kind seine volle und unergründliche Bedeutung. Und dennoch hinterläßt der Schmerz des Verlustes niemals jene traurigen Spuren, welche Schmerzen aus geselli-

gen Verhältnissen entsprungen, nachlassen, und die oft nach Jahren nicht verschwinden. Was aus der Verwickelung menschlicher Thaten entsteht, was aus dem Abgrunde wechselseitiger leidenschaftlicher Mißverhältnisse geboren wird, das hinterläßt mehr oder weniger eine innere Zerrissenheit, die oft, wo wir uns völlig rein glauben, und als unschuldig Leidende betrachten, auf eine tiefe, wenn auch uns selbst verborgene, eigene Verschuldung hindeutet. Die Naturthat trägt ihre Heilung in sich selbst, und eine Ahnung, daß der Tod eine Entwickelung sei, daß, was als ein geistig Eigenthümliches zum Vorschein kam, nie verschwinden kann, durchdringt selbst das durch die Reflexion verworrenste Gemüth. Hier lag die Heilung des Schmerzes nah. Die bevorstehende Reise forderte unsere ganze Thätigkeit. Die Auszeichnung, die in meinem Vaterlande so viel galt, die erste in ihrer Art, nach einer berühmten Universität in Deutschland berufen zu sein, die Hoffnung, dort einen geistigen Einfluß ausüben, ja in der Mitte bedeutender weltgeschichtlicher Bewegung, eine Schule für eigenthümliche Ideen bilden zu können, mußte mein ganzes Dasein erheben. Die Freude mit Eltern, Geschwistern und

Freundinnen zu leben, nach einer schmerzlichen Trennung zur heiteren Gewohnheit des früheren Lebens zurückzukehren, mußte den Stachel des Schmerzes auch in der Seele der Frau abstumpfen. Ein Monat verging in der so natürlichen Zerstreuung unserer damaligen Lage. Ich wollte im September in Halle sein, um mich für meine Vorträge zum Winterhalbjahr 1804—5 mit Muße vorzubereiten. Wir wollten langsam reisen, uns einige Zeit in Hamburg und Berlin aufhalten. Aber noch hatte ich manches in Kopenhagen zu überstehen. Man legte mir eine Rechnung vor, wie viel ich der Regierung gekostet hatte, ich sollte es in bestimmten Terminen ersetzen. Ich stellte zwar vor, daß ich meiner Pflicht gemäß zum dänischen Dienst bereit wäre, daß ich auch jetzt, wenn man mir die Hoffnung einer angemessenen Thätigkeit eröffnete, entschlossen wäre, im Lande zu bleiben. Aber erst später gelang es meinem Gönner, dem Grafen Schimmelmann, diese Schuld niederzuschlagen, und als ich das Land verließ, ruhte sie, zugleich mit den für mich bedeutenden Privatschulden, noch auf mir. Ein anderer würde meine zukünftige Lage sehr mißlich gefunden haben: mir schwebte aber meine Thätigkeit

in Deutschland als die Morgenröthe eines heiteren Tages vor der Seele. Ich sollte, unterstützt durch die beweglichen jugendlichen Geister eines großen Volkes, die große geistige That eines neuen Jahrhunderts vorbereiten helfen. Diese würde, dachte ich mir, alle Schwierigkeiten überwinden, und das Leben in seinen äußeren Bedingungen eben so heiter gestalten, wie in seinen inneren.

Eine neue Qual hatte ich aber zu überwinden: die des einseitigen, dänischen Patriotismus; der zwar nicht in dem Kreise meiner Freunde herrschte, sich aber hier und da auf eine bizarre Weise äußerte. Wie man früher mich getadelt hatte, weil ich eine Schrift auf deutsch herausgab, so war man jetzt sehr geneigt, meine Auswanderung als einen Hochverrath zu betrachten. Mir ganz fremde Männer erschienen in meinem Hause, um mir zu beweisen, daß ein Däne keinen fremden Dienst annehmen dürfe. — „Auch wenn mein Vaterland mich nicht vermißt?" fragte ich. „Wenn ich keinen Standpunkt selbständiger Thätigkeit dort finden kann? wenn man meine Entfernung wünscht?" — Ich sollte warten, meinte man, es könnte sich noch alles anders gestalten. „Das heißt," antwor=

tete ich, „ich soll die besten Jahre meiner Producti=vität hier vergeuden. Gelingt mir meine Arbeit im Auslande unter besseren, ermunternden Verhältnissen: ist sie dann nicht auch für euch da, wenn ihr sie zu benutzen wißt? Und gilt sie euch nichts, was hülfe es euch, wenn ich hier zu Grunde ginge?"

Reise nach Halle.

1804.

Ich trennte mich mit tiefem Schmerze vom Vater=lande, von Freunden und Verwandten. Es dauerte lange, ehe ich das Grab meiner Jugend, den schmerz=haften Verlust früherer Jahre, das zerrissene Band einer heiteren Vergangenheit so zu entfernen vermochte, daß mir die Freude der Zukunft hellleuchtend entgegen=strahlte. Ich sollte die süßen Töne meiner Mutter=sprache nicht mehr hören, ich sollte mich hineindenken, hineinleben in eine neue. Als die schönen grünen Ufer Seelands verschwanden, war es mir, als hätte ich mich einem fremden Geiste, einem ungewissen dro=henden Verhängnisse preisgegeben, und das Packet=boot nach Kiel durchschnitt im eiligen Fluge die Wel=

len, ohne daß ich es merkte. Allmälig tauchte die Zukunft heiter für mich auf. Die Töne der deutschen Sprache klangen als heimische, wie sie schon in meiner frühesten Kindheit laut wurden, und mich lockten, aus meiner Seele hervor. Deutsche Freunde und Verwandte erwarteten mich und hießen mich willkommen. Ich sah die Frau heiter und glücklich an meiner Seite, und die trüben Geister waren verscheucht. In Kiel freute man sich über mein Glück. Freunde drängten sich zu mir. Der alte Hensler begrüßte mich heiter, und schien von meiner Thätigkeit auf einer deutschen Universität Gutes zu erwarten. In Hamburg ward ich als Deutschland zugehörig bewillkommt, obgleich da die Verwandtschafts-Verhältnisse wohl vorzüglich berücksichtigt wurden. In Lüneburg fand ich die verhaßten französischen Truppen noch. Sie hatten sich dort schon eingewohnt, und die Hannoveraner schienen das Unvermeidliche mit einer Hingebung zu ertragen, die mich in meiner damaligen Stimmung auf eine unbillige Weise empörte. Wir besuchten ein französisches Lager in der Nähe der Stadt. Das Geschick der Franzosen, sich selbst für eine kurze Gegenwart heiter einzurichten, zeigte sich hier. Die erbeuteten hannö-

verischen Zelte, reinlich und häufig mit Blumen und Kränzen geschmückt, nahmen sich im Sonnenschein gut aus. Die pyramidalisch zusammengestellten Flinten glänzten uns entgegen. Die Soldaten trieben sich, lustig pfeifend und singend, herum. Aber mir war es, als ergriffe mich ein tiefes Entsetzen. Ich sah den Engel mit dem flammenden Schwerte bereit, mich aus meinem Paradiese zu treiben, als ich es noch kaum betreten hatte. Es ruhte eine Erbitterung in meiner Seele, die ich kaum zu überwältigen vermochte, und die Ruhe und scheinbare Gleichgültigkeit des unterjochten Volkes war mir völlig unbegreiflich.

Ich kam nach Berlin. Hier schien mir noch Alles ruhig, als ahnte man keine nahe Gefahr. Von Verwandten und Freunden umgeben, einer neuen mir wichtigen Stellung entgegengehend, verschwand bald alle geahnete Furcht. Ich machte die Bekanntschaft des Herrn von Beyme, der damals die Gunst und das Vertrauen des Königs im hohen Grade besaß Er lud mich nach Potsdam zu sich ein, sprach lebhaft von dem Interesse, welches er an der lebendigen Erneuerung der Universität in Halle nahm, und wie er seinen ganzen Einfluß verwenden würde, um diese

Hochschule zu heben, damit sie die erste in Deutschland werden könnte; wie man keine Opfer scheuen müsse, um die berühmtesten Lehrer hinzuziehen und die Institute der Universität den Erfordernissen der Wissenschaft und der Zeit gemäß auszubilden und zu bereichern. Diese vielversprechenden Aeußerungen eines so wichtigen Mannes machten auf mich einen starken Eindruck. Ich lebte in den schönsten Hoffnungen, ich sah aus allen Gegenden Deutschlands die geistvollsten Jünglinge nach Halle strömen. Ich traute mir zu, für das, was mich durchdrang, auch die Jugend zu begeistern und alle Angst vor der Zukunft war verschwunden. Was mir auffiel, während ich den Mittag allein mit ihm und seiner Familie zubrachte, war die Offenherzigkeit, mit welcher er sich über sein Verhältniß zum Könige äußerte. „Ein jeder König," sagte er, „müsse einen Günstling haben, dem er sein völliges Vertrauen schenke; nur durch einen solchen, nicht durch die Beamten, durch die Dikasterien allein, könne er die Verhältnisse ihrer Wahrheit nach, die Wünsche und Klagen des Volks kennen lernen." — Meine Stellung gegen die allgemeine Literaturzeitung ist dem Leser bekannt. Nun glaubte man, das Ansehen der Univer-

sität dadurch zu heben, daß man dieses Institut nach Halle verlegte. Das obenerwähnte neue kritische Institut sollte in Jena das ältere verdrängen. Es entstanden Streitigkeiten, ja irre ich nicht, Prozesse. Die alte allgemeine Literaturzeitung gestand der neuen Unternehmung nicht das Recht zu, denselben Titel zu wählen und so entstand der Wunsch des Hofraths Schütz, des ersten Redakteurs, in Preußen Schutz zu suchen, und die Bedingungen, die er gemacht hatte, waren zum Theil angenommen, zum Theil abgewiesen. Wenn ich nicht irre, wurden die Verhandlungen eben abgeschlossen, als ich in Berlin war. Ich äußerte freimüthig meine Ansicht über dieses Institut, welches ich damals für ein völlig herabgekommenes ansah. — Wie ich jetzt die Sachlage kenne, wundere ich mich fast noch mehr darüber, daß es der neuen Jenaer Literaturzeitung gelang, einen festen Boden zu gewinnen und eine so lange Dauer neben der alten, die, von dem Hauptelemente des Bestehens, von der zähen Gewohnheit der Menge der Meinungsuchenden, getragen wurde. — Herr von Beyme äußerte sich über diese Sache seltsam genug. „Die Herren," sagte er, „haben mancherlei Bedingungen gemacht. Ueber den

Werth des Instituts will ich kein Urtheil fällen. Eine Menge berühmter Gelehrten in allen Fächern sind als Recensenten Mitarbeiter, und ein wissenschaftliches Tribunal, dessen Mitglieder in ganz Deutschland zerstreut sind und welches noch immer eine große Bedeutung hat, erhält seinen Wohnsitz in Halle und wird das Ansehen der Universität heben. Auf ihre verwickelten Bedingungen haben wir uns nicht eingelassen. Wir behandeln dieses Institut wie andere Fabriken, die wir unterstützen und ermuntern, und so wollen wir als Anlagekapital eine bestimmte Summe bewilligen, und die Unternehmer müssen sich mit dieser behelfen." Er nannte, irre ich nicht, zehntausend Thaler.

Diese Gespräche hatten einen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht. In den Ansichten, die Beyme aussprach, in dem Tone, der in seinen Gesprächen lag, war etwas für mich so Fremdartiges, daß ich seine Aeußerungen doch mit einer Art Scheu anhörte. Aber die Hoffnung, die sich in seinem Interesse für die Universität Halle anknüpfte, behielt die Oberhand, und ich verließ ihn in einer sehr fröhlichen Stimmung. Ich kannte bis jetzt keinen einflußreichen Mann

in Preußen, und daß der erste, mit welchem ich in Berührung kam, sich so offen und vielversprechend äußerte, erregte bei mir ein heiteres Vertrauen. Ich glaubte in der That von jetzt an in dem fremden Lande eine sichere Stütze erhalten zu haben, und eine solche schien mir freilich sehr nothwendig, nachdem ich den Justizminister Herrn von Massow, den Curator der Universität, dem ich mich jetzt vorstellte, gesprochen hatte. Ein langer, hagerer, ernsthafter und verschlossener Mann, trat mir, mit der ganzen Würde seiner Stellung bewaffnet, entgegen. Er begrüßte mich kalt, sprach einige freundliche Worte, die mehr belehrend, als anerkennend lauteten, und als ich meine Freude über das Interesse für die Universität Halle, welches die Regierung erweckt hatte, äußerte, sprach er von den neuen Einrichtungen, wenn auch nicht mißbilligend, doch ablehnend. Er schien von den Neuerungen nicht viel zu erwarten, ja, er schien, obgleich es nicht ausdrücklich gesagt wurde, selbst mit meiner Berufung nicht sehr zufrieden zu sein. Die Zuversicht, die ich durch meinen Besuch bei Herrn Beyme erlangt hatte, ward freilich durch diesen zweiten sehr herabgestimmt. Aber ich war gewohnt, mich

an günstigere Aussichten hoffnungsvoll anzuschließen, und das geschah auch hier.

Halle.

1804—1806.

Im September 1804, ein Jahr nach meiner Hochzeit, brachte ich den glücklichen Eltern die geliebte Tochter zurück, die sie doch nicht ohne Aengstlichkeit in einem fremden Lande und in so großer Entfernung bisher leben sahen. Ich besuchte die Professoren. Reil freute sich über meine Ankunft. Die erste Zeit verging mit der häuslichen Einrichtung, die mich doch in große Angst versetzte. Denn je bedeutender die Ausgaben waren, die erfordert wurden, je größer die Summen, die ich aufnehmen mußte, desto bedenklicher wurde mir meine ganze Zukunft. Mein Schwiegervater hatte für mich eine viel zu große und ansehnliche Wohnung gemiethet; wir verloren uns fast in den weitläuftigen Räumen, und eine Ausgabe ward mir nothwendig, die mich in Schrecken setzte. Ich war bis jetzt fast immer auf Reisen gewesen; eine Bibliothek besaß ich daher so gut wie gar nicht. Die

reichen Bibliotheken in Kopenhagen lieferten mir Alles, was ich brauchte, und bei meinen freundschaftlichen Verhältnissen zu den Bibliothekaren wurden die Werke, die ich wünschte, schnell angeschafft. Hier war die Bibliothek zwar an alten Werken reich genug, aber was ich nothwendig brauchte, mußte jetzt gleich und schnell angeschafft werden. Ich war als Professor der Mineralogie berufen, und besaß keine Mineraliensammlung. Was ich bisher erhielt, verschenkte ich an größere Sammlungen. Ich hatte diesen Umstand, als ich die Vocation annahm, den Behörden nicht verhehlt. Eine Mineraliensammlung ward mir versprochen, wenn die vorhandene nicht hinreichte. Meine erste Beschäftigung war nun, zu untersuchen, was ich vorfand. Die Sammlung, die man mir zeigte, war unter der Aufsicht eines alten Mannes, Hübner, der früher Pedell gewesen war, sich sehr gute Kenntnisse in der Zoologie erworben hatte, und dem die zoologische Sammlung und neben dieser auch die mineralogische anvertraut war. Diese letztere war nun völlig unbrauchbar. Mit ihrer Hülfe oryktognostische Vorträge zu halten, wäre ganz unmöglich gewesen. Der Orientalist Vater hatte sich als Dilettant mit der Mineralogie beschäf-

tigt, und war im Besitze einer Sammlung, die mit der alten der Universität verbunden, einigermaßen aushelfen konnte. Er war willig, sie abzulassen und seine Forderung war äußerst billig. Ich beeilte mich, diese Umstände dem Minister vorzustellen, bat dringend um Beschleunigung des Ankaufes, denn meine mineralogischen Vorlesungen sollten in wenigen Wochen anfangen. Der Minister antwortete ablehnend, und verwies mich an die Sammlung der Universität, die doch wohl für die Anfangsgründe der Mineralogie ausreichen würde. Ich antwortete entschieden, erinnerte an das mir gegebene Versprechen, und versicherte, daß ich die, von mir angekündigten Vorträge nicht halten könnte. Habe man erwartet, daß ich eine Mineralogie verstünde, die sich ohne Sammlung vortragen ließe, so hätte man sich geirrt. Eine solche verstünde ich nicht und wüßte auch nicht, sie vorzutragen. Damit nun meine angekündigten Vorlesungen möglich wurden, erwartete ich mit Zuversicht von Se. Excellenz, daß die Sammlung des Professors Vater vor der Eröffnung der Vorträge, in meinen Händen wäre. Diese Sammlung könne, da sie durch eine nicht bedeutende Summe zu erhalten wäre, als Grundlage

für eine zukünftige, allerdings höchst nothwendige Erweiterung, betrachtet werden, und ich wäre gern erbötig, mit einem so dürftigen Anfang zufrieden zu sein, obgleich die Sammlung den Hoffnungen, die mir gemacht waren, keineswegs entsprach. Der Professor Schmalz, als damaliger Repräsentant der Regierung unter dem Namen eines Direktors, erhielt den Auftrag, ohne daß ich zugezogen wäre, durch eine Auswahl von Professoren den Kauf mit Professor Vater abzuschließen. Von diesem wußte nun freilich keiner den Werth der Sammlung zu beurtheilen, und der Minister wollte wohl, indem ich ausgeschlossen wurde, seine Unzufriedenheit mit meinem allerdings etwas heftigen Schreiben ausdrücken. So war freilich meine Absicht erreicht, aber meine Stellung eine bedenkliche. Die Freunde tadelten mich, die Gegner glaubten, daß ein so unbesonnener Fremder wohl kaum sich auf der Universität erhalten würde.

Auch äußerte sich der Unwille des Ministers bald auf eine, mir in meiner damaligen Lage sehr beschwerlichen Art. Man hatte mir allerdings ein Vierteljahrsgehalt vorausbezahlt, aber dieses fing erst an, als mein größeres Gehalt in Dänemark aufhörte, und ich

mußte die Reise mit einer geringeren Einnahme als die gewöhnliche bestreiten. Man hatte mir Hoffnung gemacht, eine größere Summe zu erhalten. Beyme ließ mir durch Reil rathen, eine solche nicht zur Bedingung der Annahme der Vocation zu machen. Ich war Thor genug, diesem Rathe zu folgen. Jetzt wurde aller Ersatz mir rein abgeschlagen. In der mir zugefertigten Vocation ward ausdrücklich erwähnt, daß die Abgabe für die Bestallung den aus der Fremde berufenen Professoren geschenkt zu werden pflege; nur eine kleine unbedeutende Summe mußte von ihnen erlegt werden. Eine Verfügung des Ministeriums forderte nun, diese Abgabe von meinem Gehalte abzuziehen. Ich bat um die Erlassung und erinnerte an die Stelle in der Vocation. Sie enthielte kein Versprechen, wurde mir geantwortet; und anstatt einen Ersatz für meine Reise zu erhalten, mußte ich eine für mich bedeutende und drückende Summe zahlen. — So war nun meine Stellung zum Ministerium nicht sehr freundlich, und meine finanzielle Lage trostlos.

Meine Stellung zur Universität und zu meinen zukünftigen Kollegen schien nicht weniger drohend. In einer Zeitung ward schon verkündigt, daß ich mit

meiner Frau katholisch geworden wäre. Ein anderes Blatt stellte mich zu gleicher Zeit als einen Atheisten dar. Allerlei Gerüchte von meinem ungebundenen Leben gingen umher; es war allgemein verbreitet und ausgemacht, daß ich durch bedeutende Portionen Opium mich in beständiger Spannung zu erhalten suchte. Als ich meine Vorträge angefangen hatte, äußerte ein junger Professor gegen meine Frau sein tiefes Bedauern, weil die phantastische Aufregung, in welcher ich lebte und die ich fortdauernd künstlich hervorzurufen suchte, nothwendig eine schnelle Abspannung und einen frühzeitigen Tod herbeiführen müßte. Ich wurde einige Monate später im Winter sehr heftig von meiner gewöhnlichen Halsentzündung befallen, und in Reils Abwesenheit besuchte mich ein Hülfsarzt. Dieser fragte, ob ich nicht alle Morgen an den Händen zitterte, bis ich einige Schnäpse getrunken hätte. Ich ward so erbittert, daß ich ihn fragte, ob er Lust hätte zu erfahren, was diese zitternden Hände auszurichten vermöchten. Daß unter meinen Collegen ein fast allgemeines Mißvergnügen über meine Anstellung herrschte, konnte ich voraussetzen.

In dem Fache der Naturwissenschaft, mir so wich-

tig, sah es übel aus. Seit Forsters Tode wurden nur von dem vormaligen Pedell, Herrn Hübner, über die Zoologie Vorträge gehalten. Die zoologische Sammlung war sehr unbedeutend. Gilbert allein trug die experimentale Naturwissenschaft in ihrem ganzen Umfange vor. Er hat sich durch die Herausgabe der Annalen der Physik, durch die Art, wie diese von ihm redigirt wurden, durch die Schnelligkeit, mit welcher er bedeutende Entdeckungen der Naturforscher in England und Frankreich verbreitete, ein wirkliches Verdienst erworben. Aber seine Figur, seine Persönlichkeit überhaupt, und seine Vorträge konnten ihm keinen großen Beifall unter den Studirenden erwerben. Seine Gesinnung, den Naturphilosophen gegenüber, läßt sich denken. Die Naturphilosophie nämlich fing schon an im Auslande, wenigstens hier und da, oberflächlich und nach Gerüchten besprochen zu werden.

Daß sie in Frankreich und England als etwas durchaus Leeres, Willkürliches und Phantastisches betrachtet wurde, war zu erwarten. Gilbert, der Berichterstatter fremder Versuche, der zuletzt fast zu glauben schien, daß er einen wesentlichen Antheil an den Entdeckungen hatte, über welche er referirte, sah einen

jeden Angriff, der vom Auslande herrührte, als einen durchaus entscheidenden und vernichtenden an. Er ließ die Bemerkungen eines Engländers, eines gewissen Richard Chenevix, über die Naturphilosophie, die sich in Deutschland immer mehr ausbreitete, nicht allein in seinen Annalen abdrucken, sondern besorgte auch einen besonderen Abdruck, der für einen höchst geringen Preis unter den Studirenden verkauft wurde. Man erlaube mir, meine Antwort auf diesen Angriff vom Auslande her, wie ich sie in der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung (März 1806) abdrucken ließ, hier einzuschalten. Es war meine einzige Polemik, und sie kann wohl als Beweis dienen, wie wenig mir damals die Angriffe der Empiriker bedeutend schienen.

„Endlich haben die armen, verlassenen, theoretisirenden Empiriker in Deutschland eine höchst bedeutende Unterstützung aus England erhalten. Ein Mitglied der Londoner Akademie der Wissenschaften erscheint, wie die edlen englischen Mylords in unseren Dramen, als die Noth am höchsten war, incognito in Deutschland und läßt sich treulich Alles referiren. — Als ich das Vergnügen hatte, in

Halle ihre Bekanntschaft zu machen (schreibt dieser Treffliche in einem seiner geistreichen Briefe) kam ich eben nach Deutschland — veni. —

Und wußte schlechterdings nichts von Fichte und Schelling; die Namen dieser deutschen Philosophenhäupter sind nicht in das Ausland gedrungen. Ich war daher (wie bescheiden) unfähig, einige ihrer Aeußerungen zu verstehen. Seitdem habe ich aber den Schlüssel zu allen den Herrlichkeiten erhalten, welche von Jena ausgegangen sind (wie bequem) — Als ich sah, daß es auf die Chemie abgesehen sei (von Fichte?) konnte ich meine Indignation nicht länger zurückhalten — vidi. —

Man erfuhr durch einen Aufsatz in den Philosophical Transactions und in den Annales de chemie — diesen offiziellen Blättern der Naturwissenschaft, auf deren wissenschaftliche Authenticität man sich verlassen kann — welch' ein vornehmer Mann sich in Deutschland unerkannt aufhielt und erschrak. Alles versammelte sich. Das Incognito hörte auf. Einem gutmüthigen deutschen Gelehrten ward die hohe Gnade zu Theil, den erhabenen Gast dem Publiko bekannt zu machen. Mit wiederholten Komplimenten und Bücklin-

gen introducirte ihn der Gelehrte. — Sie sehen hier, sagte er, einen sehr berühmten Mann. Er hat die größten Verdienste um die Wissenschaften (dieses zu specificiren, hielt er für überflüssig). Der Herr geht bei Berthollet in Paris aus und ein. Sie werden ihn, meine Herren, in Pictet's Reiseberichten ehrenvoll erwähnt finden. Er ist über das kleinliche Streben in der deutschen Gelehrten-Republik hoch erhaben, in se ipso totus, teres atque rotundus. Der große Mann winkte dem Gelehrten, stillschweigend und gnädig zu, warf auf die versammelte, zum Theil von respektswidriger Naturphilosophie verführte Menge einen vornehmen indignirten Blick — und fing an zu sprechen. Alle verstummten. Lange Stellen aus Oersted's Materialien zu einer Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, wurden hergelesen. Man glaubte, dies geschehe, um sie zu widerlegen. Nichts weniger. Eine Menge Aeußerungen, die der verrufenen Naturphilosophie ihren Ursprung zu verdanken haben und die der vornehme Mann in verschiedenen Papieren gedruckt gefunden hat, einige, die er sich hatte referiren lassen, werden untereinander gemengt. Wir erfahren darauf, daß die Phantasie nicht ohne

Urtheilskraft sein darf; daß die Wissenschaften die Wahrheit suchen; daß der Ehrgeiz, sich vor den gewöhnlichen Menschen auszuzeichnen, ein mächtiger Sporn sei, der manchen Philosophen treibt; daß dieses auch mit jenem Manne der Fall war, der den Tempel zu Ephesus in Brand steckte; und dergleichen in Deutschland nie zuvor gehörte Weisheit. Man glaubte, daß diese weisen Sprüche mit den Aeußerungen der Naturphilosophie in irgend eine Beziehung gebracht werden, daß nun gezeigt werden würde, wie jene angeführten Stellen aus dem wahrhaften Systeme der Naturphilosophie und nicht etwa aus Mißverständnissen entsprungen seien, wie sie Phantasie ohne Urtheilskraft verrathen. Nichts weniger. Der Mann hat Urtheilskraft; denn wie konnte er sonst bei Berthollet aus- und eingehen, in Pictet's Reiseberichten vorkommen, das Palladium zerlegen (was vielleicht sogar allegorisch zu verstehen ist). Dieses sind die Prämissen; andere reicht der Herr nicht, und andere sind auch nicht nöthig. Die Conclusion ist einleuchtend: Verdrehte Köpfe, erlogene Anschauung, Injurien gegen den Menschenverstand, Attentate gegen die Vernunft u. s. w.

Alle Extravaganzen der Anhänger werden, wie billig, den Gründlichforschenden aufgebürdet. Den Deutschen wird es ernsthaft vorgeworfen, daß sie sich unterstanden, auf ihren Universitäten eine Philosophie vorzutragen, die in England und Frankreich keine Anhänger gefunden hatte. Die ganze pompöse Declamation ist gegen Schellings Naturphilosophie und Winterls Chemie gerichtet, und es konnte freilich verdächtig scheinen, daß sowohl der edle Herr, als der demüthige deutsche Gelehrte bis diese Stunde glaubten: die Winterl'sche Chemie sei nach der Naturphilosophie gemodelt, da sie, wie ein Jeder, der nur die flachste historische Kenntniß von beiden hat, weiß, schlechterdings unabhängig von einander entstanden sind, und sich in den Prinzipien durchaus widersprechen. Dieses gehört aber zu der vornehmen liebenswürdigen Legèreté, die über dergleichen Pedanterien erhaben ist. Endlich tritt bei Gelegenheit einiger Stellen aus Doktor Weiss's dynamischer Ansicht der Krystallisation, die eben so in extenso citirt sind, das hoch vornehme, alle Gegner schlechthin tödtende, wahrhaft einfache, nie zu zerlegende Palladium aller Feinde der Natur-

philosophie hervor: Es giebt Axiomata des Evidentfalschen (dessen, was der Prinz nicht versteht), und das weiß ich, daß die Vernunft das System des Herrn Doktor Weiss (und zugleich Schellings philosophisches und Winterls chemisches System) mißbilligt). Vici. —

Der Mann schwieg und man erstaunte. Was die ehrlichen guten deutschen Gegner auf so vielerlei Wegen, wenn gleich nicht immer am geschicktesten zu erlangen suchten, konnte man auf eine so einfache Weise haben. Aber freilich müßte man Berthollet's Freund, Mitglied der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften, und von Pictet erwähnt sein, um dergleichen mit Erfolg wagen zu können.

Und damit wäre denn Schellings tiefsinniges Bestreben und des trefflichen Winterls dreißigjähriger Fleiß Gottlob glücklich zu Grabe getragen.

Der Effekt dieser fast göttlichen Rede war unglaublich. Der gutmüthige deutsche Gelehrte suchte den armen alten ungarischen Naturforscher dadurch zu retten, daß er ohne literärische Gemeinschaft in der Einsamkeit speculirt und experimentirt hätte. Schade, daß die gutgemeinte Ausflucht dem Alten

nichts hilft. Er zeigt auf jeder Seite seiner Schrift, daß er alle neueren Versuche seiner Zeit wohl kennt, und citirt Gilberts Annalen bis auf die neuesten Hefte. Ein anderer deutscher berühmter Mann, der unglücklich genug war, sich mit Doktor Weiss einzelassen zu haben, zieht sich von demselben eiligst zurück und entschuldigt sich mit seiner Unwissenheit. Auch Unsere Literaturzeitung, die von dem demüthigen Gelehrten ganz im Sinne seines Prinzipals übel mitgenommen wird, mag sehen, wie sie sich bei Zeiten retiriren kann.

Kurz: eine lustigere Farce, wo der geckenhafte praleriſche und unwissende ausländische Prinz, der einheimische, treuherzige Ceremonienmeister und das umstehende Volk — alle den lächerlichen Ton meisterhaft beizubehalten bemüht sind, kann man sich gar nicht denken. Nicht die leiseste Ahnung einer ernsthaften Untersuchung stört die angenehme Illusion."

Herr Chenevix war selbst im Auslande kein gefährlicher Gegner. Seine Versuche mit dem Palladium erregten einige Aufmerksamkeit, aber seine Analysen hatten keine große Autorität, und er galt, be-

sonders da seine weitläuftigen Reisen keine bedeutenden Resultate lieferten, in seinem Vaterlande, wie in Frankreich, nicht viel. Obgleich ich in dem Aufsatze gar nicht genannt, wahrscheinlich dem Verfasser völlig unbekannt war; obgleich mein Name ebensowenig in den einleitenden Bemerkungen des Herrn Professor Gilbert vorkömmt: so war es doch ganz klar, daß die damalige Uebersetzung des Aufsatzes und die Verbreitung desselben unter den Studirenden gegen mich gerichtet war. Der Erfolg, den er erwartete, fand freilich nicht statt. Die Neigung zur Philosophie, welche die bedeutendere Jugend beherrschte, war so entschieden, daß ein jeder Angriff, selbst ohne weitere Untersuchung, den Gegnern nachtheilig ward. Aber selbst im Auslande galt Chenevix zu wenig. Meine Kritik ward durch irgend ein belgisches Journal, irre ich nicht durch van der Mons, in Frankreich und England bekannt. Man sah den Herrn Chenevix nicht, ungern lächerlich gemacht. Ich hatte diese kleine Streitigkeit bald vergessen. Ich sah Gilbert sehr oft im Reichardt'schen Hause, und da er sich's gern und gutmüthig gefallen ließ, wenn man ihn in kleinen geselligen Kreisen zum Besten hatte, so stand ich äußerlich mit ihm auf dem

besten Fuß, ja sein Umgang war mir wichtig, weil er mit allen Entdeckungen der neuesten Zeit sehr vertraut war und sie gern und ausführlich mittheilte. Als ich im Jahre 1814 in Paris war, erfuhr ich durch Gay-Lussac, wie diese kleine Streitigkeit mit Gilbert fast das Einzige war, was er von meinem literärischen Treiben wußte. Er setze voraus, daß Gilbert einer meiner gefährlichsten Gegner wäre, und daß ich in fortdauernder heftiger Opposition gegen ihn lebte.

So war nun freilich diese Opposition der empirischen Physik, die in meiner nächsten Umgebung stattfand, nicht sehr bedeutend. Aber man glaube nicht, daß ich ihre große Gewalt im Ganzen verkannte. Mir selbst war noch keinesweges das Verhältniß der Naturphilosophie zur Physik des Tages völlig klar geworden. Ich mochte wohl glauben, in jener eine ars inveniendi zu besitzen, die einen realen Einfluß auf die Entwickelung der Physik, und auf die Art der Behandlung physischer Gegenstände auszuüben vermochte. Ich sah noch nicht mit völliger Klarheit ein, daß die Naturphilosophie und die empirische Physik schon durch ihre Principien geschieden, sich jede auf ihre Weise und von einander getrennt, entwickeln müssen; daß sie zwei

durchaus verschiedene Wissenschaften bildeten; daß eine jede Einmischung der Philosophie in die Physik nur störend wäre; daß diese Störung gefährlich sein würde, wenn sie nicht, wie freilich ein unbefangener Sinn bald entdecken mußte, eben von den tüchtigsten, klarsten und strengsten Naturforschern, und zwar ganz entschieden, abgewiesen würde. Die Naturphilosophie ist der Empirie gegenüber eine durchaus ideale Wissenschaft, und zwar eben deswegen, weil ihre Realität in dem All liegt. Der Einfluß daher, welchen die Philosophie auf eine jede empirische Wissenschaft ausübt, ist nothwendig in der Particularität der Entwickelung der letzteren unscheinbar. Ja, dieses gilt nicht bloß von der empirischen Physik, sondern auch von der Geschichtsforschung. Alle Empirie geht von dem gegebenen Zusammenhange der Dinge und ihrem Verhältnisse aus; selbst wo sie auf die Entdeckung allgemeiner Gesetze gerichtet ist, sind diese in ihrer Aeußerung durch ganz bestimmte sinnliche Verhältnisse bedingt, und ihr Werth hängt eben von der strengen Auffassung dieser Bedingungen ab. Was jenseit derselben liegt, darf für den Naturforscher keine Bedeutung haben. War nun diese Trennung beider Wissenschaften

mir selbst nicht klar, wie konnte ich erwarten, daß sie den Naturforschern einleuchten sollte? Und dennoch begriff ich sehr wohl, daß diese meine entschiedenen Gegner sein würden, und daß sie mit der ganzen Gewalt der gesetzmäßigen Wirklichkeit gegen mich auftreten müßten. Meine Zuversicht war indessen so groß, meine innere Ueberzeugung so fest, ich fand mich durch die Begeisterung der mich umgebenden Jugend so gehoben, daß weder die anerkannte Macht der Gegner, noch die mir wohlbekannten Schwierigkeiten der Ausbildung der Wissenschaft, mich irre machen oder stören konnten.

Gefährlicher fast schien die Schwierigkeit, die mir als philosophischem Docenten entgegen treten werde; denn nicht weniger als fünf ordentliche Professoren der Philosophie waren damals bei der Halle'schen Universität angestellt. Sie hatten sich sämmtlich als Schriftsteller Ruf erworben, und wenn sie auch nicht von einem Puncte aus und vereinigt thätig waren, so waren sie doch alle meine Gegner und zum Theil gegen mich verbündet; ja sie hielten sich wohl sogar verpflichtet, die Jugend zu warnen. Eberhard, ein liebenswürdiger Greis, gehörte der vorkantischen Zeit zu,

und der Philolog Wolf meinte, er habe sich doch dadurch ein Verdienst erworben, daß er zu beweisen suchte, Sokrates könne wohl selig werden. Der alte Mann hatte sich längst von der literärischen Thätigkeit zurückgezogen, und kann freilich nur sehr uneigentlich unter meine Gegner gerechnet werden. Die übrigen waren sämmtlich Anhänger von Kant. Es waren die Professoren Maaß, Tieftrunk, Jacob und Hoffbauer. Unter diesen waren die drei Erstgenannten die entschiedensten Gegner, die wohl auch gelegentlich die Studirenden warnten. Die neueste Philosophie fand überhaupt in Halle auch in andern Facultäten Gegner. Unter diesen war Niemeyer, der einen bedeutenden Einfluß hatte. Maaß griff sie in seinen Vorträgen an, und Tieftrunk schlug, als ich ankam, eine Vorlesung an, deren Absicht war, sie entschieden zu bekämpfen. So schien mein erstes Auftreten in Halle keinen großen Erfolg zu versprechen.

Aber dennoch zeigten sich eben hier Verhältnisse, die mich auf eine Weise begünstigten, wie ich es kaum erwarten konnte. Die Naturphilosophie hatte während der zwei Jahre meines Aufenthaltes in Dänemark sich immer mehr verbreitet. Freilich war sie, durch

die Idee des Organismus, die ihr zu Grunde lag, den Aerzten am nächsten. Da aber diese Idee zugleich das wahre Lebenszeichen einer neuen Zeit und des ganzen Daseins war, so ergriff sie immer tiefer die bedeutendere Jugend. Gegen diese Begeisterung halfen alle Mittel der Gegner nichts. Als ich nach Halle kam, waren schon zwei Docenten da, welche die Schellingsche Philosophie dort vortrugen. Die allgemeinere, die vorzüglich sich mit der Entwickelung und Gründung der allgemeinen Principien beschäftigte, ward von Professor Kayßler vorgetragen. Dieser, ein geborner Katholik, der zur protestantischen Religion übergegangen war, fand, in Breslau von der katholischen Geistlichkeit gedrängt, vorläufig in Halle eine Zuflucht, bis es den Behörden gelingen konnte, ihm eine Stellung in Breslau zu verschaffen. Der zweite war Schelver, der mehr von der naturwissenschaftlichen Seite ausging, entschiedener sich mit den Erscheinungen des organischen Lebens beschäftigte, und später als Professor in Heidelberg sich durch seine botanischen Kenntnisse und als Bekämpfer des Sexual-Systems einen Ruf erwarb. Der Letzte muß, so viel ich mich erinnere, kurz nach meiner Ankunft Halle verlassen ha-

ben; der Erste blieb noch wenigstens ein halbes Jahr da, bis er einen Ruf nach Breslau als Director des dasigen reformirten Gymnasiums erhielt. Beide hatten aber schon vor meiner Ankunft das Interesse für die Naturphilosophie lebhaft angeregt, und es war natürlich, daß die Jugend, die Schelling selbst nicht hören konnte, große Erwartungen von meinen Vorträgen hegte. Schelling hatte sich über meine Arbeiten so günstig geäußert, schloß sich an das, was mir eigenthümlich war, so entschieden an, daß dadurch die Naturphilosophie fast als ein gemeinschaftliches Werk unserer Verbindung erschien.

Mehr noch wurde ich durch eine Verbindung von Männern, die zufällig in drei Fakultäten vertheilt, und so in den verschiedensten Richtungen thätig, die wahrhaft lebendige Zukunft der sonst stagnirenden Universität darstellten, unterstützt und gefördert. Wolf, der Philolog stand in der Blüthe seines Rufes, und seine Schule hatte die mächtigste Entwickelung erreicht. Seine tiefbegründete Gelehrsamkeit, seine scharfe Kritik, die Zuversicht und Sicherheit, mit welcher er hervortrat, wohl auch sein beißender, nicht selten schonungsloser Witz, imponirten, und neben ihm gab es

in seinem Fache, wenigstens in Halle, keinen, der eine andere, am wenigsten entgegengesetzte Meinung, zu äußern wagte. Er bildete die absolute Autorität in seinem Fache; man fürchtete ihn.

Die Jugend wird selten in einer Richtung geistig aufgeregt, ohne zugleich für andere Richtungen empfänglich zu werden; und Wolfs bedeutendste Schüler wurden meine fleißigsten Zuhörer.

In der medizinischen Fakultät stand Reil fast eben so bedeutend da, als Wolf in der philosophischen. Auch er hatte, wie dieser, in der ganzen literärischen Welt einen entschiedenen Ruf erlangt. Meckel, der Aeltere, der berühmte Anatom, war kurz vor meiner Ankunft gestorben; sein Sohn, der später einen so großen Namen erlangte, war noch in seiner Entwickelung begriffen und reiste mit Koreff nach Paris. Spengler, der unermüdet arbeitsame und kenntnißreiche Mann, der für die Geschichte der Medizin, wie für die Botanik, bis in sein höchstes Alter rastlos Material anhäufte, konnte auf die Studirenden keinen großen Einfluß ausüben; doch begünstigte auch er naturphilosophische Ansichten. Reil, fortdauernd mit fast riesenhaften Plänen beschäftigt, in der Wissenschaft wie im

Leben, hatte zwar in Halle, wie bei den höchsten Berliner Behörden, mächtige Gegner zu bekämpfen, aber er beherrschte sie ganz. Als praktischer Arzt hatte er die größte Autorität in Halle, wie in der ganzen Umgegend, und obgleich seine entschiedene Weise die verzärtelten Patienten oft zurückschreckte, so kannte man doch, wenn die Krankheit eine gefährliche Richtung nahm, keine Hülfe, als seine. Sein Einfluß hatte mich nach Halle berufen; er blieb mir, so lange er lebte, unveränderlich treu, und obgleich seine Bildung, seine scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit und seine ganze wissenschaftliche wie praktische Beschäftigung ihm nicht erlaubten, sich in die Grübeleien der Naturphilosophie einzulassen, so hatte er doch Sinn genug, um einzusehen, daß das Leben lebendig aufgefaßt werden müßte. Er wies die jungen Aerzte an mich, und durch ihn herrschte unter diesen, wie kaum jemals, ein wissenschaftlicher Geist, der desto heilsamer war, weil das philosophische Studium zwar einen freieren Blick auf das Eigenthümliche warf, aber auch durch ihn, ich darf es sagen, wie durch mich, von einem jeden voreiligen und störenden Einfluß abhielt. Ich glaube nicht, daß man behaupten kann, es hätten sich, wäh-

rend Reil und ich auf die Bildung der Studirenden in Halle wirkten, einseitig theoretisirende Aerzte gebildet. Jene Hypothesen, die in unseren Tagen die Arzneikunde an relative und einseitige Principien knüpfen, erhielten erst ihre Gewalt, nachdem eine umsichtige, speculative Philosophie, welche die Eigenthümlichkeit mit geistiger Freiheit auffaßt und ihr Recht widerfahren läßt, aus dem medizinischen Studium verschwunden war. Mir war aber die Verbindung mit Reil im höchsten Grade wichtig. Ich nahm, so lange ich mit ihm zusammenlebte, den innigsten Theil an allen seinen Untersuchungen.

Aber ich sollte hier einen Mann treffen, der von Neuem Epoche in meinem Leben machte. Es war Schleiermacher, der zugleich mit mir, oder wenige Wochen nachher, als Professor extraordinarius nach Halle berufen ward. Schleiermacher war bekanntlich (denn Viele haben ihn noch gekannt, und erinnern sich seiner) klein von Wuchs, etwas verwachsen, doch so, daß es ihn kaum entstellte. In allen seinen Bewegungen war er lebhaft, seine Gesichtszüge höchst bedeutend. Etwas Scharfes in seinem Blick mochte vielleicht zurückstoßend wirken. Er schien in der That einen Jeden zu durchschauen.

Er war einige Jahre älter als ich. Sein Gesicht war länglich, alle Gesichtszüge scharf bezeichnet, die Lippen streng geschlossen, das Kinn hervortretend, das Auge lebhaft und feurig, der Blick fortdauernd ernsthaft, zusammengefaßt und besonnen. Ich sah ihn in den mannigfaltigsten wechselnden Verhältnissen des Lebens, tief nachsinnend und spielend, scherzhaft, mild und erzürnt, von Freude wie durch Schmerz bewegt: fortdauernd schien eine unveränderliche Ruhe, größer, mächtiger als die vorübergehende Bewegung, sein Gemüth zu beherrschen. Und dennoch war nichts Starres in dieser Ruhe. Eine leise Ironie spielte in seinen Zügen, eine innige Theilnahme bewegte ihn innerlich, und eine fast kindliche Güte drang durch die sichtbare Ruhe hindurch. Die herrschende Besonnenheit hatte seine Sinne auf eine bewundernswürdige Weise verstärkt. Während er im lebhaftesten Gespräch begriffen war, entging ihm Nichts. Er sah alles, was um ihn her vorging, er hörte alles, selbst das leise Gespräch Anderer. Die Kunst hat seine Gesichtszüge auf eine bewundernswürdige Weise verewigt. Rauchs Büste ist eins der größten Meisterstücke der Kunst, und wer mit ihm so innig gelebt hat, wie ich, kann fast erschrecken, wenn er

sie betrachtet. Es ist mir oft, noch in diesem Augenblick, als wäre er da, in meiner Nähe, als wollte er die streng verschlossenen Lippen zum bedeutenden Gespräch öffnen.

Wir schlossen uns ganz und unbedingt an einander, und ich habe es nie auf eine entschiedenere Weise erfahren, daß eine unbedingte Hingebung die Selbständigkeit fördert, nicht unterdrückt. So hatten mich Goethe, Schelling, Tieck ganz gewonnen, wie jetzt Schleiermacher. Was man seinen Spinozismus zu nennen beliebte, war eben dasjenige, was mich am meisten anzog, weil er nicht in der Form einer Naturnothwendigkeit, vielmehr als die lebendigste Quelle der unbedingten Freiheit erschien. Seine Kritik der Sittenlehre war schon seit einem Jahre gedruckt. Allerdings war seine Darstellung dialektisch-negativ, aber die Realität eines Positiven, Allumfassenden, alle Negation in der Einheit Verklärenden, durchdrang ihn. Und durch meinen Freund Twesten ist es bekannt geworden, wie sehr er in meine naturwissenschaftlichen Ansichten einging, wenigstens in sofern diese in der größern Allgemeinheit sich aussprachen. Wir lebten aufs innigste mit einander verbunden, wir theilten An-

sichten, Gedanken, ja Neigungen. In der Reichardtschen Familie lebte Schleiermacher, wie ich; Spaziergänge, Lustpartien, Gesellschaften waren gemeinschaftlich; unsere besten Zuhörer, diejenigen, denen es Ernst war, gehörten uns beiden zu. Seine ethischen Vorträge und meine philosophischen schienen den Zuhörern aufs innigste verbunden, sie ergänzten sich. Aber auch wir tauschten, was wir wußten, wechselseitig ein, und wenn Schleiermacher meine physikalischen Vorträge hörte, so schloß er mir die griechische Philosophie auf, und durch ihn lernte ich Plato kennen. Es kann hier, wo ich meine persönliche Beziehung zu ihm darzustellen habe, nicht meine Absicht sein, seine höchst bedeutende, in der Theologie eine neue Zukunft der Wissenschaften entwickelnde Stellung zu beurtheilen; mir fehlen die Kenntnisse, die dazu nöthig sind, wenn auch hier der richtige Ort wäre. Aber was sein Umgang und, mit diesem verbunden, seine Schriften mir geworden, wie tief sie in den Entwickelungsgang meines eigenen Lebens eingedrungen sind, vermag ich mir selbst kaum klar zu machen, noch weniger darzustellen.

Je tiefer, ernster, ja religiöser Schleiermacher Le-

den und Wissenschaft betrachtete, desto entschiedener wies er, wie in wissenschaftlichen Darstellungen so auch im Leben, alles zurück, was ihm nichtig und werthlos erschien. Ja er liebte es wohl damals noch, mit diesen Formen ein leichtes Spiel zu treiben. Viele, oft entstellte Gerüchte liefen in der Stadt herum, und wurden auch wohl weiter verbreitet. Man erzählte sich, wie der Professor der Theologie in einer kurzen grünen Jacke, hellen Beinkleidern, und eine Blechbüchse über die Schulter tragend, botanisiren ging.

Am meisten Aufsehen erregte folgendes Ereigniß: Ein junger Edelmann, der früher Kavallerie-Offizier gewesen war, und durch einen Sturz vom Pferde an einem bedenklichen Brustübel litt, hatte seinen Abschied genommen. Seine sittliche, ächt ritterliche Gesinnung, sein ausgezeichneter Geist, wie seine schöne Gestalt, gewannen alle Menschen für ihn. Herr von Bartholin, abstammend von der berühmten Familie der Bartholine, war derselbe, der von dem, im zweiten Theile erwähnten Malte Möller so furchtbar geistig tyrannisirt wurde. Er schloß sich mir während meines Aufenthaltes in Kopenhagen innig an. Ein halbes Jahr nach meiner Anstellung in Halle kam er hier an, und

verweilte ein Halbjahr hindurch unter uns. Er lebte, allgemein geschätzt, in meiner Familie. Schleiermacher liebte und schätzte den geistreichen und gemüthlichen jungen Mann, und dieser schloß sich eben so eng an ihn, wie an mich.

Schleiermacher war zugleich als Universitäts-Prediger berufen. Eine alte Kirche war als Universitäts-Kirche eingerichtet, und als die verwitwete Königin starb, sollte Schleiermacher eine Gedächtnißrede halten. Es war im Märzmonat, ein schöner Frühlingstag lockte uns beide, von Bartholin begleitet, an dem Tage vor der angesetzten Feierlichkeit nach dem Petersberge. Die Nacht brachten wir in der Schenke des Veltheimschen Dorfes Ostrow zu. Diese Nacht ist mir auf immer unvergeßlich. Wir schlossen uns nie inniger, nie tiefer für einander auf. Mir erschien Schleiermacher nie geistig größer, nie sittlich reiner. Die Gegenwart des liebenswürdigen, von uns beiden geliebten jungen Mannes, konnte uns nicht stören. Noch immer erscheint mir diese Nacht wie eine der merkwürdigsten meines Lebens, wie geheiligt. Im Hintergrunde lag der fröhlich genossene Tag, die weite, fruchtbare Gegend mit ihren Dörfern von dem ersten

Frühlingshauche belebt. Wie eine feierliche Tempelhalle umgab uns die unendliche Natur, trug, durchdrang, beflügelte einen jeden Gedanken, und der keimende Frühling erwärmte, wie die Natur, so den Geist. Ich habe ein Zeugniß von dem Eindruck, den diese Nacht auf ihn gemacht hat in einem Briefe an seine theure Freundin, die Hofräthin Herz. Es war der Wiederglanz seiner eigenen Reinheit, durch die ich in dieser wahrhaft heiligen Stunde verklärt erschien. Die tiefe Religiosität seiner Sittlichkeit trat mir nie näher. Der Erlöser war in unsere Mitte getreten, wie er es versprochen hatte, daß er da sein würde, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. Damals ward es mir klar, daß ein Positives des Christenthums, wenn es auch namenlos blieb, ihn dennoch von seiner frühesten Kindheit in der Brüdergemeine an, durchdrang, und daß, was er theologisch wissenschaftlich Gefühl nannte, zum christlichen Bewußtsein gesteigert, das Ewige, Positive der göttlichen Liebe sei; und das Mißverständniß eines berühmten Philosophen war mir unbegreiflich, ja verletzte mich. Dieses Gefühl war wie Liebe, so Glaube, wie Gesinnung, so Sinn, der Letzte als der Träger und Pfleger der Ersteren.

Es war über Mitternacht, und den folgenden Vormittag um 9 oder 10 Uhr sollte Schleiermacher die Kanzel besteigen. Der Gegenstand der Gedächtnißrede mußte mit vieler Zartheit behandelt werden. Nach wenigen Stunden Schlaf erwachten wir, und hatten noch anderthalb Meilen wandernd zurückzulegen. Es hatte die Nacht gefroren. Die früheren, wärmeren Tage hatten den Schnee geschmolzen und den Weg ungleich gemacht. Schleiermacher, ein rüstiger Fußgänger, eilte voran auf dem holprigen Wege über die scholligen Felder. Kaum vermochten wir ihm zu folgen. Wir merkten, wie er trotz des schnellen Gehens in tiefes Nachdenken versunken war, und wir störten ihn nicht. Als ich nach Hause kam, konnte ich mich nur eben umziehen, um zur rechten Zeit in die Kirche zu kommen. Als ich unter meinen Herren Collegen erschien, entstand eine allgemeine Bewegung. „Ei," riefen sie, „da Sie hier erscheinen, können wir nun endlich doch auch hoffen, den Herrn Schleiermacher zu sehen." Seine Fußreise kurz vor der Rede lief als ein Gerücht in der ganzen Stadt herum, selbst daß wir die Nacht in einer Schenke zugebracht hatten, wußte man. Früh Morgens hatte man nach seiner Wohnung geschickt,

und als er kaum eine Stunde vor dem Anfange der gottesdienstlichen Feierlichkeit, als die Glocken aller Kirchen läuteten, noch nicht zurückgekommen war, schien man zu erwarten, ja einige wohl sogar zu hoffen, daß er gar nicht kommen würde. Ich schwieg, und ließ die Herren reden.

Schleiermacher bestieg die Kanzel. Ein Jeder, der ihn gehört hat, weiß, wie sehr seine Persönlichkeit durch besonnenen Ernst von der Kanzel herab imponirte. Seine Rede zeigte die kunstreiche Anordnung aller Theile, die ihn als Redner so sehr auszeichnete. Der Inhalt war klar, der Gegenstand würdig behandelt. Bei äußerer Ruhe, ja scheinbarer Kälte des Vortrages machte er dennoch einen tiefen Eindruck und ein Jeder mußte die Kirche mit der Ueberzeugung von der Nichtigkeit aller irdischen Verhältnisse, auch der größten, seiner göttlichen Bestimmung gegenüber, verlassen. Alle meine Herren Collegen mußten die Gedächtnißrede rühmen, ja bewundern. Die Ansicht, als hätte derjenige, der einen solchen wohldurchdachten, kunstreich geordneten, klaren und in sich sicheren Vortrag frei gehalten, die kurz vorhergehenden Stunden leichtsinnig und in zerstreuender Belustigung zugebracht, mußte einem Jeden un-

gereimt erscheinen. Ich glaube nicht, daß das Gerücht irgend einen bleibenden Eindruck gemacht hat.

Unter die Lehrer, die in ihrem Fache einen daurenden und heilsamen Einfluß auf ihre Zuhörer ausübten, gehörte auch Professor Horkel. Auch er war aus den nördlichen Gegenden, auf der Insel Femern als ein dänischer Unterthan geboren; auch er war durch Reils Empfehlung bei der Universität angestellt. Reil schätzte ihn sehr, benutzte seine gründlichen Kenntnisse in der Anatomie und Physiologie, und fragte ihn nicht selten um Rath. Horkel lebte still, eingezogen, und ging mit wenigen oder gar keinen Collegen um; er liebte es, in seinen Vorträgen bei einem Gegenstande lange zu verweilen, ihn von allen Seiten zu betrachten, ja zu erschöpfen. Solche Vorträge sind freilich bei der Masse der Zuhörer nicht beliebt. Diese suchen für die kurze Zeit der Studien allgemeine Uebersichten zu gewinnen, gerathen aber dadurch zugleich ins Flüchtige, Unzusammenhängende, Unklare und Oberflächliche. Ich habe durch die Güte des Herrn von Varnhagen ein Manuscript erhalten, von einem jungen Manne geschrieben, welches fast mit der Genauigkeit eines Tagebuches, in Briefen an seine Familie gerichtet, die

Eindrücke ausführlich beschrieb, welche die Vorträge der verschiedenen Lehrer, die er hörte, hervorbrachte. Er war ein eifriger Zuhörer von Horkel, der mit seinen wenigen Zuhörern in sehr vertrautem, ja väterlichem Verhältnisse lebte. Diese Wenigen schlossen sich ihm mit ganzer Seele an, und mehrere wissenschaftlich gebildete Aerzte, die später als Schriftsteller Ruhm erwarben, verdanken ihm viel. Selten will die Jugend einsehen, wie viel Klarheit über das Ganze einer Wissenschaft aus der genauen und bestimmten Beschäftigung mit allen Verhältnissen eines besonderen Gegenstandes entspringt.

Der genannte junge Verfasser des Manuscripts ward zuerst von mir abgestoßen, zuletzt aber ein warmer, ja übertrieben enthusiastischer Zuhörer, sowohl von mir, als von Schleiermacher. Er war aus Bremen; sein Vater war als Director eines Privat-Erziehungs-Instituts sehr geachtet; seine Schwester ist als kenntnißreich und geistreich bekannt. Müller, so hieß er, ward von mir und meinem Freunde sehr geschätzt, so wie auch von Reil, starb aber jung und von einem Jeden, der ihn kannte, betrauert.

Ich nenne ihn, weil das genannte Manuscript,

als ich es vor kurzer Zeit las, mich lebhaft in die glückliche Zeit meiner Wirksamkeit in Halle versetzte. Abwechselnd erschienen unsere gemeinschaftlichen Zuhörer, die sich uns enger anschlossen, jede Woche einmal am Theetisch bei uns. Das Gespräch ward auf die ungezwungenste Weise wissenschaftlich. Es bildete sich ein Kreis, an welchen ich noch mit großem Vergnügen denke. Und doch wäre es Unrecht, wenn ich behaupten wollte, daß dieser Kreis alle diejenigen in sich schloß, die durch Wolf, Reil, Schleiermacher und — ich darf auch mich nennen, eine geistige Anregung erhielten, die ihrem ganzen zukünftigen Leben eine Bedeutung gab. Es bildete sich keine Schule im engeren Sinne, aber eine Einsicht von der höheren Bedeutung speculativer Betrachtungen durchdrang eine jede wissenschaftliche Beschäftigung. Ein Jeder, der Theolog, der Philolog, der Arzt, bestrebte sich, Leben und Wissenschaft in einem höhern Sinne aufzufassen und zu erkennen. Die Lehrer waren nicht die einseitig anregenden, sie selbst wurden von dem Ernst, der die besseren Zuhörer durchdrang, angeregt und in fortdauernde Bewegung gesetzt. Unsere Gegner schienen zu befürchten, daß eine phantastische Aufregung, eine geistig unbestimmte Träu-

merei alle gründliche und strenge Untersuchung, alle ernstliche Studien verdrängen sollten. Diese Furcht bewies sich völlig unbegründet. In Halle verschwanden die Extravaganzen einer bloß willkürlich combinirenden Natur-Philosophie. Die Wirklichkeit behielt ihr Recht, und ich weiß mich keiner damaligen Schüler zu besinnen, die zu den ausschweifend träumerischen Natur-Philosophen gerechnet werden konnten. Wohl aber bildeten sich in dieser Zeit nicht allein eine Menge Gelehrte in allen Fächern, sondern auch tüchtige Beamte, die in höheren Stellungen auf eine bedeutende Weise thätig wurden, und jener glücklichen Zeit gemeinschaftlicher Begeisterung noch im höheren Alter gern und mit Freuden gedenken. Ich lebe zum Theil hier in ihrer Mitte, und ich darf unter denen, die sich jener Zeit erinnern, es wohl wagen, einige jetzt hier lebende zu nennen. Nicht wenige sind als ausgezeichnete Gelehrte und geachtete höhere Beamte gestorben. Aber noch leben solche, die gern ihres ehemaligen Lehrers gedenken. Im Ministerium des Unterrichts die Geheimen Räthe Schulz und Kortüm, im Ober-Tribunal Herr von Winterfeld; der Geheime Ober-Justiz-Rath von Voß, der Geheime Rath von Varnhagen,

früher Preußischer Gesandter in Baden. Bei der Universität in der theologischen Fakultät: die Herren Neander und Strauß; in der philosophischen, Bekker und Boeckh. Es giebt einen Aufsatz von dem in der neuen deutschen Literatur wohl bekannten wilden Börne, zu einer Zeit geschrieben, in welcher er nur wenig mit mir zufrieden sein konnte; auch zeigt die Ueberschrift des Aufsatzes schon seine Mißbilligung meiner damaligen Richtung. Er nennt mich in dieser Ueberschrift den Apostaten des Wissens, und den Neophyten des Glaubens. Der Aufsatz aber hebt auf eine lebendige Weise jene Zeit einer alle Zuhörer durchdringenden Begeisterung hervor. Es war in der That eine schöne lebendige Zeit und die wissenschaftliche Beschäftigung warf einen heiteren Glanz auch auf die geselligen Verhältnisse. Bald waren wir, allein, oder mit den Zuhörern, in Halle, bald in Giebichenstein versammelt. Unter den Letzteren muß ich noch einige erwähnen, die sich enger anschlossen. Karl von Raumer hatte seine Studien schon vollendet, als meine Berufung ihn nach Halle lockte, wo er sich dem inneren wissenschaftlichen Drange, der ihn beherrschte, ganz hingab. Nicht leicht habe ich einen jungen Mann kennen gelernt, der so

durchaus bestimmt schien, mehrere Epochen der Entwickelung, scheinbar äußerlich getrennt, innerlich mit dem ganzen Ernst eines vollen Daseins, zu durchlaufen. Die Bedeutung der Geologie riß ihn besonders hin, und die Wärme, mit der ich Werner empfahl, zog ihn nach Freiberg. Eine religiöse Tiefe durchdrang sein ganzes Leben. Keinem meiner Zuhörer war es mehr um eigene innere Ueberzeugung zu thun; nach dieser rang er mit so großer Strenge, daß selbst in diesem Kampfe das Ansehen der Lehrer ihm nichts galt. Keiner trat mir unbefangener, entschiedener, nicht selten tadelnd gegenüber. Er ward schon auf der Universität einer meiner vertrautesten Freunde, später mein Schwager. Seltsam und unter sehr wechselnden Zuständen knüpfte sich das Verhältniß zwischen uns in verschiedenen nachfolgenden Epochen unseres Lebens an, und ich werde seiner oft zu gedenken Gelegenheit finden.

Ein zweiter, höchst merkwürdiger junger Mann, war v. Marwitz, ein Bruder des vor wenigen Jahren verstorbenen Generals; dessen tragische Schicksale mich noch immer in der Erinnerung erschüttern. Es war ein schlank gewachsener Jüngling, der schon, als er von der Schule kommend, die Universität bezog, et-

was durchaus Strenges und Entschiedenes in seinem Wesen hatte, und dennoch war er einer grenzenlosen Hingebung fähig. Schon auf dem Gymnasium in Berlin hatte er sich ausgezeichnet und besaß in den Sprachen und in der Geschichte überraschende Kenntnisse und ein für sein Alter höchst seltenes, reifes und sicheres Urtheil. Johannes Müller ward hier auf ihn aufmerksam und zeichnete ihn aus. Man konnte ihn im edelsten Sinne einen Enthusiasten nennen, der hinter einer besonnenen, ruhigen, ja scharfen Außenseite eine innere tiefe Glut verbarg. Ich mußte den jungen Mann bewundern und achten, und über seine Freunde besaß er eine große Gewalt. Mir war es oft, wenn ich ihn erblickte, als träte mir eine dunkle Ahnung von seinem verhängnißvollen Schicksale entgegen. Es lag etwas Gewaltsames in seiner Natur, zurückgedrängt durch eine strenge und edle Gesinnung. Er erschien mir vornehm im ächtesten Sinne des Wortes, und ich glaubte in ihm einen jungen Mann zu sehen, dessen starke Gesinnung und geistige Bedeutung mächtig in die Verhältnisse der Welt eingreifen müßten. Hoffnung und Furcht bekämpften sich in meiner Seele, wenn ich an die Zukunft des Jünglings dachte, und

erhöhten das Interesse, welches mich sowohl als Schleiermacher zu ihm hinzog. Sein trauriges Schicksal trat mir leider später nur zu nahe.

Ich trug Naturphilosophie, Physiologie, Mineralogie, Geognosie und in dem letzten halben Jahre, von meinen Zuhören dazu aufgefordert, die Experimental-Physik vor; diese letzten Vorträge erforderten eine nicht unbedeutende Ausgabe, obgleich ich durch Reils Güte einige wichtige Instrumente, (eine Luftpumpe und Elektrisirmaschine) erhielt. Meine ganze Lage war indessen so günstig, wie nie bisher, obgleich ich bald nach meiner Ankunft einsah, daß ich mich bedeutend einschränken müßte. Ich verließ die zu große weitläuftige Wohnung, die mein Schwiegervater für mich gemiethet hatte, und bezog eine kleine, ja fast dürftige. Ich verabschiedete meinen Bedienten, und konnte im Ganzen eingezogener leben, da die größeren geselligen Kreise sich bei meinem Schwiegervater in Giebichenstein versammelten. Ich lebte ganz meinen Studien, meinen Vorträgen, und für die Studirenden, die sich mir anschlossen.

So innerlich beruhigt und zufrieden, kaum im ersten Jahre vorübergehend von Nahrungssorgen ge-

drückt, gestalteten sich alle meine Verhältnisse so günstig, daß ich, obgleich noch verschuldet, mit der größten Wahrscheinlichkeit für die Zukunft einem äußerlich geordneten Dasein, ja steigendem Wohlstande entgegensehen konnte.

Mein Verhältniß zu den Studirenden überhaupt war zwar nicht ein durchaus günstiges. Die Masse derselben war noch immer roh und meine Antipathie gegen das sogenannte Burschenleben konnte ich nicht ganz verbergen. Es wurden mir einige Mal vivat gebracht, aber ich wurde auch mit einem pereat bedroht, welches jedoch nicht zu Stande kam.

Wie man nun auch alle deutsche Universitäten und das Leben der Studirenden, wie es damals beschaffen war, tadeln mag, so ist es doch nicht zu läugnen, daß ein gesunder Kern da war, eine Empfänglichkeit für tüchtige Wissenschaftlichkeit, die selbst mitten aus der Rohheit auf eine merkwürdige Weise hervorbrach. Wolfs, Reils, Schleiermachers und meine Zuhörer bildeten einen eigenen Kreis, der sich wohl zu behaupten und Achtung zu verschaffen wußte, und hätte das Schicksal der Universität eine Reihe von Jahren Ruhe vergönnt, so durften wir wohl kaum an dem Gedeihen

derselben zweifeln, sie würde in der Geschichte der bedeutendsten Universitäten Deutschlands eine großartige Rolle gespielt haben.

Unter den Ereignissen, die in dieser nur zu kurzen-glücklichen Zeit stattfanden, darf ich Oehlenschlägers Besuch nicht mit Stillschweigen übergehen. Er hatte in Dänemark seinen Aladdin vollendet und zugleich die Aufmerksamkeit des Grafen Schimmelmann auf sich gezogen. Dieses dichterische Werk, in welchem eine so tüchtige und gesunde, wie phantastisch reiche Eigenthümlichkeit sich kund giebt, hat zuerst seinen Ruf in Deutschland begründet; in seinem Vaterlande hatte die ganze Poesie eine eigene Richtung genommen. Oehlenschläger zeichnete sich in seinen jüngeren Jahren auch dadurch aus, daß seine Dichterwerke, so wie sie sich gestaltet hatten, auf eine ungewöhnliche Weise in seinem Gedächtniß haften blieben, selbst die größeren bis in das kleinste Detail; aber eben deswegen war es ihm auch ein dringendes Bedürfniß, sie seinen Freunden vorzutragen. Er hatte allerdings die Hoffnung, ein Reisestipendium zu erhalten, allein dies war noch kei-

neswegs sicher. Oehlenschläger hatte bisher noch kaum die Umgegend von Kopenhagen verlassen; eine Reise von einigen Wochen nach Laaland und Langeland, die er während meines Aufenthaltes in Kopenhagen anstellte, war ihm ein großes Ereigniß in seinem Leben, und eine dichterische Erzählung hat dieser Reise einen bedeutenden Werth in der dänischen Literatur verschafft. Jetzt, da Aladdin vollendet war, konnte er der Sehnsucht, ihn mir vorzutragen, nicht widerstehen. Ich erhielt die Nachricht, daß er nach Halle kommen würde, und wenige Tage darauf erschien er. Fast ein Jahr hindurch brachte er in meinem Hause zu, von meiner Familie wie von meinen bedeutenderen Freunden geliebt und geschätzt. Die Neigung ausgezeichneter Menschen, ihrer eigenen Beschäftigung, eben weil sie das ganze Dasein erfüllt, einen absoluten Werth zuzuschreiben, und alle übrigen menschlichen Beschäftigungen als untergeordnete zu betrachten, sprach sich bei Oehlenschläger auf eine so naive Weise aus, wie nicht leicht bei irgend einem Dichter; aber eben diese, ich möchte sagen Unschuld, theilte seinen manchmal seltsamen Behauptungen einen großen Reiz mit. Es gab nicht leicht einen Mann, der einen tieferen Sinn für

gesunde Eigenthümlichkeit hatte, als Schleiermacher. Je rücksichtsloser und unbefangener sich Oehlenschläger äußerte, je weniger reflectirt, je weniger bemüht, ja auch nur fähig, die Grenzen seiner Bildung zu verbergen, er erschien, desto lieber ward er ihm.

Während Oehlenschläger bei mir war, machte er Goethes Bekanntschaft, welcher sich eine längere Zeit bei Wolf aufhielt, und auch einige Male in Giebichenstein erschien. Er gewann Goethe ganz; zwar hatte Oehlenschläger während seines längeren Aufenthaltes in Halle die Fertigkeit, sich in der deutschen Sprache mit Leichtigkeit auszudrücken, immer mehr ausgebildet, aber seine Rede, wenn auch ungehemmt, war nichts weniger als fehlerfrei. Er wagte es, dem großen Dichter Scenen aus seinem Aladdin, der noch nicht deutsch erschienen war, unmittelbar aus dem Dänischen ins Deutsche zu übersetzen. Vielleicht waren eben die Fehler ihm pikant, viele gewagte Constructionen, viele wunderbare Aeußerungen, wie sie einem Deutschen nie eingefallen wären, ergötzten Goethe nicht allein, sondern schienen ihm bemerkenswerth und bedeutend. „Die uns verwandten Dänen," hörte ich ihn sagen, „könnten wohl unsere Sprache bereichern, und

was wir, von der einseitigen Ausbildung ergriffen, nur zu tadeln geneigt sind, verdiente wohl nicht selten unsere Aufmerksamkeit." Die gesunde, ursprüngliche und aus einer reinen Quelle hervorsprudelnde Eigenthümlichkeit gefiel ihm sehr. Es ist bekannt, wie sehr solche Naturen den großen Dichter einnahmen, welche Hoffnungen er an ein solch frisches Dasein zu knüpfen pflegte, wie er sich ihnen hingab. Auf Oehlenschläger hatte diese Zuneigung eines Mannes, den er so sehr verehrte, einen großen Einfluß. Er hatte, während er in meinem Hause lebte, keine Ruhe, eine Masse von Plänen, Entwürfen für zukünftige Gedichte drängten sich in seinem Kopfe; er glaubte vielleicht, nicht lange mehr zu leben, und hielt sich verpflichtet, jeden Augenblick zu benutzen. In Halle schrieb er Baldur's Tod, ein nordisch-mythologisches Gedicht, mit einer Gewalt über die dänische Sprache, mit einer bewundernswürdigen Benutzung uralter Formen, wie nur Rückert es in Deutschland vermochte, eine der herrlichsten Poesieen Oehlenschlägers, aber, wie begreiflich, unübersetzbar. Zur Erholung und mit einer erstaunlichen Leichtigkeit übersetzte er die Goethe'sche Bearbeitung des Reineke

Fuchs; und so wohl für eine deutsche wie für eine dänische Bearbeitung war das Trauerspiel Hakon Jarl bestimmt. Dieses Letztere ist in der deutschen dichterischen Literatur hinlänglich bekannt.

Ich lebte nun völlig zufrieden, die schönsten Aussichten schwebten mir vor, eine wünschenswerthe Thätigkeit, deren Kreis sich immer erweiterte und eine gedeihliche Entwickelung versprach, setzten mich in Bewegung, mein Amt, meine Familie, meine Freunde, meine Zuhörer beglückten mich, und zum ersten Male in meinem Leben konnte ich auch in meinen äußern bürgerlichen Verhältnissen für die nächste Zukunft einem völlig sorgenlosen Dasein entgegensehen. Aber der Boden, aus welchem ein so erfreuliches Leben hervorwuchs, war hohl, und ich ahnte es nicht. Allerdings war Preußens Lage mir sehr bedenklich. Ich konnte die ganze Stellung des Staats nicht mit den Augen eines Einheimischen betrachten. Die Riesengestalt, die sich aus der Revolution erzeugt hatte, schien mir drohend und fürchterlich, und nur mit Angst sah ich der Zukunft entgegen.

Im Januar 1806 ward Clara geboren, das einzige Kind, welches Gott mir erhalten hat. Es war kränklich, aber es lebte und gedieh. Die Mutter stillte das Kind. Im Frühlinge desselben Jahres reiste ich mit Schleiermacher, seiner Schwester (welche später an Moritz Arndt verheirathet) und Herrn v. Voß nach Berlin. Der Frühling war reizend und Berlin im höchsten Grade bewegt. Die politischen Ereignisse, die jetzt noch so allgemein im Andenken sind und über welche ich, obgleich durch Familienverhältnisse, so wie durch Freunde wohl unterrichtet, doch als Fremder keine bedeutenden oder unbekannten Aufschlüsse zu geben vermag, wurden immer drohender, und je näher die Entscheidung kam, desto bestimmter trat die mächtige Gesinnung hervor, die einen entschlossenen Widerstand forderte.

Humboldt, ein Jahr früher aus Südamerika zurückgekehrt, hielt sich jetzt in Berlin auf. Bartholdy war aus Griechenland zurückgekommen. Zwei Gartenhäuser von gleicher Gestalt, lagen hinter dem weitläufigen, jetzt fast ganz mit Häusern besetzten Garten des Georgeschen Hauses in der Friedrichsstraße, von Bäumen umgeben. In dem einen wohnte Humboldt, in dem

andern Johannes Müller. In dem großen Wohnhause (dem jetzigen Friedrich-Wilhelms-Institut) suchte ich Fichte auf, ging eine Treppe hinauf, begegnete einem feinen wohlgekleideten Manne und fragte: ob hier nicht Fichte wohne? Der Mann ist mir unbekannt, antwortete der Herr; und ich gestehe, ich sah ihn mit Erstaunen an. Daß Fichte in diesem Hause wohnte, war gewiß, auch fand ich ihn, als ich einen andern Eingang wählte. Daß aber Fichte, damals in der Blüthe seines Rufes, einer der berühmtesten Männer in ganz Deutschland, einem gebildeten Manne in demselben Hause, welches er bewohnte, unbekannt sein konnte, war mir, ich gestehe es, sehr seltsam; indeß es erschien mir großstädtisch und imponirte mir.

Berlin fanden wir in einer großen Gährung, man kann sagen, es war der Glanzpunkt der Stadt vor ihrem furchtbaren Unglück. Mich zogen die Gelehrten, die dort ein allgemeines Interesse erregten, zunächst an. Was ich von Bartholdy über Griechenland, die furchtbare Lage der Griechen, und die hoffnungsvolle Tüchtigkeit des Volkes hörte, war mir neu, die Naturscenen des unterdrückten Landes, wie er sie darstellte, rissen mich hin. Bartholdy war mittheilend,

seine Darstellungen lebhaft und lehrreich. Daß ich Johannes Müller jetzt kennen lernte, betrachtete ich als ein vorzüglich glückliches Ereigniß. Seine Schweizer-Geschichte kannte ich und hatte sie mit der größten Theilnahme gelesen. Die Gründlichkeit seiner Studien hatte in mir Achtung, der Geist, der durch seine Darstellung hindurchblickte, Bewunderung erregt. Seit den Toggenburger Streitigkeiten schien ein nagender Wurm in dem Innersten des kühnen einfachen Volkes verborgen, lange nur wie ein Stachel, der alle Kräfte belebte, die rasche Entwickelung des Volkes steigerte, bis zum wunderbaren Blüthepunkte der Macht, die sich in dem gewaltigen Kampfe gegen Karl den Kühnen entfaltete, und den tragischen Untergang der mächtigsten und glänzendsten Persönlichkeit seiner Zeit herbeiführte. Componisten beklagen sich darüber, daß eben die Vorzüge Goethescher Dichtungen die musikalische Composition derselben erschweren. Die zarte Poesie der Sprache, behaupten sie, enthalte selbst zu viel Musik und fessele die Freiheit des componirenden Künstlers. So erschien mir die Darstellung der Kämpfe und des Unterganges Karls des Kühnen, obgleich sorgfältig aus dem Studium aller

Quellen entsprungen, dennoch so dramatisch groß und mächtig, daß eine zweite, künstlerische Bearbeitung des Stoffes dadurch erschwert, wenn nicht unmöglich ward. Merkwürdig bleibt es immer, daß ein Stoff, der dem Dichter so bereit zu liegen scheint, noch bis zu dieser Stunde keinen angelockt hat. — Aber am grauenhaftesten erschien es mir, daß der Untergang die Sieger wie die Besiegten traf. Durch die verpestete Gesinnung waren diese der lauernden Politik Ludwigs des XI. preisgegeben, und die dunkle Nacht, die sich hinter die Verhältnisse aller geschichtlichen Völker verbirgt, ergriff mich, als ich Johannes Müller las, zuerst auf eine seitdem unvertilgbare Weise. Dieser Geschichtsforscher war lehrhaft, und seine Bekanntschaft mir auch für meine Studien wichtig. Es waren einige Versuche, die Geschichte naturphilosophisch zu construiren, erschienen, die seinen Unwillen im höchsten Grade erregt hatten. Als Kritiker hat er streng seinen Zorn in einigen Recensionen in der Jenaer Literaturzeitung ausgesprochen. Obgleich ich nun seine mehr künstlerische als speculativ forschende Art sehr wohl erkannte, ja seine völlige Unfähigkeit, sich von der Vereinzelung der Forschung, geistig betrachtet, loszureißen, einsah, so

mußte ich ihm dennoch in vielen Aeußerungen beistimmen und sein Kampf gegen eine vorlaute Speculation trat mir warnend entgegen.

Am wichtigsten aber war mir die Bekanntschaft mit A. v. Humboldt. Ich hatte schon lange das bewundernswürdige Talent dieses Naturforschers anerkannt. — Seine unterirdische Flora, seine geognostischen Untersuchungen, die zuerst auf eine allgemeine Gleichförmigkeit in der Schichtung der älteren Gebirge aufmerksam machten, eine Ansicht, die, wenngleich in ihrer ursprünglichen Gestalt einseitig hervortretend, dennoch als der erste lebendige Anstoß, aus welchem sich eine neue Geognosie entwickelte, betrachtet werden muß; seine ausführliche Schrift über die gereizten Muskel- und Nervenfasern, die sich unmittelbar an die Erscheinungen anknüpfte, die durch Volta eine neue Physik schufen, in deren unvollendeter Bearbeitung die Naturwissenschaft unserer Tage noch begriffen ist; seine eudiometrischen Versuche, die freilich zu einem Resultate führten, welches verworfen werden mußte, aber dennoch dazu beitrugen, das Richtigere zu entwickeln: — alle diese Arbeiten, der bewegliche Geist, der mit Leichtigkeit alle die wichtigsten Probleme seiner Zeit ergriff,

ihre geschichtliche Bedeutung erkannte und in rastlose Thätigkeit versetzte, ließen mich in diesem Manne einen der ersten und bedeutendsten Geister seiner Zeit erkennen. Einige blinde enthusiastische Aeußerungen jüngerer Naturphilosophen hatten mich in eine schiefe Stellung zu ihm versetzt. Ob sie ihm, unbedeutend und vorübergehend, wie sie waren, bekannt wurden, wußte ich nicht, ja ich weiß es bis zu diesem Augenblick noch nicht: aber je entschiedener ich ein jedes Talent, welches ich selbst nicht besitze, achte, je williger ich mich ihm hingebe und unterwerfe, desto mehr ängstigte mich meine dadurch hervorgerufene Stellung gegen ihn. Doch diese Angst dauerte nur kurze Zeit. Ich sah Humboldt fast täglich. Seine Gespräche waren im höchsten Grade lehrreich; der unermeßliche Reichthum der Beobachtungen, die, nach allen Richtungen der Naturwissenschaft ausgedehnt, alle Naturverhältnisse einer bedeutenden, bis jetzt unbekannten, ja unzugänglichen Region eines ganzen Welttheils mächtig umfaßten, und dadurch die Nothwendigkeit, die ganze Erde auf ähnliche Weise zu betrachten, unvermeidlich hervorriefen, überwältigten mich fast. Ich sah den Schöpfer der physikalischen Geographie vor mir,

den Mann, der noch jetzt in seinem hohen Alter jene vereinzelten Früchte beschränkter Untersuchungen in das die ganze Erde umfassende Feld einer großartigen Combination hineinziehend, die Wissenschaft lehrreich erweitert, die er begründet hat. Es lebte noch nie ein Gelehrter, welcher so wenig vor der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die sich ihm zur Untersuchung darboten, zu erschrecken Ursache hatte, wie Humboldt. Alles, was er ergriff, gehört ihm auf immer zu, steht ihm in jedem Moment zu Gebote; gelehrte Notizen aller Zeiten, wie die mannigfaltigsten Naturerscheinungen der ganzen Erde.

Ich wohnte bei meinem Verleger und Freunde, Reimer, damals in der Kochstraße, sehr weit von Humboldt entfernt. Humboldt begleitete mich aus einer Gesellschaft in großer Entfernung von unsern beiderseitigen Wohnungen; er folgte mir bis in die Kochstraße, ich ihm von da bis nach seiner Wohnung, er mir wiederum zurück; ein großer Theil der Nacht verschwand, und er zwang mich durch Güte, ihn nicht noch einmal zu begleiten, was meine Absicht war. Hätte ich das Glück gehabt, diese Bekanntschaft in einer ruhigen Zeit zu machen, sie würde mich noch tie-

fer und ausschließender ergriffen haben, aber auch so machte sie Epoche in meinem Leben.

Die Gastfreiheit der Berliner ist bekannt. Wer auf irgend eine Weise ausgezeichnet, fremd in ihrer Mitte erscheint, darf in den besten Gesellschaften nicht fehlen. Fast täglich erschien ich mit Humboldt, Müller, Fichte und Bartholdy zum Diner, oft zum zweiten Male am Abend. Als ich mit Humboldt die nächtliche Promenade antrat, verließen wir die Hofräthin Herz, diese durch Geist, Bildung, imponirende Schönheit und liebenswürdige Persönlichkeit ausgezeichnete Freundin Schleiermachers, deren herzliche Zuneigung, gehoben durch die reichsten Erinnerungen meines Lebens, mich noch im hohen Alter beglückt.

Von den Gesellschaften, in welchen ich in der kurzen Zeit von wenigen Wochen erschien, erinnere ich mich noch besonders der, durch lebhafte und interessante Conversation ausgezeichneten bei Frau v. Berg, der geist- und kenntnißreichen Correspondentin des Philologen Wolf. Bei dem Banquier Levi fand ich eben so einige Mal jene mir so merkwürdigen Männer, und wie könnte ich diese mir so lehrreichen Stunden der Geselligkeit vergessen, da ich noch jetzt an sie erinnert

werde durch die treffliche, in jeder Hinsicht ausgezeichnete achtzigjährige Witwe, die noch immer gesund und geistig klar mit liebevoller Theilnahme hülfreich erscheint, und einer jeden bedeutenden Erscheinung des Tages sich lebhaft anschließt.

Daß Schleiermacher in diesen geselligen Kreisen selten fehlte, wenn nicht seine eigenen vielfältigen, anderweitigen Verbindungen ihn irgendwo fesselten, versteht sich von selbst. Durch ihn lernte ich seine bedeutenden Freunde, die Gebrüder Spalding und den gelehrten schwedischen Diplomaten Brinkmann kennen.

So fehlte es mir nicht an mannigfaltiger, tief geistiger Aufregung, aber diese sollte noch auf eine andere Weise entschieden gesteigert werden. Die politischen Verhältnisse dieser merkwürdigen Zeit sind so mannigfaltig auseinandergesetzt, von allen Seiten beleuchtet, daß, was ein fremder Gelehrter, der bis dahin nur für seine Studien lebte, und sich wenig um die Politik bekümmerte, erfuhr, nur das sein konnte, was alle Welt wußte, und daher ohne allen Werth. Aber es war eine wirklich große Zeit, es war die frische Morgenröthe einer mächtigen Gesinnung, die zwar von einem furchtbaren Verhängniß ergriffen, scheinbar

untergehen sollte, aber nur, um nach langer Prüfung gereinigt zur Befreiung der Völker und zur Grundlage einer neuen, noch in der ersten Entwickelung begriffenen Zeit wieder zu entstehen.

In den Kreisen, in welchen ich lebte, äußerte sich der National-Enthusiasmus, wie er aus den reinsten Quellen entsprang. Ich, der als ein Fremder, die Verhältnisse Deutschlands zu Frankreich aus einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet hatte, der ich, zwar mit den diplomatischen Verhandlungen wenig bekannt, dennoch die Resultate mit immer steigender Furcht verfolgt hatte, war, so wie die Gefahr sich Preußen nahte, keineswegs hoffnungsvoll, wie viele meiner Freunde gewesen; aber bestimmt schwebten mir die drohenden Verhältnisse nicht vor. Ob es Preußen gelingen würde, sich noch einige Jahre durchzuwinden, war mir nicht klar, und die thätige Gegenwart, in welcher ich lebte, war so heiter, daß sie die unbestimmt drohende Zukunft für mich verbarg. Mein Haß gegen die Richtung, in welcher Frankreich sich geistig ausgebildet hatte, und politisch seine, mit Vernichtung aller deutschen Nationalität drohende Gewalt entwickelte, war auf die entschiedenste Weise ausgespro-

chen. Was mir als Deutschlands höchste Bedeutung erschien, was mich aus meinem Vaterlande hieher gebracht hatte, meines innersten Lebens mächtiger Trieb, ward von Frankreich innerlich gering geschätzt, äußerlich bekämpft. Mir war der Schatz, den ich bewahrte, ein Heiligthum; die Keime, die ich entwickeln wollte, trugen, meiner Ueberzeugung nach, die Verheißung einer geschichtlichen Zukunft in sich. Diese war, wie ich mit Entschiedenheit voraussetzte, den drohenden Feinden zwar der innern Bedeutung nach unbekannt und verborgen: aber eine geheime Ahnung von der geistigen Macht, die bestimmt war, was sie als das Höchste schätzten, als ein Untergeordnetes zu behandeln und nur so zu dulden, durchdrang die französische Revolution und was sie vernichten, in Deutschland zertreten wollten, war eben mein Heiligthum. Diesen Haß gegen das französische Volk verbarg ich nicht, ich äußerte ihn nicht allein in Gesprächen, sondern auch in meinen Vorträgen heftig, ja einseitig. Es war mir darum zu thun, ihn fortzupflanzen und von der geistigen Bewegung aus ein Heer gegen die Feinde zu bewaffnen. Ein solches Heer nahm nun freilich wenig Rücksicht auf die politischen Verhältnisse. Der Kampf selbst

war noch mehr ein innerer, als äußerer; nach der damaligen Lage war es eine Gesinnung, welche die Gewalt, die der Feind in unserem Innersten behauptete, niederkämpfen wollte. Sie kannte, wie die deutsche Literatur, keinen Unterschied der Staaten, sie war nothwendig eine allgemeine deutsche, nicht eine preußische. Damit der preußische Staat mir als ein geheiligtes Vaterland erschien, mußte er selbst in Gefahr gerathen, es mußte mir klar werden, daß mein Heiligthum an seine Rettung geknüpft war. Und wie konnte dieses mir verborgen bleiben? Schon vor unserer Abreise nach Berlin durch die Gespräche mit Schleiermacher, war ich auf eine solche Weise für Preußen gewonnen, und die Begeisterung, die mich in Berlin ergriff, entschied meine Gesinnung auf immer.

Die Frühlingstage waren äußerst heiter und anmuthig, die Bäume unter den Linden entfalteten ihr erstes Grün, hier versammelten sich in der Mittagsstunde die bedeutendsten Männer. Wenn eine allgemeine Bewegung in den Gemüthern herrscht, wenn Dasjenige, was Familien und beschränkte Kreise bisher sondert, zurückgedrängt wird von einem allgemeinen mächtigen Interesse, dann sinken die Schranken, durch

welche wir uns getrennt und einander fremd erschienen, man wird vertraut, ohne sich früher gekannt zu haben. Ich begrüßte unter den Lustwandelnden Männer, die ich kaum vorübergehend in Gesellschaften gesehen hatte, und sie traten mir, als wären wir alte Freunde, vertraulich entgegen.

Preußens Lage war eine seltsame; Hannover war von preußischen Heeren besetzt; die Hannoveraner haßten die Preußen in diesem Augenblick fast heftiger noch, als die Franzosen; denn bei ihnen waren nicht bloß Soldaten einquartirt, sondern auch das feindliche Heer in die innersten geschichtlichen Verhältnisse eingreifender Administratoren. Man erwartete die Kriegserklärung Englands. Rußland zürnte; Oestreich, in seinem gefährlichen Kampfe von Preußen hülflos gelassen, war erbittert; der Staat schien unvermeidlich an Frankreich verkauft: und eben in diesem Augenblick regte sich jene Macht, die bestimmt war, Frankreich zu bekämpfen und zu besiegen. Alles, was edel und geistig vornehm in Preußen war, erschien zugleich aufs innigste mit England verbunden, eben als dieses Land im Begriff war, uns den Krieg zu erklären.

Wenn die engen Familienkreise, in welchen wir le-

ben, und von welchen aus unsere Thätigkeit ins Leben tritt, von den größeren Staats-Verhältnissen getragen und gesichert werden, dann bilden die Bewegungen des Staates seine Stellung gegen andere Staaten, eine Macht, die uns beherrscht; sie tritt als ein Gebietendes der Geschichte, und zugleich mit der gesetzmäßigen unveränderlichen Gewalt der Natur hervor: werden aber die Staaten selbst von solchen Verhältnissen ergriffen, so daß sie unsern eigenen unbestimmt schwankenden, mit unaufgelösten Widersprüchen kämpfenden Entschlüssen ähnlich werden, dann verlieren sie nothwendig die gebietende Gewalt und treten in eine Art vertraulicher Nähe, und wir glauben noch, das beherrschen zu können, was uns auf eine solche Weise innerlich verwandt erscheint.

So geschah es denn, daß ich zum ersten Male in meinem Leben zu ahnen anfing, daß auch ich zu einer politischen Thätigkeit aufgefordert werden könnte. Bis jetzt war ich zwar nicht gleichgültig gegen die politischen Verhältnisse Europas, ich war auf dem Wege gewesen, Jacobiner zu werden, eine politische Gesinnung, wie sie sich nun gebildet hatte, stand selbst mit meinen übrigen wissenschaftlichen Ansichten in einer inni-

gen Verbindung: aber Alles war Doctrin, Theorie, Princip, Zukunft; von einer politischen Gegenwart, die mich zur Thätigkeit auffordern sollte, hatte ich bis dahin keine Ahnung.

Das aber, wodurch diese lebendig ward, war ein Widerspruch, der sich in der Lage des zum Kampf aufgeforderten Staates verbarg, und der mir, wie so vielen, verhängnißvoll entgegentrat. Die Gewalt, die wir die gesetzgebende nennen könnten, weil sie die allgemein herrschende Gesinnung aussprach und die lebendigste Quelle der Begeisterung war, rührte sich nur noch, wie Quellen, die keinen Ausfluß haben, vom Gebirg bedeckt, im Innern. Es war die kriegerisch nationale Gesinnung, als das keimende Lebensprincip des Volkes. Sie erschien aber leider nur als die für eine unbestimmte Zukunft gesetzgebende, jetzt zurückgedrängte Gewalt; die ausübende war von ihr noch geschieden. Zwar war das kühne, entschlossene, kriegerische Moment auch dieser ausübenden Gewalt nicht fremd, aber es war in eine Form hineingezwängt, die früher mächtig, jetzt alle höhere Bedeutung verloren hatte; diese executive Gewalt, war die militairisch-garnisonartige, die sich aus den Invalidenreminiscenzen einer vergan-

genen Zeit nährte. Die national-kriegerische Gesinnung, die nicht laut werden durfte, spannte sich durch den äußern Druck immer mächtiger, immer elastischer, und es entwickelte sich ein stilles Bewußtsein, daß der volksthümlich-kriegerische Sinn auch das Militairische durchdringen und neu beleben müßte, wenn der Staat aus der jetzt abgelebten Form durch eine neue lebendige regenerirt werden sollte. Ein jeder wahre preußische Bürger fing jetzt an einzusehen, daß alle höheren geistigen wie materiellen Interessen lediglich an eine kriegerische Gesinnung geknüpft waren. Mir ward es von jetzt an, ich möchte sagen, ein Axiom meines bürgerlichen Lebens, das mir Heiligste, daß Deutschland im eminentesten Sinne nur durch den preußischen Staat als solchen gerettet werden könne. Und ich darf es sagen, es gab von jetzt an keinen treueren preußischen Unterthanen, der mehr bereit gewesen wäre, sein ganzes Dasein dem Staate zu opfern, als ich. Man kann wohl sagen, es gab in Preußen noch vor der unglücklichen Schlacht ein mächtiges geheimes Bündniß, obgleich keiner es genannt hatte, keiner sich mit deutlichem Bewußtsein als Mitglied desselben erkannte: diesem gehörte ich zu.

Wer den Gang meiner Bildung verfolgt hat, wird leicht einsehen, daß mir das preußische Militair in seiner damaligen Stellung nicht zusagte. Ereignisse, die während meines Aufenthaltes in Halle stattgefunden hatten, trugen dazu bei, die Vorurtheile, die ich hegte, noch zu verstärken.

Der Sohn eines Kaufmanns war in Malaga oder Cadix am gelben Fieber gestorben, seine Hinterlassenschaft wurde den Eltern zugesandt. Die Polizei erfuhr es; man hielt die nachgelassenen Sachen, die vorzüglich aus Kleidungsstücken bestanden, für ansteckend. Die Koffer durften nicht geöffnet werden, und, auf Anfrage, beschloß das Obermedizinal-Collegium in Berlin, daß mit großer Vorsicht die Sachen auf das Feld gebracht und dort verbrannt, das Haus des Kaufmanns aber in Quarantainezustand versetzt werden sollte. Reil trieb unumwunden seinen Spott mit dieser gewaltsamen Maaßregel; aber seltsam ward sie dadurch, daß ein Offizier, der mit der Tochter versprochen war, und in dem abgesperrten Hause wohnte, weil die höchst wichtige Parade seine Gegenwart forderte, von der Quarantaine ausgenommen war.

Wenn aber dieses Ereigniß mir wenigstens seltsam

erschien, so war ein anderes von größerer Bedeutung; das empörende Vorurtheil, als wenn das Ehrgefühl dem Militairstande allein zugehöre, und selbst auf eine gesetzwidrige Weise in diesem Stande ausschließlich behauptet werden dürfe, hatte mich, ich gestehe es, von jeher entrüstet. Einige Beispiele von Uebermuth von Seiten jüngerer Offiziere, die, ruhig betrachtet, freilich nicht viel zu bedeuten hatten, empörten mich mehr als billig, weil sie, wie ich glaubte, eine nicht zu duldende Nachsicht fanden. Nun entstand im Sommer des Jahres 1805 eine Theuerung, die immer bedenklicher ward. Der Unwille des Volkes in Halle gegen einen Kaufmann, den man als einen Kornwucherer betrachtete, stieg immer höher. Es bildete sich ein wirklicher Aufstand, der ziemlich bedeutend ward. Das Haus wurde von dem Pöbel gestürmt, und die sehr ansehnliche Niederlage von Getreide ward geplündert. Das Militair erschien, um den Kaufmann zu schützen; der General R. war selbst gegenwärtig. Hier nun, wo es den Schutz eines Bürgers galt, zweifelte ich keineswegs an einem entschiedenen und strengen Auftreten des Militairs. Wie erstaunte ich, als ich erfuhr, daß das plündernde Volk von dem General folgendermaßen

angeredet wurde: „Lieben Kinder," sagte er, „ich will euch ja nicht verhindern, das Getreide fortzutragen, nur sonst nichts." In der spätern Untersuchung beriefen sich Mehrere auf diese von dem General ertheilte Erlaubniß. —

Endlich kam ich selbst in eine persönliche Collision mit dem Militair. In einem großen Gebäude (früher ein Jesuiter-Collegium,) war der ansehnliche viereckige Hof ganz von alten, meist verfallenen Gebäuden umschlossen. In den innersten Theilen dieses Gebäudes war das naturhistorische Museum und das Auditorium, in welchem ich Mineralogie und Physik vortrug. Eines Tages, als ich hinging, traten mir meine Zuhörer entrüstet entgegen; das Gebäude war förmlich vom Militair occupirt. Meine Zuhörer waren durch wachthabende Soldaten zurückgewiesen, denn der Hof wurde jetzt eben zum Spießruthenlaufen benutzt. Ich ließ durch die Wache mich zu einem Offizier hinführen, stellte ihm die Sache vor, aber entsagte der Erlaubniß, mit meinen Zuhörern hineinzutreten. Auf eine ernsthafte Vorstellung wurde freilich das Versprechen gegeben, daß ein ähnliches Ereigniß nicht wieder stattfinden sollte, aber wie mein Vorurtheil gegen das Mi-

litair nach solchen Erfahrungen zunehmen mußte, ist leicht einzusehen.

Der Sommer verging in Halle in immer wachsender Spannung, und doch schien keiner zu ahnen, daß die Gegend, in welcher wir wohnten, ein Kriegsschauplatz sein würde; das preußische Heer würde, glaubten wir, wie in dem früheren Kriege, am Rhein erscheinen; der kriegerische Ruf der Armee tröstete die Meisten, und wenn auch der Kampf zu unserm Nachtheil ausfiele, würde zwar, glaubten wir, der Staat einen tief zu betrauernden Verlust erleiden und in eine gefährliche Abhängigkeit von dem mächtigen Frankreich gerathen, doch ohne daß die engeren, bürgerlichen Verhältnisse zerstört würden. Das Beispiel Oesterreichs schreckte nicht, denn der Preuße war gewohnt, seinem Heere einen zu entschiedenen Vorzug vor dem österreichischen zuzugestehen. Wir konnten uns nicht denken, daß eine Universität in ihrer Thätigkeit gestört werden sollte. Die Zahl meiner Zuhörer war gewachsen. Ich trug diesen Sommer zum ersten Mal die Experimental-Physik vor. Schleiermachers und meine

Zuhörer zeigten eine große Anhänglichkeit, und so wenig ließen wir uns durch den bevorstehenden Krieg stören, daß vielmehr die innerlich bewegte und gehobene Gesinnung auch den wissenschaftlichen Sinn zu beleben und zu steigern schien. Als der Herbst nahte, rückte das Heer vor. Bei meinem Schwiegervater in Giebichenstein wohnten Generäle, die mir aus früherer Zeit bekannt waren. Es waren einige von denen, die später von den Schrecken des Krieges überwältigt, die verderblichste und tadelnswertheste Gesinnung gezeigt haben; und ich will es bekennen, die Sprache, die sie führten, erschreckte mich. Es war nicht jene gesunde Begeisterung, die aus der frischen Fülle des Gemüthes hervorquillt; es war der beschränkte Uebermuth, welcher abgelebten, im langen Frieden verrosteten, ohne höheren kriegerischen Sinn überlieferten militairischen Formen eine zauberische Gewalt zuschrieb; ein Muth, wie der von Shakespeare geschilderte der Engländer auf dem Schlachtfelde von Agincourt, würde die Gefahr der Lage nicht verkannt haben. Keiner schien eine Ahnung von der furchtbaren Gewalt eines tapfern Heeres zu haben, welches alle Verhältnisse der Kriegführung wie der ganzen Geschichte gewaltsam umge-

staltet hatte, welches durch Siege, wie die neuere Geschichte sie nicht gekannt, gehoben war, und jetzt aus der inneren Aufregung eines ganzen Volkes entsprungen, sich uns Vernichtung drohend entgegenwälzte. Das Gespenst des siebenjährigen Krieges, meinten sie, würde den Feind mit unheimlichem Entsetzen ergreifen und er würde bei dem Anblick einer preußischen Wachtparade fliehen. Der preußische Soldat, der knechtische Miethling, genoß unter dem Volke keine Achtung. Die Furcht vor Strafe kämpfte allein mit der vor den Gefahren des Krieges, kein großes nationales Interesse durchdrang ihn.

Die Truppen, die sich in der Gegend von Halle versammelt hatten, zogen schnell vorwärts; die Gerüchte von der Annäherung des Feindes, der durch Thüringen gedrungen war, bestätigten sich immer mehr, und es entstand die Gewißheit, daß der Kampfplatz in unserer Nähe sein würde. Viele Studirende waren während der Ferien in der Stadt geblieben, viele neue waren angekommen, kein Universitätslehrer hatte gewagt, die Stadt zu verlassen. In dieser herrschte einige Tage hindurch eine angstvolle Stille. Da rückte der Herzog von Würtemberg, der mit seinem Armee-

corps die Reserve bildete, in Halle ein. Von jetzt an waren alle Einwohner von der Gewalt des verhängnißvollen Kampfes ergriffen. Es ist ein eigenes, banges Gefühl, sich einer fremden Macht leidend und thatenlos hingeben zu müssen. Noch waren wir beschützt durch ein eigenes Heer, aber, selbst unthätig, sollten wir nur dulden, was dieses über uns verhängte. Die stille Ruhe und Ordnung der eigenen Thätigkeit war aufgehoben; mit einem Gefühl innerer gespannter Angst bewegten sich Männer und Frauen auf der Straße. Ich hatte die Bekanntschaft eines feingebildeten und mit glühendem Haß gegen die Franzosen durchdrungenen, hannöverschen Diplomaten gemacht, der mich sehr anzog. Wir gingen durch die Straßen mit einander, und einige Cavallerie-Escadrons zogen in stolzer Haltung vorüber. „Wenn sie uns so erscheinen," sagte er, „entsteht nicht fast nothwendig der Glaube, daß sie siegen müssen?" Und in der That, dieses Gefühl schien vorübergehend alle Einwohner für den Augenblick zu trösten, obgleich die geheime Furcht vor größern Gefahren alle durchdrang.

Daß eine große Schlacht bevorstand, war durch die Stellung der preußischen und französischen Heere

entschieden; man lauerte in banger Erwartung auf Nachrichten. Da erscholl zuerst unbestimmt, dann immer gewisser, zuletzt in den Zeitungen, die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld. Prinz Louis war geblieben. Dieser durch seine Genialität ausgezeichnete Prinz bildete ein Hauptmoment der kriegerischen Begeisterung. Die Tollkühnheit, mit welcher er sich dem Feinde entgegengestürzt, und ein Gefecht gesucht hatte, erfüllte uns mit einer bangen Ahnung. Hatte er verzweiflungsvoll den Tod gesucht, um nicht Zeuge einer erwarteten allgemeinen Niederlage zu sein? In unheilschwangeren Zeiten wird ein jedes äußere Ereigniß innerlich durchlebt. Die Verzweiflung, die, wie wir vermutheten, Prinz Louis und seine Schaar in den Tod gestürzt hatte, ergriff uns selber. Von dem Marsch des feindlichen Heeres vernahmen wir immermehr. Der unglückliche 14. Oktober näherte sich; unruhig wogte das Volk in den Straßen, die Truppen hatten die Umgegend besetzt. Plötzlich erscholl die Nachricht von einer großen Schlacht. Es war eben im Laufe des unglücklichen Tages. Die Schlacht wäre völlig verloren, raunte man sich zu. Wie diese Nachricht uns erreichen konnte, schien bei

der Entfernung des Schlachtfeldes völlig unbegreiflich, denn daß in der Gegend von Auerstädt gekämpft wurde, war freilich bekannt. Doch diese niederschlagende Nachricht, die ein jeder nur furchtsam seinem Freunde vertraute, ward später von einer tröstlichen, allgemein verbreiteten verdrängt. Wir hätten, hieß es, einen entschiedenen Sieg erkämpft; das Volk jubelte, eine vorübergehende Freude ergriff auch meine Freunde. Ich aber wollte so viel als möglich zur Gewißheit gelangen. Ich lief, so schnell als ich vermochte, auf dem Wege nach Merseburg entlang; hier ohngefähr auf der Hälfte des Weges erhebt sich die Gegend und das Salzstein-Gebirge fällt rechts, nach der Lauchstädter Ebene, schroff ab. Ich legte mich mit dem Ohr an die Erde, ich hörte deutlich die Kanonade aus der Ferne, ich vernahm mit Bestimmtheit, wie sie sich nach Nordwest entfernte und immer schwächer klang. Bei der bekannten Stellung der Heere deutete diese Richtung der sich entfernenden Kanonade auf die Flucht des preußischen Heeres. Ich wagte es kaum, den vertrautesten Freunden meine Angst mitzutheilen. Aber sie übertäubte alle Siegesnachrichten, die ich noch immer vernahm. Diese erhielten sich noch den Tag nach der Schlacht.

An diesem Tage ward **ein** französischer Gefangener durch Halle geführt; es war der erste Feind, den wir sahen. Wie er in diese Gegend gekommen war, ob es ein einzelner Versprengter war, oder ob er in einem Gefecht in der Nähe gefangen wurde, blieb uns völlig unbekannt; aber seine Erscheinung erregte eine ungeheure Gährung im Volke. Schreiend und jubelnd umringte man ihn; die Soldaten, die ihn fortführten, hatten Mühe, ihn gegen die Angriffe des Volkes zu beschützen; es schien in der That, als glaubte man durch diesen einen Gefangenen einen bedeutenden Vortheil über den Feind errungen zu haben.

Es ist, meiner Meinung nach, unrecht, den Auftritten des bürgerlichen Lebens, wenn es durch kriegerische Ereignisse gedrängt wird, so wenig Aufmerksamkeit zu erzeigen. Das Kriegsspiel der neueren Zeit hat in seinen harten Formen alle Poesie verdrängt, aber die in vielen tausend Gemüthern aufgeregten Leidenschaften des bedrängten Volkes, der schnelle Uebergang von Furcht zu Hoffnung und umgekehrt, wechseln, gewaltsam erregt und wieder unterdrückt; beide schranken- und formlos lassen Erscheinungen des verborgensten Lebens an das Licht treten, und haben, sollten

wir glauben, selbst eine geschichtliche Bedeutung. Im Vertrauen erfuhr ich am Abend des 15. Oktobers durch jenen hannöverschen Diplomaten, daß ein französisches Armeecorps den Weg nach Halle eingeschlagen hatte, und da ich mich überzeugt hielt, daß die Auerstädter Schlacht verloren war, sah ich ein, daß man die Hallesche Reserve angreifen würde.

Meine kleine Wohnung, in welche ich mich aus der größern zurückgezogen hatte, war ein Eckhaus an dem Paradeplatz, dem Bibliothekgebäude gegenüber. Ich sah über die Morizburg und über Passendorf hinweg nach den ostwestlichen Höhen hin, die den Horizont begrenzten. In der Erwartung des Krieges erblickte ich den Sommer hindurch und ohne alle äußere Gründe, dennoch träumend und wachend, feindliche Heere, die über die Höhen vordrangen, und sich auf der Ebene bewegten. Morgens früh den 16. Oktober glaubte ich Schüsse zu hören; ich eilte an das Fenster, sah in neblichter Ferne jenseits der langen Brücke, die über die Saale führt, nach Passendorf zu, eine unruhige Bewegung, die mich überzeugte, daß hier ein

Plänkeln stattfände. Die gewaltsame Spannung und doch zugleich unbestimmte und grenzenlose Angst, in welcher wir die letzten Tage durchlebt hatten, erzeugte fast eine Beruhigung, indem nun ein bestimmtes Ereigniß und eine Art Entscheidung hervortrat. Meine Frau hatte in diesen Tagen das Kind entwöhnt, sie war völlig rüstig und gesund, und als sie nicht mehr an der Anwesenheit der Feinde in jener Gegend zweifeln konnte, schien sie in der That mehr neugierig als furchtsam.

Schon sehr früh kam Schleiermacher, von seiner Schwester, der vertrauten Freundin meiner Frau, und von einem Freunde begleitet, zu mir. Es war Gaß, (später mein College bei der Universität in Breslau) der das Armeecorps, welches er als Feldprediger begleiten sollte, suchte, und in Halle bestimmtere Befehle erwartete. Sie waren gekommen, um von unserer Wohnung aus, Zeugen des kriegerischen Schauspiels zu sein. Bald aber sahen wir ein, daß wir eine viel klarere Uebersicht gewinnen würden, wenn wir jenseit des Platzes nach dem Freimaurergarten gingen. Ueber eine, auf einem nach der Saale schroff abfallenden Felsen, angelegte Mauer, übersahen wir vollkommen die

ganze Ebene. Mehrere Beamte und Professoren standen hier, einzelne Truppenabtheilungen der Preußen bewegten sich über die lange Brücke. Wir sahen die Angriffe, das wechselseitige Hin- und Herschießen, das vereinzelte persönliche Zusammenstoßen der Reiter, und Alles schien natürlich im Anfange dem unkundigen Zuschauer, der nur einzelne Angriffe sah, unentschieden. So wunderbar verblendet durch die siegreichen Nachrichten, so fest vertrauend auf die siegende Bedeutung eines preußischen Heeres, waren die Meisten, daß sie eben in diesem Angriffe der Franzosen einen Sieg sahen. „Die armen Franzosen," sprach ein College, „ich möchte sie fast bedauern; es ist, das ist klar, ein zersprengtes Corps; in dem Rücken von unserer siegreichen Armee verfolgt, jetzt von unsern tapfern Reserven angegriffen, werden die Armen vor unseren Augen eine entsetzliche Niederlage erleiden."

Doch lange dauerte leider diese Täuschung nicht. Die Feinde drängten sich in größeren Massen heran, die Unsern zogen sich zurück; selbst an den Saalufern nahe bei den Mauern, an welche wir uns lehnten, sahen wir einzelne Preußen ängstlich fliehen, und voll Schreck eilte nun ein jeder von uns seiner Wohnung

zu. Meine Wohnung, in einer entfernten, wenig besuchten Gegend der Stadt, ward sowohl von meinen Freunden als von mir selbst als eine gefährliche betrachtet; wir waren entschlossen, die Zeit des ersten Anfalls und der größten Gefahr in der Schleiermacherschen Wohnung, in der Mitte der Stadt, zuzubringen. Wir eilten, um aus unserm Hause das Kind abzuholen. Der Prediger Gaß führte Schleiermachers Schwester, dieser meine Frau, ich ging neben der Frau, die das Kind trug. Aber während des Aufenthaltes in unserm Hause war eine, unter den drohenden Verhältnissen nur zu lange Zeit verflossen. Wir mußten die ganze lange Ulrichstraße in möglichster Eile durchschreiten. In der Stadt selbst wurde geschossen, aber in den Straßen herrschte sonst eine große Stille. Kein Mensch ward gesehen, alle Häuser waren verschlossen, nur an einem Orte sahe ich einige Arbeiter ein lockendes Aushängeschild in großer Eile herabreißen. Die Kinderfrau war selbst Mutter, sie wünschte fortzukommen, sie zitterte und vermochte kaum das Kind zu tragen. Ich warf den sächsischen Kindermantel über die Schultern, nahm das Kind, und eilte fort. Als wir da ankamen, wo die erweiterte Straße

einen kleinen Platz bildend, sich nach dem großen Marktplatz eröffnet, sahen wir nun plötzlich die Gefahr, die wir zu bestehen hatten. Der Rückzug des Reservecorps ging quer durch die Stadt; der ganze Marktplatz war mit Kanonen und Munitionswagen der Fliehenden bedeckt, eine Menge Krieger suchten in Eile diese fortzubringen; aus den Straßen, die von der Saale nach dem Marktplatz führten, hörten wir Schüsse fallen, und wir sollten die Richtung der Flucht der sich drängenden, fliehenden Masse in einem rechten Winkel durchschneiden. Wie wir durchkamen, und zwar alle unbeschädigt, weiß ich nicht. Ein solcher Moment der größten Gefahr concentrirt alle Kraft für die eigene Rettung, verwandelt das Bewußtsein in einen mächtigen, blinden Instinct, und man hat, von den drohenden Verhältnissen, die uns dicht umgeben, fortdauernd gedrängt und geängstigt, kein Auge für die größeren. Wir hatten den Marktplatz wirklich glücklich durchschritten. Ich war nahe bei der Merkerstraße, in welcher Schleiermacher wohnte. Diese hat eine gemeinschaftliche Ecke mit der damaligen Galg- jetzigen Leipziger Straße, durch welche die Verfolgung vorzüglich stattfand. Hier, wo eine rettende Straße

vor mir lag, sah ich mich einen Augenblick um. Ich war erstaunt, als ich den Platz leer fand. Munitionswagen und Kanonen waren sämmtlich wie durch einen Zauber verschwunden, aber aus den nach der Saale führenden Straßen drängten sich die Feinde in großen Massen; einzelne Preußen flohen ängstlich, und eine allgemeine Gewehrsalve der Feinde fiel nach der Richtung der Flucht, die Kugeln zischten an meinen Ohren vorüber. Ich war zwar nur wenige Schritte von der schützenden Straße, die von der Flucht abführte, entfernt, dennoch fürchtete ich einen Augenblick, von den verfolgenden Feinden mit dem Kinde abgeschnitten zu werden. Als wir durch die Häuser der Straße geschützt waren, sahen wir die kleinen wilden Männer der Bernadotteschen Avantgarde (die sogenannte Schwefelbande) dicht neben uns vorbeilaufen, aber ihre ganze Aufmerksamkeit war nach den fliehenden Preußen gerichtet. Wir erreichten das Haus; in der Straße war alles still und leer, das verschlossene Haus ward eilig geöffnet und wieder geschlossen, und wir waren fürs Erste gerettet.

Doch die Ruhe dauerte nicht lange. Die Straße lag dem Zuge der Verfolgung zu nahe; einzelne Krie-

ger, Infanteristen und Cavalleristen, vertheilten sich plündernd in die nächsten Straßen. Der Ueberfall traf uns, die wir im Frieden erzogen waren, zu unvorbereitet, und wir wußten uns nicht zu benehmen. Die Straße ist schmal, in das gegenüberliegende Haus waren plündernde Soldaten eingedrungen, die eilig nahmen, was sie vorfanden, aber offenbar selbst in Furcht waren, und sich, wie man uns aus dem Fenster über die Straße zurief, eilig entfernten. Jetzt ward auch an unsere Thür geklopft. Es waren drei bis vier Cavalleristen, die Einlaß forderten; wir achteten nicht darauf. Sie riefen uns zu, daß sie zufrieden sein würden mit ein paar Gläser Wein durchs Fenster gereicht: thörichter Weise wurde beschlossen, ihren Wunsch zu erfüllen; aber keiner wollte die zugestandene Gabe den Kriegern reichen; ich bot mich dazu an. Das Fenster wurde geöffnet, und was wir, bei einiger Erfahrung, hätten voraussehen können, geschah. Einer der Reiter hielt mir eine Pistole vor den Kopf und drohete, mich zu erschießen, wenn wir nicht die Hausthür öffneten. Diese Forderung wurde erfüllt, die Räuber stürzten herein, ich mußte meine Uhr fürs Erste hergeben, Geld hatte ich nicht in der Tasche.

Bei Schleiermacher ward Wäsche und etwas Geld in der Eile zusammengerafft, auf dem offenen Pulte lag das Reisegeld des Feldpredigers Gaß, zwischen Papieren. Sie wühlten in diesen und entdeckten unbegreiflicher Weise die Summe nicht, sie wurde gerettet. Und von jetzt an hatten wir Ruhe, und konnten uns besinnen.

Daß das preußische Heer nicht bloß geschlagen, sondern zersprengt war, mußte uns einleuchten, und Stadt und Universität waren auf unbestimmte Zeit in der Gewalt der Feinde; unser ganzes zukünftiges Leben war auf eine furchtbare Weise verwandelt. Kein noch so wohl erwogener Entschluß der Vergangenheit hatte für die nächste Zukunft irgend eine Bedeutung. Aber noch war die nahe Gefahr, in der wir lebten, zu groß, um einen umfassenden Blick auf das, was uns bevorstand, zu werfen. Die Verfolgung durch die Stadt war vorüber, einzelne Menschen erschienen wieder auf der Straße, von den Feinden erblickte man in der Stadt selbst keine, und ich wagte es, Nachmittag meine eigene Wohnung aufzusuchen, um zu sehen, was dort etwa geschehen war. Ich ging durch einige Straßen, die nach der Saale führten.

Wenige Menschen schlichen ängstlich, doch nur zu den nächsten Nachbarn. Kleine Gruppen bildeten sich furchtsam, leise redend. Gerüchte von grauenhaften Mißhandlungen in den Vorstädten wurden laut, und auf den Straßen lagen hier und da die Leichen erschossener preußischer Soldaten, noch in voller Uniform. Bei einem sah ich sogar noch das Gewehr neben ihm liegen. In meiner Wohnung war kein Feind gewesen. Ich konnte nun, was ich an Geld besaß, noch retten, was von einigem Werth war, so sorgfältig wie möglich verbergen, oder dem freundlichen Wirth anvertrauen. Die Nacht indeß brachten wir nicht bei Schleiermacher zu. Wir wurden sämmtlich von dem Buchdrucker Schimmelpfennig eingeladen. Mehrere Freunde waren da. In demselben Hause wohnte der taube Professor Hofbauer; dieser, im Hinterhause wohnend, hatte von Allem, was geschehen war, nichts erfahren. Daß wir in der Gewalt der Feinde waren, mußten wir ihm jetzt mit lauter Stimme zurufen, und waren Zeugen seines Entsetzens.

Es ist merkwürdig, wie eine plötzlich drohende Gefahr, die alle Einwohner einer Stadt auf gleiche Weise trifft, eine Stimmung hervorruft, die so ganz von der

gewöhnlichen abweicht. Wie die Verzweiflung einen eigenen schneidenden Witz hat, einen Humor fürchterlicher Art, erkannte unter Allen Shakespear am tiefsten. Der furchtbare Untergang des Landes, die, wie es schien, rettungslose Zertrümmerung alles dessen, was uns heilig und theuer war, schwebte uns als eine dunkle Masse der mannigfaltigsten düsteren Vorstellungen vor der Seele; die Bande freundlicher heiterer Verbindung der Familien unter einander war zerrissen, und die unmittelbar Vereinigten konnten sich mittheilen; die nächsten Straßen und ihr Schicksal waren wie durch einen Abgrund von einander getrennt. Dunkle Gerüchte von furchtbaren Greueln, wie die finstere Phantasie sie ausmalte, hatten diejenigen von der Gesellschaft, die sich auf die Straße wagten, vernommen, und die Nacht, die wir zusammen verlebten, erschien uns gefährlich. Denn in jedem Augenblicke glaubten wir Brand, Plünderung und den grauenhaftesten Mißhandlungen ausgesetzt zu sein. Besonders zum Schutze der Frauen hatten wir uns hier vereinigt. Ein jeder war entschlossen, sein Leben zu wagen, aber die Waffen, über die wir etwa zu gebieten hatten, waren freilich keineswegs hinreichend. Wir wollten die Nacht

wachend und uns unterhaltend zubringen. Hofbauer besaß, wie wir wußten, einen, besonders mit den besten Rheinweinen versorgten Keller. Es war bekannt, daß er diesen sehr schonte. Wir stellten ihm aber vor, daß der Keller kaum der Aufmerksamkeit der Feinde entgehen würde; überredeten ihn, eine Anzahl Flaschen herzugeben, und brachten die Nacht in wilder Laune zu. Gegen Morgen schlief, auf Stühlen vertheilt, die ganze Gesellschaft ein.

Die Nacht war völlig ruhig vergangen, und wir erfuhren, wie grundlos unsere Angst gewesen war. Die plündernde Schwefelbande gehörte zur Avantgarde, sie mußte das wegziehende Corps verfolgen und verschwand schnell aus der ganzen Gegend. Bernadotte's geordnete Truppen besetzten die Stadt und man mußte die Zucht rühmen, die in seinem Corps herrschte. Er ließ durch einen öffentlichen Anschlag die Einwohner von Halle beruhigen, den ich wörtlich hier folgen lasse:

Avertissement.

Ms. le Maréchal de Bernadotte, Prince de Ponte-Corvo, vient de faire connaître à l'Uni-

versité de Halle, que le cours des études ne devoit être nullement interrompu, il a en même tems engagé tous les Professeurs à continuer comme par le passé l'instruction des étudians et il dispense les Professeurs de tout logement militaire etc. Ainsi les étudians, qui se trouveroient maintenant en route pour se rendre à Halle, peuvent sans crainte continuer leur route. Mr. le Maréchal a déclaré, qu'il était dans l'intention de son Souverain de protéger l'Université de Halle.

Malgré qu'il y a eu un combat très meurtrier dans la ville, tout est calme, et le moindre excès est réprimé.

Mr. le Maréchal s'est rendu en personne sur la place, pour commander la plus sévère discipline, et a ordonné qu'on punît de mort le militaire, qui ne respecteroit pas la demeure des habitans.

Les fonds de l'Université resteront intacts et il est défendu d'y toucher.

Halle ce 19. Octobre 1806.

Ich eilte, diese Proclamation an der Thüre meiner Wohnung anzuschlagen.

In der Stadt herrschte natürlich dessenungeachtet eine große Angst, aber für mich und meine Frau ward ein uns unmittelbar treffendes Ereigniß nicht wenig schmerzhaft.

Im Jahre 1804 erschien eine Schrift unter dem Titel: „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulat." Sie enthielt eine überaus kühne und in ihrer Art schlagende Auseinandersetzung der macchiavellistischen Künste, die Napoleon angewandt hatte, um die höchste Gewalt zu erringen, und setzte eine äußerst genaue Kenntniß der inneren Verhältnisse voraus. Die Schrift erschien anonym, mit dem Druckort Germanien und erregte eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit. Der Verleger war Hoffmann in Hamburg. In England fand diese Schrift so viel Beifall, daß ein deutscher Buchhändler sich mit der englischen Uebersetzung in London niederließ. Es erschienen dort schnell hinter einander sieben Auflagen. Diese Schrift ward Reichardt zugeschrieben, und

der im höchsten Grade erbitterte Napoleon forderte seine Bestrafung. Nachdem diese Forderung sich wiederholt hatte, entging Reichardt nur dadurch einer für ihn gefährlichen Untersuchung, daß der Staatskanzler Graf Hardenberg erklärte, er wisse, daß Reichardt nicht der Verfasser sei. Durch Herrn v. Varnhagen ist der, während der Revolution so lange in Frankreich lebende und äußerst genau unterrichtete Graf v. Schlaberndorf als der Verfasser dieser Schrift genannt. Ich selbst habe die Bekanntschaft des Grafen in Paris gemacht. Er sowohl als Reinhard (der deutsche Mann, der als französischer Pair und Graf starb) haben sich mit mir über diese Schrift öfters unterhalten. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Darlegung der Schliche, die Napoleon benutzte, dem Grafen zugehörte: aber obgleich Reichardt nach seiner Gewohnheit und nach der Leichtfertigkeit, mit der er überhaupt zu schriftstellern pflegte, ganze Stellen unverändert hatte abdrucken lassen, so war er doch nicht allein der Herausgeber, sondern auch Bearbeiter des ihm mitgetheilten Materials. Die letzte Hälfte der Schrift ist vollkommen auf seine Weise geschrieben; und die Nachrichten über die französische Armee hatte

er nicht, wenigstens nicht allein dem Grafen Schlabérndorf zu verdanken, sondern größtentheils seinem Stiefsohne, der die Revolutionskriege mitgemacht hatte, und noch immer, seiner Gesinnung nach ein eifriger Republikaner, in der französischen Armee diente. Die Schrift ist, wenigstens so viel ich glaube versichern zu können, nach dem Reichardtschen Manuscripte abgedruckt, und wie er sie als eine von ihm entworfene behandelte, habe ich selbst gesehen, weil ein durchschossenes Exemplar mit vielen Abänderungen seiner Hand mir in die Hände fiel. Daß Napoleon der Versicherung des Staatskanzlers keinen Glauben beigemessen hatte, war vorauszusetzen, ja zum Theil bekannt. Unter diesen Umständen würde Reichardt großer Gefahr ausgesetzt gewesen sein, wenn er in die Hände der Feinde gefallen wäre. Noch während der Schlacht ward eilig das Nothwendige zusammengerafft, und er entwich mit seiner Frau, drei Töchtern und einem Knaben. Wir hatten dies wohl voraussehen können, und erfuhren die bedenkliche Flucht. Es ist begreiflich, wie besorgt wir sein mußten, und um so mehr, da wir in einer unbestimmt langen Zeit keine Nachricht von ihrem Schicksale erwarten durften.

Die nächsten Tage steigerten die Angst und Spannung der Einwohner, und es ruhte wie eine Gewitterschwüle auf der ganzen Stadt. Die Truppen durchzogen die Stadt noch fortdauernd. Wir vernahmen aber, daß Napoleon selbst mit der Garde ankommen würde. Beunruhigende Gerüchte versicherten, daß Napoleon auf die Stadt, besonders aber auf die Universität zürnte. In der That hatten wir Manches zu befürchten. Die Studirenden waren im höchsten Grade aufgeregt, man versicherte, daß einige sehr große Lust hätten, das Recht, nur auf den breiten Steinen gehen zu können, selbst gegen die feindlichen Offiziere zu behaupten, und Universitätslehrer pflegen in corpore nicht sehr fähig zu sein, in bedenklichen und gefahrvollen Zeiten die zweckmäßigsten Polizeiverfügungen zu erlassen. Ich ging mit Schleiermacher zu dem damaligen Prorektor Maaß, ihn zu bitten, eine Versammlung aller oder einiger Mitglieder des Conciliums zusammenzubringen, um die nothwendig zu treffenden Maßregeln zu verabreden. Aber ich hörte mit Erstaunen, daß er eine solche Maßregel als eine gar zu gefährliche betrachtete und meinte: die Feinde würden in einer solchen Versammlung eine Verschwörung erkennen.

Persönlich konnte dieser Mann freilich dem Feinde nicht imponiren; er war mager, kümmerlich gestaltet, hatte keinen Bedienten, und die bei ihm einquartierten Soldaten haben, wie man versichert, ihn gezwungen, ihre Stiefeln zu putzen. Wenige der Professoren wagten sich aus ihrer Wohnung, wenige besprachen sich mit einander in kurzen, angstvollen Augenblicken, während sich die Studirenden in größeren und kleineren Haufen, nicht selten lärmend, auf der Straße herumtrieben.

Napoleon kam. Er bezog die Wohnung des Professor Meckel, eines der angesehensten Häuser der Stadt, auf einem Platz (dem großen Berlin). Die Garde, in Parade aufgestellt, machte einen imponirenden Eindruck. Napoleon ritt an den Gliedern vorüber, und hielt, wie man versicherte, eine belobende Anrede an diese, seine geschätzten Truppen. Daß er gegen die Preußen besonders erbittert war, wußten wir. Halle war die erste preußische Stadt, die er besetzte, und während seine Truppen die fliehende Armee verfolgten, beschloß er, hier einige Tage auszuruhen. Ich war mit meiner Familie noch in der Schleiermacherschen Wohnung. Dort war ein Beamter des kaiserlichen Kriegsbureaus ein-

quartiert, der natürlich die besten Stuben einnahm, so daß Schleiermacher mit seiner Schwester und seinem Freunde Gaß, so wie ich mit Frau und Kind, uns schlecht genug behelfen mußten. Keiner zog sich in dieser Zeit aus, Keiner hatte in der Nacht ein bequemes Lager, nur erschöpft und ermüdet schliefen wir wenige Stunden. Der Einquartierte, dessen Name mir nicht mehr erinnerlich ist, war höflich, ja verbindlich. Er versuchte es oft, ein Gespräch mit uns anzuknüpfen, und zwar ein in mancher Rücksicht bedenkliches; ja, da wir uns immer vorsichtig und zurückhaltend äußerten, wagte er es, Schleiermacher aufzufordern, einen Brief aufzusetzen, dessen Inhalt ein Angriff auf den preußischen Hof und die Regierung, und die Hoffnung, welche die Einwohner auf die heilbringende Herrschaft des Kaisers gründeten, sein sollte. Daß ein Mann von Schleiermachers allgemein bekannter starker Gesinnung genöthigt war, eine solche Zumuthung mit Entrüstung abzuweisen, entsetzte mich. Doch ist es begreiflich, daß wir nicht ohne Sorgen waren. Der Beamte blieb aber höflich wie bisher. Einst sprach er unbefangen von dem grenzenlosen Ehrgeize des Kaisers. Es wäre, meinte er, seine Absicht, das

römische Kaiserthum des Mittelalters, welches ja ursprünglich von Frankreich ausgegangen war, wieder zu begründen; wäre dieses ihm gelungen, dann würde er in einem langen Frieden das Glück der von ihm besiegten Völker befördern und pflegen. Die anerkannte Cultur der großen Nation würde alle Völker des Continents vereinigen, und es gäbe davon keine Gewalt mehr, die ihn bedrohen und den beglückenden Frieden stören könnte. Eine grenzenlose Erbitterung, ein, leider in diesem Augenblick hoffnungsloser Haß drohte fast laut zu werden, indem wir von einem deutschen Manne in deutscher Rede eine so verruchte Sprache hörten. Wir verließen das Haus nicht, wir vermieden es, so viel wir konnten, die verhaßten Feinde zu sehen. Napoleon blieb, irre ich nicht, drei Tage in Halle. Am zweiten Tage ritt er in glänzender Begleitung der Marschälle und Generale durch die Straße, in welcher wir wohnten. Der einquartierte Beamte forderte uns auf, den Zug zu betrachten. Schleiermacher und ich schlugen es aus, und nur nach wiederholten Bitten warfen wir einen flüchtigen Blick auf die Straße. Dieser war nicht hinreichend, um die Personen zu unterscheiden. Ich sah nur die etwas phan-

tastische Kleidung Murat's. Napoleon habe ich nie gesehen. Der Beamte zeigte uns alle Personen, und schien unsere tiefe Verehrung und Bewunderung vorauszusetzen. Am zweiten Tage des Aufenthaltes des Kaisers in dieser Stadt, stürzte ein Studirender in grenzenloser Angst in unsere Wohnung. Zum erstenMal in meinem Leben sah ich wirklich, wie der verzweiflungsvolle Schreck die Haare in die Höhe richtete. Die Stimmung, die unter uns herrschte, konnte solch einen Schreck selbst in der drohendsten Gefahr nicht aufkommen lassen. Je mehr alle äußere Aussicht und Hülfe verschwand, je drohender die Verhältnisse um uns herum wurden, desto mehr stärkte sich, aller äußern Unwahrscheinlichkeit zum Trotz, die innere Zuversicht, die feste Ueberzeugung, daß das Heilige und Große, wie es in Deutschland keimte, die göttliche Macht, die in der Geschichte waltete, ein so herrliches Gut sein mußte, daß der rohe Fußtritt siegreicher Heere es nie vernichten konnte. In diesem Sinne wagte ich es auszusprechen, was von diesem Augenblick an auch das leitende Prinzip meiner ganzen Gesinnung wurde, so lange die Franzosen das Land besetzt hielten. Die Schlacht von Jena, behauptete ich, eben

in diesen Tagen der Hoffnungslosigkeit, wäre der erste Sieg über Napoleon, denn er hatte die mit ihm im Bunde stehende Schwäche vernichtet, und von jetzt an in allen Preußen die innere großartige Erbitterung hervorgerufen, die sich endlich bewaffnen und siegen mußte. Die Gewißheit, daß ich seinen Sturz erleben würde, verließ mich nie.

Unter so allgemein drohenden Verhältnissen zeigen die Frauen nicht selten einen entschiedenen Muth, und obgleich der Zustand, in welchem der junge Mann erschien, eine furchtbare Nachricht erwarten ließ, war meine Frau doch über diese den Mann entstellende Angst empört. „Pfui," rief sie aus, „so darf ein muthiger deutscher Jüngling am wenigsten in einer Zeit, wie diese, erscheinen." Nur mit Mühe gelang es ihm, uns das zu berichten, was ihn so sehr in Schrecken gesetzt hatte.

Eine Deputation der Professoren, so viel ich mich erinnere, aus dem Prorektor Niemeyer und Schmalz bestehend, hatte bei dem Kaiser um Audienz nachgesucht, und sie erhalten. — Sie hatten den Professor Froriep, als denjenigen, der sich am gewandtesten in der französischen Sprache ausdrücken konnte, mitge=

nommen. Während die Deputirten bei Napoleon waren, hatten sich eine Anzahl Studirende auf dem Platz versammelt, und als jene hervortraten, hatte Schmalz eine Anrede an die Studirenden gehalten, auf welche ein lauter Ausruf der letzteren erfolgte; es blieb ungewiß, ob es die Absicht war, Beifall oder Unzufriedenheit zu äußern. Während Napoleon mit seiner glänzenden Umgebung in der Stadt herumritt, hatten die Studirenden sich unbefangen zugedrängt, ohne ihn zu begrüßen. Das ungenirte Wesen deutscher Burschen, die es nicht gelernt hatten, einem siegreichen Feinde demüthig und knechtisch eine erheuchelte Ehrfurcht zu bezeigen, mußte ihm unangenehm sein, ja bedenklich erscheinen. Ein Studirender, den er angesprochen, hatte ihn, gewiß mehr aus Verlegenheit als aus Geringschätzung, Monsieur genannt.

Nun sollte Napoleon sich auch geäußert haben über die feindliche Stimmung, die auf der Universität schon vor seiner Ankunft geherrscht habe. Er wollte wissen, daß mehrere Studirende sich gegen ihn bewaffnet hätten. In der That fand aber eine solche Gesinnung unter den Studirenden, die später eine so große und mächtige Bedeutung erhielt, noch gar nicht

statt. Zwei adelige Jünglinge, die wahrscheinlich zwischen dem Entschluß Militairdienst zu nehmen oder fortzustudiren, schwankten, waren der Armee gefolgt. Napoleon aber mochte glauben, daß die auf der Universität vereinigte Menge deutscher Jünglinge aus den besten Familien, eine, wenn auch nicht gefährliche, doch beschwerliche Aufregung im Rücken seines Heeres veranlassen könnte. Unbekannt mit der Einrichtung der deutschen Universitäten, meinte er, daß die Studirenden in sogenannten Collegien unter Aufsicht zusammenlebten, und zürnte, daß man sie hier nicht in diese eingesperrt habe. Jetzt hob er nun die Universität auf, und forderte, daß die Studirenden sämmtlich Halle verlassen und zu ihren Eltern zurückkehren sollten. Daß viele Studirende dadurch in die größte Noth geriethen, war natürlich; aber eine Furcht ergriff mehrere mit Entsetzen, und besonders schien der unglückliche junge Mensch von dieser durchdrungen zu sein. Man glaubte nämlich, daß die französischen Krieger, wenn die Studirenden zur Stadt herausgetrieben wären, die auf den Landstraßen waffenlos Herumirrenden ermorden würden.

Das große Haus, welches Schleiermacher bewohnte,

war stark mit Einquartierung belegt. Gegen Morgen, während eines unruhigen Schlafes, vernahmen wir eine Bewegung im Hause, ein unruhiges Auf- und Niederlaufen auf den Treppen, ein lautes Gerede im Hofe, die Tritte der Pferde in dem Stalle. Als wir erwachten, war die Stadt leer. Die Truppen hatten sich entfernt, die Studirenden wurden noch im Verlaufe des Tages aus der Stadt getrieben. Wir, die Lehrer, blieben in der wüsten, öden Stadt zurück: unser Amt, unsere Thätigkeit war vernichtet, unsere zukünftige Stellung noch unbestimmt. Wenige ältere Studirende wagten es noch in der Stadt zu bleiben. Zu diesen gehörten: Herr v. Varnhagen, v. Marwitz, der Bremer Müller und wenige Andere.

In der Stadt war nun Alles äußerlich ruhig. Das Concilium der Professoren versammelte sich, und wir erfuhren jetzt, daß die Fonds der Universität in Beschlag genommen waren. Aus Dessau war ein Schreiben von Berthier eingegangen, in welchem er uns die Ungnade des Kaisers bekannt machte. Die Gelehrten, hieß es, sollten sich um die Politik nicht bekümmern, sie wären nur dazu da, die Wissenschaften zu cultiviren und auszubreiten; die Halleschen

Professoren hätten ihre Stellung verkannt, deshalb habe der Kaiser den Entschluß gefaßt, die Universität aufzuheben. Das ganze Corps der Universitätslehrer war nun außer Thätigkeit gesetzt und die Meisten mit ihren Familien dem Mangel und der Armuth preisgegeben. Daß unter solchen Umständen fast alle von Entsetzen ergriffen waren, und daß die berathende Versammlung völlig rathlos zusammensaß, war begreiflich. Ich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ein so ansehnlicher Verein von deutschen Gelehrten, unter Verhältnissen, wie diese, zwar der Gewalt weichen, aber auch sich würdig betragen müsse. Es kamen freilich nur vereinzelte Vorschläge zum Vorschein, die eine knechtische Gesinnung verriethen. Wir sollten, ward gesagt, uns über unsere Gesinnung rechtfertigen, wir sollten Napoleon zu überzeugen suchen, daß wir niemals eine feindselige Gesinnung gegen ihn geäußert hätten. Eine solche Versicherung von meiner Seite wäre eine Lüge gewesen. Wie unsere Gesinnung gegen den Feind vor der Besetzung der Stadt gewesen war, behauptete ich, ging den Feind nichts an; er habe über diese Gesinnung keine Rechenschaft zu fordern, wir keine abzulegen. Daß wir aber, seit wir

in feindlicher Gewalt waren, Alles, was in unserer Macht stand, gethan hatten, um von Seiten der Studirenden Ruhe und geduldige Unterwerfung unter die siegende Gewalt zu veranlassen und daher keine Vorwürfe von Seiten der Sieger verdienten, durften wir freilich mit Wahrheit bekennen.

Besonders empörte mich ein Vorschlag, um so mehr, da er meine Familie betraf. Einige höhere französische Offiziere hatten sich nach Reichardt erkundigt, und seine Flucht erfahren. Daß man nun persönlich diesen höhern französischen Militairpersonen darzuthun suchte, wie Reichardt gar nicht mit der Universität in Berührung stehe, fand ich freilich sehr natürlich, und mußte es billigen: aber daß der Senat der Universität, ohne darum gefragt zu sein, seine Stellung berührte, und den Verdacht, als wenn seine verhaßte Schrift ein Ausdruck der Gesinnung der Universität wäre, zu widerlegen suchte, fand ich völlig unwürdig. Wie nun das Schreiben an Berthier lautete, weiß ich freilich nicht, es war den furchtsamsten Gleichgesinnten zu leicht, ein völlig unterwürfiges Schreiben zu entwerfen und abzusenden. In einigen Zeitungen erschienen Berichte über unsere Beschlüsse, die für mich

höchst kränkend waren; sie öffentlich zu widerlegen, wäre freilich eine tadelnswerthe Tollkühnheit gewesen, daß aber eine jede, selbst die unwürdigste Demüthigung fruchtlos, daß der einmal gefaßte kaiserliche Entschluß unabänderlich sein würde, wär vorauszusehen.

Schleiermachers wie meine Lage war nun freilich bedenklich genug. Unser Gehalt war mit dem ersten November fällig, und das von vergangenen Monaten völlig aufgezehrt. Die Vorlesungen aber, die eben anfangen sollten, hatten ein bedeutendes Honorar schon jetzt in unsere Hände gebracht. Ich hatte in meinem Besitz über 80 Louisd'or. Daß ich, nach meiner Gesinnung, und da ich die Auszahlung des Gehälts erwartete, an keine Geldverlegenheit dachte, ist begreiflich. Nun aber meldeten sich alle meine Zuhörer und ich mußte mich glücklich schätzen, daß ich die Summe nicht angerührt hatte, und einen Jeden zufrieden stellen konnte. Ich behielt etwa 10 Rthlr. übrig, und Schleiermacher auch nicht mehr. Durch Freunde aus der Ferne irgend Etwas zu erhalten, war vors Erste unmöglich. Die französischen Heere hatten sich gegen Osten und Norden immer weiter verbreitet, der Krieg schnitt uns von Verwandten und Freunden völlig ab.

Wir entschlossen uns nun, die kleine Summe, über die wir zu gebieten hatten, vereint zu benutzen, und eine gemeinschaftliche Wirthschaft zu führen. Schleiermacher bezog meine kleine beschränkte Wohnung. Meine Frau mit ihrem Kinde und Schleiermachers Schwester bewohnten eine kleine enge Kammer, die an eine größere Stube grenzte; ebenso schlief ich mit meinem Freunde in einer ähnlichen Kammer, und ein Jeder verfolgte seine Studien und Arbeiten in einer gemeinschaftlichen Stube. In einer Ecke meines Studirzimmers hat Schleiermacher seine Schrift über den ersten Brief Pauli an Timotheus ausgearbeitet. Wir lebten in der größten Dürftigkeit, sahen wenige Menschen, verließen fast nie das Haus, und als das Geld ausging, verkaufte ich mein Silberzeug.

Obgleich wir nun so höchst kümmerlich lebten, so war unsere Stimmung keineswegs niedergedrückt. Es war die feste Ueberzeugung, daß von jetzt an das Schicksal des Landes in der unveränderlichen und festgehaltenen Gesinnung eines jeden Bürgers liege, die uns erhob und stärkte, und wir konnten trotz unserer Armuth, wie gewöhnlich, die Freunde und Jünglinge, die den Muth hatten, die Stadt nicht zu verlassen,

den Abend an unserem Theetisch versammeln. Wir hatten kurz vorher uns mit Thee und Zucker auf eine lange Zeit versorgt; von Reichardts Verleger in Hamburg lief eine Sendung von Rum ein, die ich in unserm Feldlager für gute Beute erklärte. Hier erschienen: Harscher, Müller, v. Marwitz, v. Varnhagen und Freund Blanc, Prediger bei der französischen Gemeinde in Halle. Letzterer hatte sich eng an Schleiermacher und mich angeschlossen; hatte unsere Vorträge besucht und war sowohl durch Geist, wie durch Gesinnung einer meiner genauesten Freunde geworden. Seine gründlichen und ausgezeichneten Kenntnisse, sowohl der älteren als modernen Literatur, sind hinlänglich bekannt, und das unbegrenzte Zutrauen, welches wir zu einander hatten, kam ihm, wie der Leser weiter erfahren wird, nur zu theuer zu stehen.

Gewiß, diese Abende sind uns allen unvergeßlich. Zwar beschäftigte uns die gefährliche und unglückliche Gegenwart und in den ersten Wochen unsichere und schwankende Gerüchte von den schauderhaften Ereignissen, auf eine betrübende Weise. Der schnelle, uns allen unglaubliche Verlust von Magdeburg, entsetzte uns. Die Equipagen der Generale W. und R. kamen

an; eine Menge Offiziere, aus der Gefangenschaft entlassen, kehrten nach ihrem Wohnsitz Halle zurück. Vor meinem Hause war auf dem großen Platz sonst die Wachtparade; jetzt, seitdem die Stadt ruhig war, versammelten sich auf ihm zu der gewöhnlichen Stunde der Wachtparade, diese Offiziere. Wie Gespenster, deren Seelen nach dem Tode an einem verlorenen Schatze hängen, den sie dort nicht mehr genießen können, erschienen mir diese unglücklichen Gestalten. Welche furchtbare Erinnerungen knüpften sich an diese Erscheinung!

Zwischen durch vernahmen wir ergötzliches Gerede von dem übertrieben furchtsamen Benehmen einiger Collegen. Man beurtheilt solche Fälle gewöhnlich zu hart; wenn friedliche Menschen plötzlich waffenlos in die Hände übermächtiger Feinde gerathen, bilden sich die Vorstellungen von den möglichen Gefahren grenzenlos aus. Ich hatte, bei einer keinesweges gleichgültigen Gelegenheit, ein auffallendes Beispiel von dieser Furchtsamkeit erlebt. Die den fliehenden preußischen Truppen abgenommenen Pulverkarren wurden ein paar Tage hindurch auf dem Paradeplatz vor meinem Hause aufgestellt; mehrere Pulvertonnen waren

mehr oder weniger beschädigt, und Pulverkörner waren auf dem Platze umher gestreut. Eine Hallesche Bürgerwache sollte die Annäherung an die gefährliche Stelle verhüten. Der unbeschreibliche Leichtsinn, der sich bei solchen Gelegenheiten bei den Franzosen äußert, ist allgemein bekannt. Ich sah Soldaten, die in Stiefeln mit eisernen Nägeln versehen, so hart auftraten, daß man im Dunkeln die Funken entdeckte. So gingen sie zwischen den Pulverkarren, nicht selten zugleich Taback rauchend. Man kann sich meinen Schreck denken; denn die Bürgerwache, obgleich sie sich entsetzen mochte, wagte keinen Franzosen zurückzuweisen. Ich suchte den Männern begreiflich zu machen, daß sie ja nicht wegen der Einwohner von Halle daständen, von diesen dürfte man voraussetzen, daß sie selbst besonnen genug wären, sich in der Ferne zu halten. Erst nachdem ich den Versuch machte, die feindlichen Soldaten zurückzuweisen, als sie entdeckten, daß diese der Abmahnung ohne Widerstreben Folge leisteten, entschlossen sie sich, meinem Beispiele zu folgen.

Schleiermacher und ich glaubten wohl zu thun, wenn wir uns mit Pässen versähen; es wäre möglich, dachten wir, daß Verhältnisse unsere Entfernung wün-

schenswerth machten, und daß sich eine günstige Gelegenheit dazu darbieten könnte. Ich ging auf das Rathhaus, und forderte einen Paß, der hier ausgestellt und von einem General-Intendanten unterzeichnet werden sollte. Der Beamte empfing mich, da ich ihm bekannt war, höflich. In dem französischen Formular wird die Größe des Paßinhabers angegeben, wie auch sonst gewöhnlich. Die Furcht des Beamten war aber so groß, daß er von mir forderte: ich solle mich, wie ein Rekrut, unter das Maaß stellen; und in der Personal-Beschreibung ward ich als ein Mann bezeichnet: mit einem gewöhnlichen Gesicht, mit einer unbedeutenden Nase und als nicht unverdächtig.

Das Schrecken der Einwohner ward noch vergrößert, als man erfuhr, daß der reiche Major v. Heide, der wohlhabende Senator Keferstein und der Professor Niemeyer als Geisel nach Frankreich geführt wurden. Man traf allerlei Anstalten, um sich von der Gesinnung der Einwohner zu überzeugen. Die Offiziere, wenn sie sich einige Tage in Halle aufhalten mußten, langweilten sich und veranstalteten Bälle. Die Damen wurden eingeladen, aber diese Einladung sah einer Requisition nicht unähnlich. Wie ich gehört habe,

erschienen mehrere. Auch an uns kam der Umlauf und wir schrieben einfach darunter, daß unsere Damen nicht erscheinen würden. Es gab Freunde, welche uns darüber Vorwürfe machten; viele Frauen nahmen, wie unsere, keinen Theil an den Bällen, aber sie ersannen irgend eine Entschuldigung. Nichts aber glich der entsetzlichen Erbitterung, die uns alle durchdrang, als wir jene Briefe, angeblich preußischer Bürger, welche in den Zeitungen erschienen, lasen. Reil, dessen großartige und kühne Gesinnung sich offen und entschieden aussprach, besuchte mich öfters, nicht bloß als Arzt. Einst trat er blaß, zitternd vor Wuth zu uns herein. Der berüchtigte Angriff auf die Königliche Familie war erschienen. Ich kann es nicht leugnen, die gewaltsame geschichtliche Bedeutung Napoleons, die früher mich zu ihm hingezogen hatte, als er aus Aegypten zurückkehrend, die Revolution überwältigte und Ordnung und Gesetz in Frankreich einführte, hatte Spuren der Hochachtung zurück gelassen. Ich haßte, aber bewunderte ihn zugleich; ja, daß eine so großartig mächtige Persönlichkeit bestimmt war, unser schimmerndes nationales Bewußtsein neu zu beleben, schien mir hoffnungsvoll und bedeutend. Von jetzt an, als

ich die gemeine Gesinnung entdeckte, ward er mir inmitten seiner geschichtlichen Größe verächtlich. Daß die große Entwickelung des Geschlechts in ihrem Fortgange eine solche innerlich verpestete Gesinnung vernichten mußte, schien mir gewiß. Die mir eigene sanguinische Hoffnung verlor sich nie. Ich erlebe, behauptete ich unbefangen, Napoleons Sturz und Deutschlands Befreiung. Besonnene Männer, die mich so sprechen hörten, lächelten, und glaubten wohl, daß ich nicht so klar wie sie, das absolut Trostlose der in der Gegenwart vorliegenden Verhältnisse durchschaue. Und doch lag die absolute Hülflosigkeit aller europäischen Staaten des Continents, Frankreich gegenüber, einem jeden Menschen so nahe, daß wenig Scharfsinn dazu gehörte, sie zu entdecken.

Man darf aber nicht glauben, daß unsere wissenschaftlichen Studien ruheten. Unsere Unterhaltungen waren meist speculativer Art. Blanc und Marwitz regten sie vorzüglich an; wir erlebten nicht selten Abende, an welchen des Landes und unsere eigene Noth ganz verschwunden schien, und wie mein Verhältniß in dieser Zeit zu Schleiermacher werden mußte, kann man sich leicht denken. Endlich wurde die Ver-

bindung mit Berlin einerseits und mit Kopenhagen andererseits eröffnet. Summen von Verlegern und Freunden liefen ein, und der nächsten Noth war abgeholfen. Jetzt wurden nun die Schritte, die wir zu thun hatten, reiflich erwogen. Wir hatten für die nächste Nahrung zu sorgen und für eine wissenschaftliche Beschäftigung. Schleiermacher beschloß, mit großer Entsagung noch einige Zeit in Halle zu verweilen, weil er hier in entschiedener Einsamkeit und mit geringeren Kosten einige schriftstellerische Arbeiten vollenden konnte. Für mich erschloß sich aber eine andere Aussicht, die ich glaubte, nicht ganz aufgeben zu dürfen. Meine dänischen Freunde waren um mich im höchsten Grade besorgt. Mein Jugendfreund Mynster bewies es auf eine thätige Weise. Mein jüngster Bruder war mit den Truppen, die der Prinz-Regent zur Behauptung einer bewaffneten Neutralität versammelt hatte, in Kiel. Ueber meine Lage entsetzt, eilte er zum Regenten, und der wohlwollende Herr, obgleich mit meiner Thätigkeit, wie sie früher in Dänemark stattgefunden hatte, keineswegs zufrieden, ohne allen Zweifel ebenfalls von Theilnahme an meinem Schicksal bewegt, antwortete kurz, aber gütig: „Lassen Sie ihn

kommen, es ist ein guter Kopf, wir können ihn wohl brauchen.“ Erst nachdem mein Bruder den Kronprinzen gesprochen hatte, wandte er sich an Schimmelmann. Auch der Regent hatte meinetwegen an ihn geschrieben, und ich erhielt kurz nach einander, zuerst von meinem Bruder und dann von dem Grafen, Nachricht.

Dieser Schritt meines Bruders, die Antwort des Prinz-Regenten, das Schreiben des Grafen Schimmelmann versetzten mich in eine große Unruhe. Die Theilnahme an Preußen, die mit jeder traurigen Nachricht, die wir erhielten, inniger und wärmer ward, hatte mich bis jetzt weniger an die eigene Noth denken lassen, die ich ohnehin mit allen meinen Collegen theilte. Nie war ich entschlossener gewesen, mein Schicksal an das Preußens anzuschließen, als eben jetzt. Ich sah mich, wie sich von selbst versteht, noch immer als einen preußischen Beamten an; ich konnte dem verhaßten Feinde das Recht nicht zugestehen, die Universität aufzuheben, die Professoren zu entlassen. Die Universitätslehrer hatten die Verpflichtung, sich jetzt mehr als je dem Feinde gegenüber als preußische Beamte zu behaupten, wenn sie auch durch die Ge-

waltthat des Feindes mit ihren Familien in eine noch so bedenkliche Lage versetzt waren: dann aber war es mir nur zu klar, daß ich auf eine unbestimmte Zeit alle Subsistenzmittel verloren hatte; nur zu wahrscheinlich, daß der siegreiche Feind die Provinzen diesseits der Elbe niemals zurückgeben werde; ungewiß, ob der König von Preußen, wenn der unglückliche Krieg beendet war, die Universität von Halle mit dem sämmtlichen Personal derselben nach geschlossenem Frieden anderswohin verlegen würde. Ich war erst seit ein paar Jahren preußischer Unterthan; es war nicht wahrscheinlich, daß man selbst dann bei einer abermaligen Berufung mich den älteren Unterthanen vorziehen würde; und mir war es nicht unbekannt, daß ich, besonders unter den Naturforschern, viele einflußreiche Gegner hatte. Aber was ich in Deutschland suchte, was mich von meinem Vaterlande trennte, hatte für mich einen großen, tiefen, ja oft religiösen Werth: und jetzt, da der Kampf ernsthaft ward, sollte ich den Kampfplatz in dem bedenklichsten Augenblicke verlassen? dieses schien mir auf jeden Fall unwürdig. Indem ich nun aber mit Schleiermacher alle Verhältnisse genau erwog, sah ich ein, daß ich

die Aussicht zur Thätigkeit in meinem Vaterlande, die vor mir lag, nicht unbedingt abweisen durfte. Ich hoffte, daß es mir gelingen würde, den Prinz-Regenten dafür zu stimmen, mich so lange in dem Dienste meines Königs bleiben zu lassen, bis er mich aus diesem, ohne eine Veranlassung von meiner Seite, etwa zu entlassen, sich entschließen würde. In diesem Sinne schrieb ich an den Minister v. Massow. Ich erklärte, daß ich mich noch immer als Professor bei der durch die Gewaltthat des Feindes zersprengten Universität betrachte: stellte ihm aber vor, daß mir in Halle alle Mittel, meine Familie zu ernähren, fehlten, und ersuchte ihn, mir einen Urlaub zu ertheilen, um nach meinem Vaterlande zurückzureisen. Diesen erhielt ich.

Emigration.

Nach Weihnachten trennte ich mich nun unter so drohenden Verhältnissen von meinem Freunde Schleiermacher. Die Jahreszeit war ungewöhnlich milde, Frau und Kind gesund. Unterwegs wurden wir, was mich nicht wenig rührte, mit inniger Theilnahme als Fliehende betrachtet. Wir reisten über Hildesheim, wo ich einige Tage bei meinem Schwager Steltzer, der dort

Criminalrath war, verweilte, und über Hannover nach Haarburg.

Als wir des Morgens früh mit einem sogenannten Ever nach Hamburg übersetzen wollten, erfuhren wir, daß die Elbe so hoch gestiegen war, wie man sich seit langer Zeit nicht erinnerte, daß zugleich ein westlicher Sturm das Meerwasser in die Elbe hineinwälzte, das Steigen des Wassers vergrößerte und es, indem ein großer Theil der Inseln völlig überschwemmt war, in eine unruhige, ja gefährliche Bewegung setzte. Der Wirth rieth uns, die Ueberfahrt bis zum Sinken des Wassers auszusetzen: ich aber ließ den Ever-Schiffer kommen, der mich versicherte, daß die Ueberfahrt unbedenklich wäre. Wir schifften uns ein, und das durch eine lange Erdzunge von dem Fluß abgeschnittene Binnenwasser bei Haarburg war so ruhig, daß ich mich schon freute, den Entschluß zur Abreise gefaßt zu haben. Doch kaum waren wir aus diesem stillen Wasser heraus, als ich plötzlich mit Entsetzen die Gefahr wahrnahm, der wir uns unbesonnen ausgesetzt hatten. Die Ever sind für solche drohende Gefahren höchst ungeschickt gebaut; das eine riesenhafte Segel läßt sich nur mühsam behandeln und richten.

Je länger die Fahrt dauerte, desto bedenklicher wurden selbst die Bootsleute. Oft segelten wir über ganz mit Wasser bedeckte Inseln zwischen Bäumen, wir stürzten aus einer Brandung in die andere, das Boot drohte jeden Augenblick umzuschlagen, und ich, obgleich mir in meiner Jugend die Handhabung der Segel auf einem Schiff nicht unbekannt war, konnte doch hier, wo die Arbeit mir völlig fremd war und die größte körperliche Anstrengung erfordert wurde, mich nur leidend verhalten. Meine Frau war voll Entsetzen, das einjährige Kind hatte zwar ein weiches Lager und war von einem großen Mantel umhüllt, schrie aber unaufhörlich. Die Kinderfrau rang die Hände und ein Weib, welche alle Tage nach Hamburg überzusetzen pflegte, und obgleich mit der Gefahr vertraut, doch selbst sehr besorgt war, suchte auf eine rührende Weise meine Frau zu trösten. Das fortdauernd hereinstürzende Wasser hatte uns alle bis auf die Haut durchnäßt; der Mantel bot gegen diese Wasserströme dem Kinde keinen Schutz. Die Ueberfahrt, die unter günstigen Umständen kaum eine Stunde erfordert, dauerte jetzt über vier Stunden. Oft waren wir Hamburg und Altona ganz nahe, wurden aber

wieder zurückgeworfen. Endlich drängte der Ever sich zwischen die Schiffe, die selbst in gefährlicher Bewegung waren; und in der That konnten wir erst, als wir alle das Boot verlassen hatten, und die Stufen zum Baumhause hinaufstiegen, sagen, daß wir der Gefahr entronnen waren. Hier nun ward für Erquickung und trockene Kleidung gesorgt, und ich eilte zur Großmutter meiner Frau, naß, wie ich war, denn sie erwartete uns, und ich konnte mir ihre Angst denken. Sie erschrak heftig, als sie mich allein sah, sie und die bei ihr lebende Tochter hatten sich bis jetzo damit getröstet, daß wir Haarburg nicht verlassen haben würden; daß wir dort angekommen waren, wußten sie, und von Hamburg aus, wo die ganze Elbe offen vorlag, war das Gefährliche der Ueberfahrt augenscheinlich.

Ich mußte mich länger in Hamburg aufhalten, als ich wünschte; die Correspondenz mit dem Grafen Schimmelmann und mit meinem Bruder entwickelte meine zukünftigen Verhältnisse, wie sie in Dänemark sich gestalten würden. Es kam darauf an, meine ganze Stellung so einzurichten, daß ich nur von dem wohlwollenden Minister abhing. Der Graf hatte schon

öfter ein Auskunftsmittel gefunden, welches bei dem ersten Anschein auffallen mußte. Ein Oekonomie- und Commerzcollegium war ganz seiner Leitung anvertraut. Männer, deren ausgezeichnete geistige Fähigkeiten in dem kleinen Lande ihnen keine erwünschte Stellung eröffnen konnten, wurden als Assessoren des Collegiums angestellt. So erhielten zwei in Dänemark berühmte Dichter dieses Amt. Der eine ältere Pram, der Verfasser eines großen, sehr geschätzten Heldengedichtes (Staerkodder), ein höchst origineller und geistreicher Mann, und ein wahrhaftes Dichtergenie, v. Schack-Staffeldt, erhielten Stellen in diesem Collegium. Auch mir war ein solches Amt zugedacht. Ich war allerdings auf diese Weise aus den quälenden Verhältnissen herausgerissen, die meine Stellung zum Grafen Rewentlow bei meinem ersten Aufenthalt in Dänemark so höchst unangenehm machten. Indessen mochte es dem Minister Mühe gekostet haben, den Prinz-Regenten von der Zweckmäßigkeit einer solchen Anstellung zu überzeugen.

Ich war am Neujahr nach Hamburg gekommen, und mußte dort bis in den März verweilen. Im Ganzen machte zwar meine Bekanntschaft mit den edel-

sten Familien Hamburgs, wie sie schon früher erwähnt wurde, mir diesen Aufenthalt angenehm, aber das Unentschiedene meiner Stellung quälte mich fortdauernd.

Hier erfuhr ich nun den kühnen Zug des Generals Blücher nach Lübeck. Mit welchem Enthusiasmus ich mich, wie jeder Preuße, an den Glanz seines Namens anschloß, ist begreiflich; mir war sein Name schon ein Lichtpunkt der Zukunft; allenthalben ward dieser mit Bewunderung und Verehrung genannt; denn in Hamburg herrschte eine warme, tiefe, deutsche Gesinnung. —

Aber ich sollte hier eine andere Bekanntschaft machen, die für mein zukünftiges Leben nicht unwichtig war. Martin, der als Auditeur bei einem Regiment in Cassel angestellt gewesen war, suchte mich auf. Er war, als die Franzosen Cassel besetzten, geflohen und hatte eine nicht unbedeutende Regimentskasse gerettet. Diese Summe brachte er dem Kurfürsten, der sich damals bei seinem Bruder, dem Statthalter von Schleswig und Holstein, dem Landgrafen aufhielt. Er hoffte, von seinem Landesherrn freundlich empfangen zu werden. Dieses war aber nicht der Fall, denn es war ihm nicht gelungen, die ganze Summe zu retten. Der Kurfürst nahm keine Rücksicht auf die

Verhältnisse, und die großen Gefahren, die bei seiner Flucht durch ein mit Feinden besetztes Land stattfanden, kamen gar nicht in Betracht. Hessen war bekanntlich ohne Kriegserklärung von Napoleon überrumpelt und in Beschlag genommen worden. Der Landesherr war verjagt, ein jeder Hesse hatte das Recht, die Franzosen als Feinde zu betrachten, und wie die Hannoveraner, so weit ihre Kräfte reichten, als solche zu behandeln. Ich erfuhr nun, daß in der That ein geheimes Bündniß von Hessen und Hannover, von England unterstützt, thätig war, daß man im Stillen Anstalten traf, die in Preußen thätige feindliche Armee soviel wie möglich in dem Rücken zu beunruhigen, und da ich entschlossen war, wie auch meine Verhältnisse in Dänemark sich gestalteten, und bis ich nach dem Frieden ohne mein Zuthun meine Entlassung erhalten würde, preußischer Unterthan zu bleiben, so war mir die Bekanntschaft mit Martin sehr angenehm. Ich beschloß, bei meiner Zurückkunft nach Halle diese Bekanntschaft zu benutzen, und wenn sich, was ich voraussetzte, ein ähnliches Bündniß in den preußischen Ländern diesseits der Elbe bilden sollte, eine Vereinigung beider geheimen Bündnisse zu veranlassen. So

war ich nun in ein höchst bedenkliches Verhältniß verflochten, welches selbst in Hamburg für die Theilnehmer keineswegs gefahrlos war.

Unter den kriegerischen Ereignissen, die in meiner Nähe stattfanden, kann ich nicht umhin, ein seltsames hier zu erwähnen. Bei dem Angriff auf Lübeck waren einige französische Truppen unwissentlich auf das dänische Gebiet gerathen. Ein kleines Gefecht fand statt. Das Ganze beruhte auf einem Mißverständniß, und der vorübergehende Streit war bald geschlichtet. Ein jütländischer Artillerist hatte sich besonders ausgezeichnet. Als die übrigen flohen, blieb er allein zurück. Es war ihm gelungen, einige Gegner zu tödten, und als die Franzosen sich seiner Kanone bemächtigten, fanden sie ihn auf dieser liegend und sie umarmend. Als nun das Mißverständniß gehoben, die friedlichen Verhältnisse wieder eingetreten waren, wurden natürlich die Kanone und der Artillerist wieder ausgeliefert, seine That aber und sein kühnes Benehmen gepriesen. Dieses Ereigniß hatte auf den einfachen beschränkten Menschen einen seltsamen Einfluß. Wahrscheinlich hatte er von der getroffenen friedlichen Uebereinkunft keinen Begriff, und konnte sich nicht vorstellen, daß Menschen,

die sich gestern wechselseitig todtschlugen, heute in freundlichem Verhältniß leben konnten. Franzosen, die auf der Grenze einquartiert waren, besuchten sich völlig sorglos, und wenn die verschiedenen Quartiere durch zwischenliegende dänische Feldwege getrennt waren, durchschritten sie diese unbedenklich. Nun fand man aber einige Tage hintereinander Franzosen auf diesen Feldern durch Flintenschüsse getödtet oder verwundet, und zwar, wie die letzteren aussagten, durch Schüsse aus nahe liegenden Gebüschen. Natürlich wurde die genaueste Untersuchung angestellt, und es fand sich, welche unglückliche Folge die That, die dem Artilleristen so viel Ruhm verschaffte, für ihn selbst hatte. Es war in ihm eine unwiderstehliche Neigung entstanden, Franzosen niederzuschießen, eine Art Jagdlust, die er nicht überwinden konnte. Was man mit dem armen Menschen anfing, erinnere ich mich nicht mehr deutlich, doch ist es mir, als hätte man beschlossen, ihn als einen Wahnsinnigen zu betrachten.

Im Märzmonat verließ ich Hamburg, ließ meine Familie zurück und reiste nach Kiel. Es war mir selt=

sam zu Muthe, als ich nun unter so veränderten Verhältnissen diese Stadt wiedersah. Sie war stark mit Militair besetzt. Der Prinz-Regent bewohnte das Schloß. Die Universität schien unter den tumultuarischen Verhältnissen zurückgedrängt, und die verhängnißvollen Ereignisse, die über dem ganzen europäischen Continent schwebten, die auch mich im Innersten ergriffen und meine ganze äußere Lage zerstört hatten, traten mir nun auch hier drohend entgegen. So sah ich nun meinen alten Wohlthäter Hensler wieder, mit ihm nicht wenige meiner Freunde, mit denen ich die ruhige genußreiche Zeit vor zehn Jahren in Kiel durchlebt hatte. Ich betrat das Haus, das ich früher bewohnt hatte. Der alte Wirth war noch da; die alte Tochter trieb sich wie sonst im Hause herum; die alte Magd erkannte mich wieder; sie schloß mir die Stube auf, dieselben alten Möbel standen an der nämlichen Stelle, und wunderbar ergriffen sah ich, wie die frühere Lage, die mir in der Erinnerung so heiter erschien, unverändert sich erhalten hatte. Und wie weit in meine frühere Jugend reichte diese Erinnerung zurück; denn Rahbek hatte dieselbe Stube bewohnt; Wirth, Tochter und Magd waren schon damals wie

jetzt da, und die Stube hatte, wie die ganze Umgebung, sich seit wenigstens zwanzig Jahren unverändert erhalten. Dorothea, die Magd, war mir sogar durch ein, während meines Kopenhagener Lebens, sehr beliebtes Trinklied, noch ehe ich nach Kiel kam, bekannt geworden. Alle diese Erinnerungen der früheren friedlichen Zeit überwältigten mich. Wie fest schien der Staat begründet! ich verließ mich auf ihn, wie auf die Natur, die mein leibliches Dasein trug und pflegte. Jetzt war, was mir so begründet schien, bedenklich in die großen Ereignisse hineingezogen. Hinter mir lag ein zertrümmertes, zerstörtes Reich, unter dessen Trümmern mein eigenes Dasein begraben war. Zwar schien die Stellung des dänischen Reiches noch nicht bedenklich. Nachdem der Krieg sich nach der dänischen Grenze gewälzt hatte, mußte die Sicherheit derselben gegen zufällige Verletzungen und Unordnungen geschützt erscheinen. Aber die Stellung des dänischen Heeres in Holstein hatte etwas Herausforderndes und eine jede Veränderung konnte Gefahr bringen. Man hatte indessen, wenigstens in meiner Umgebung, keine Ahnung davon. Doch schien die Stimmung der Einwohner mit derjenigen der dänischen Umgebung des Königs

sehr im Widerspruche zu stehen, und mir trat dieser Contrast quälend entgegen. Der Holsteiner war deutsch gesinnt, ihm war der Untergang von Preußen furchtbar, den Dänen wenigstens gleichgültig; ja es äußerte sich unter meinen dänischen Freunden eine Gesinnung, die mich empörte. Friedrich Guldberg, der als dänischer Dichter einen Ruf hatte, war ein Sohn des unter der verwitweten Königin Juliane Maria allvermögenden Ministers. Ich hatte, wie mit den übrigen dänischen Literaten, auch mit ihm in vertrautem Verhältniß gelebt. Er war jetzt in Kiel als Lehrer der Kronprinzessin, und nun ein Ultradäne. Die Franzosen, so schien es ihm, hatten das nördliche Deutschland auf immer erobert; daß das Alles zertrümmernde Joch jemals abgewälzt werden könnte, kam ihm unglaublich vor; Holstein war jetzt eine von Deutschland losgerissene Provinz des dänischen Reiches, und mußte vollständig dänisirt werden; ja er hatte den lächerlichen Einfall, daß man die dänische Sprache in Holstein einführen müßte. So seltsam in eine starre, beschränkte und einseitige Nationalität war er und nur Wenige seiner Freunde hineingerissen, so verblendet, daß er die Macht des deutschen Geistes, die Gewalt

einer urkräftigen Sprache, die Ursprache der ganzen neuern Zeit seit mehr als 1000 Jahren, durch die Herrschaft seines kleinen Vaterlandes und durch die schnell wechselnden Verhältnisse einer vorübergehenden Zeit verdrängen zu können glaubte. Seine Partei war freilich nur sehr schwach, er, der Wortführer derselben, sprach aber laut und unbesonnen. Daß Aeußerungen der Art, die der Deutsche, entfernter von Dänemark, nur belächelt, ja als psychisch krankhafte mitleidig angehört haben würde, in Holstein eine große Erbitterung erregten, war natürlich. Professor Heinrich, ein Schlesier, als Philolog nach Kiel berufen, war seiner äußerst derben Natur wegen bekannt. Er ward der Wortführer der erbitterten Deutschen. Es war leicht, den Ultradänismus in seinem lächerlichen Lichte zu zeigen, und Heinrich schonte seinen Gegner nicht.

Ich kann diesen Streit, der mir damals als Däne und als Deutscher so widerwärtig war, nicht berühren, ohne an das ganz umgekehrte Verhältniß, wie es gegenwärtig sich äußert, zu denken. Von Holstein aus ist die deutsche Sprache immer weiter nach Norden gedrungen und die dänische Sprache ist durch die geschichtlichen Verhältnisse, durch die Concentration der

dänischen Bildung auf den Inseln, durch die innige Verbindung der Jütländer in allen Lebensverhältnissen auf derselben Halbinsel, theils erloschen, theils in einigen Gegenden nur als untergeordnete Volkssprache übrig geblieben. In den letztgenannten war nun das dänische Volk unter einer dänischen Herrschaft in die seltsame Lage versetzt, daß der Gottesdienst, so wie die Gerichtsverhandlungen, in einer Sprache stattfanden, die das Volk nicht versteht. Die Dänen beklagten sich darüber, und dem Könige des Landes ward die Frage vorgelegt, ob die eingedrungenen Prediger, Schullehrer und Beamten dänisch, oder das noch dänische Volk unter dänischer Herrschaft deutsch lernen sollten? Obgleich es zugestanden werden muß, daß die Verbindung dieser Gegenden mit den Herzogthümern, besonders die gemeinschaftliche Administration und Jurisdiction Schwierigkeiten hervorruft: so scheint doch die Forderung, an einen dänischen König gerichtet, eine noch lebende, und wenn auch zurückgedrängte, doch herauszubildende Wurzel der Nationalität zu vernichten, eine völlig ungereimte zu sein, und von Rechts wegen von dem dänischen Volke mit Entschiedenheit abzuweisen. Die scandinavischen Sprachen sind ger=

manische Ursprachen, wie die deutsche, ja die Erinnerung derselben reicht viel weiter zurück als die der deutschen Sprache. Was die Indier und Aegypter den Griechen, das ist Scandinavien den Deutschen; die mythische Urzeit der alten Gothen lebt noch im hohen Norden, bildet noch den frischen Kern einer eigenthümlichen scandinavischen Dichtkunst. Es ist ein Unglück für Deutschland, daß diese reiche mythologische Welt verschwunden, und nur dürftig ersetzt ist durch eine römische Ueberlieferung, deren prosaisch-doctrinäre und sittlich belehrende Absicht nur zu klar vorliegt. Die Zeit nähert sich, in welcher der tiefforschende Deutsche die wunderbar reiche Urzeit seines eigenen Volkes, den Schatz seiner tiefsten Vergangenheit, in den scandinavischen Sprachen bewahrt, entdecken wird; es wird ihm eine bedeutende geistige Aufgabe sein, im hohen Norden seine Urheimath zu erkennen, und er wird die Gegend, in welcher die Sprache die Urklänge seines eigenen Daseins bewahrt, ehren und schätzen, keinesweges verdrängen wollen. Die Dänen haben in jenen Grenzprovinzen nicht bloß ein äußeres, mit den geschichtlichen Veränderungen wechselndes Recht zu verfechten, vielmehr ein geistiges, dessen Angriff

zugleich den innersten Kern des nationalen Daseins verletzend trifft.

Ich kann nicht umhin, hier an ein Ereigniß zu erinnern, welches mich tief bewegte. Man weiß, wie geschichtlich bedeutend mir von meiner frühesten Kindheit an die Familie Bernstorf erschien. Meine Verehrung war mit einer innigen Zuneigung verbunden. Der Graf Christian Bernstorf war als Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Prinz-Regenten in Kiel. Seine Nichte und Frau, jung und liebenswürdig, war zugleich eine auffallende Schönheit. Das erste Wochenbett warf sie in eine tödtliche Krankheit. Die zu Rathe gezogenen Aerzte hatten alle Hoffnung aufgegeben. Ein gewisses Vorurtheil, wohl zum Theil durch die Collegen veranlaßt, herrschte gegen einen, als denkender Schriftsteller bekannten Arzt, der nach Kiel berufen ward; es war Brandis. Er wurde erst gerufen, als die Gefahr am höchsten gestiegen. Die Krankheit, von den übrigen Aerzten verkannt, ward von ihm bestimmt angegeben. Es ist, sagte er, ein zurückgedrängtes Scharlachfieber.

Es giebt ein Mittel, aber es ist ein bedenkliches, ohne Anwendung desselben stirbt die Kranke bestimmt; wird es angewandt, dann ist die Rettung möglich, ja wahrscheinlich, aber nicht gewiß. Er wagte es, der dem Tode nahen Wöchnerin ein kaltes Bad zu verordnen. Der Scharlach trat hervor, und die junge schöne, allgemein geliebte Gräfin war gerettet. Eine solche Kur, in einer kleinen Stadt, unter den Augen des Königlichen Hofes, erschien fast wie ein Wunder, und Brandis ward Leibarzt der Königin, eine Stelle, die er noch bekleidet. Wenn man sich erinnert, wie nahe ich mit meinen Studien der Arzneikunde stand, wie wichtig sie mir war, so wird man einsehen können, wie bedeutend mir eine Heilung erscheinen mußte, die für mich ein hohes nationales, ein rein menschliches und zugleich ein wissenschaftliches Interesse hatte.

Der Tag kam heran, der für meine Audienz bei dem Prinz-Regenten bestimmt war. In dem großen Vorsaal, in welchem ich einige Zeit verweilen mußte, fand ich einige Adjutanten. Durch meine Brüder waren sie mir bekannt. Sie hatten die günstigen Urtheile

des Prinz-Regenten über mich gehört, und kamen mir höchst freundlich entgegen. Herr v. B., der General-Adjutant, erneuerte mit scheinbarer Innigkeit eine frühere Bekanntschaft; Herr v. H. berührte, wie es schien, mit Wohlgefallen entfernte Familien-Verhältnisse. Ich erschien, ehe ich hereintrat, als ein Begünstigter des Prinz-Regenten. Ein höherer Beamter wird entlassen, die Thür eröffnet, ich trete hinein. Es war das erste Mal, daß ich mit dem Prinz-Regenten in persönliche Berührung kam. Er hatte in seiner Person etwas Auffallendes. Er war mager, blaß, Haar und Augenbrauen blendend weiß, dennoch waren die Gesichtszüge die bedeutenden des alten Königsstammes; man erkannte den Herrscher, und gewann den rein menschlich Gesinnten lieb. Ich verneigte mich tief. „Es ist mir lieb," sagte der Prinz-Regent, „daß Sie wieder zu uns kommen; Sie sind ein guter Kopf, wir werden Sie brauchen können: aber Vorlesungen dürfen Sie nicht halten." Weder Graf Schimmelmann noch mein Bruder hatten mich einen solchen Empfang ahnen lassen. „Ich bedaure," antwortete ich darauf, „Ew. Königliche Hoheit, daß ich dann mich als aus meinem Vaterlande, aus dem Dienste ausgeschieden

betrachten muß.“ Diese erste Anrede erschütterte mich so, daß ich mich ganz vergaß, mich verneigte, und gegen alle Sitte, Miene machte, mich stillschweigend zu entfernen. Da äußerte sich die persönliche Güte des Prinz-Regenten. „Sind Sie so kurz angebunden?“ sagte er, „wir können doch mit einander sprechen.“ Ich blieb stehen. „Ich kann Sie nicht lesen lassen,“ fuhr er fort, „Sie machen mir meine Unterthanen verrückt.“ „Königliche Hoheit,“ erwiederte ich, „mir ist das unglückliche Ereigniß, welches man benutzt hat, um mir in Ihren Augen zu schaden, bekannt.“ Ich erzählte, was früher von dem unglücklichen jungen Menschen (S.) erwähnt wurde. „Eine jede anstrengende Wissenschaft kann einzelnen geistesschwachen Menschen gefährlich werden,“ fuhr ich fort; — „wie Viele haben durch das mathematische Studium, durch Bibellesen, den Verstand verloren; ja selbst die vortrefflichen Vorlesungen des Professor Moldenhauer haben so unglücklich auf die Geistesthätigkeit eines jungen Mannes eingewirkt.“ Dieser hatte einen bedeutenden Einfluß und ich konnte voraussetzen, daß sein Urtheil über mich mir schädlich geworden war. Der Prinz-Regent lachte und schien mich zu verstehen. „Aber, warum

wollen Sie lesen?" fuhr er fort, „Sie können ja in Ihrer Wissenschaft Schriften ausarbeiten; bei uns ist Preßfreiheit, und wenn Ihre Schriften nichts gegen den Staat, die Religion und die guten Sitten enthalten, so wird Ihnen kein Mensch Hindernisse in den Weg legen." Ich suchte ihm nun darzuthun, wie ich mir das Talent, mündliche Vorträge zu halten, und dadurch die Jugend zu gewinnen, ganz vorzüglich zutraute; wie eben der lebhafte Beifall, den ich in Kopenhagen, wie später in Halle, gewonnen hatte, mir die Verpflichtung auflegte, eine Laufbahn nicht aufzugeben, die ich so glücklich begonnen hatte. Eben die Erfolge, die meine Gegner zu fürchten schienen, waren mir eine Aufforderung, den Wirkungskreis festzuhalten. Zwar glaubte ich eine sonstige amtliche Stellung gewissenhaft übernehmen zu können: aber für eine solche Stellung wären Viele da, ich könnte, um in diese Masse zu treten, die mir verliehene Gabe nicht aufgeben; „und dann," fuhr ich fort, indem der Prinz-Regent mich mit großer Geduld und Güte sprechen ließ, „habe ich als Promovirter auf einer einheimischen Universität das Recht erworben, Vorträge zu halten, und erscheine also als ein Bestrafter. Dulde ich, daß

mir dieses Recht genommen wird, so lege ich damit das Geständniß eines Vergehens ab: und ich sollte, was mir als ein Heiliges dünkte, in eine so schiefe Stellung bringen?" Es scheint, als wenn der Prinz-Regent diese Aeußerung mißverstanden hatte, wie spätere Ereignisse beweisen. Auch jetzt schien er verdrießlich.

Der Gang des Gesprächs ist mir nicht vollkommen erinnerlich; aber es schloß auf eine Weise, die mir das höchste Mißfallen des Prinzen zuzog. Er äußerte mit Heftigkeit, daß ich ja gezwungen werden könne, dänische Dienste anzunehmen, weil ich dänische Reisestipendien genossen habe. Ich wagte es nun, und sehe auch jetzt nicht ein, wie ich es hätte umgehen können, den Prinzen daran zu erinnern, daß ich mich, wie meine Pflicht es gebot, eingestellt und ein dänisches Amt angenommen, daß ich nicht heimlich entwichen, sondern in Gnaden entlassen wäre, „und jetzt, Ihre Königliche Hoheit," so schloß ich, „bin ich Königlich Preußischer Professor, habe keine Entlassung, sondern nur Urlaub erhalten, und habe vor meiner Abreise die Erklärung abgegeben, daß ich, selbst wenn in meinem Vaterlande die glänzendsten Aussichten für

mich sich eröffneten, in der gegenwärtigen bedenklichen Lage des Landes, keineswegs meine Dienstverhältnisse verlassen würde." Schon im Verlauf des Gesprächs hatte ich früher dasselbe gesagt. Der Prinz-Regent äußerte sich auf eine mich kränkende Weise über die preußische Armee, und fragte mich spöttisch, ob ich etwa, um das Land zu retten, preußischer Soldat werden wolle. Am Schluß des Gespräches war er sehr laut geworden, und entließ mich erzürnt. Als ich die Thür öffnete, um herauszutreten, sah ich, wie die Adjutanten sich eilig entfernten. Sie hatten, das war klar, als das Gespräch lauter ward, gelauscht. Ein jeder trat so weit von mir zurück, wie möglich, keiner grüßte mich, und ich ward auch von diesen Herren sehr ungnädig entlassen.

Ich bin dieses Gesprächs wegen heftig getadelt worden; ich will mich nicht rechtfertigen, indessen darf ich wohl eine Entschuldigung wagen. Man denke sich die Stimmung, in welche ein Mann, der ganz für einen ihm wichtigen und großartigen Zweck lebte, gerathen mußte, wenn er, aller äußern Wahrscheinlichkeit nach, dem Untergange des Volks entgegensah, auf dessen Dasein seine ganze Thätigkeit be-

ruhte. Meine ganze Hoffnung für die Zukunft schloß sich ja nicht an die nächsten sinnlichen Ereignisse, sondern an eine unsichtbare Gewalt, welche die ganze Geschichte beherrschte. Und diese Richtung aller meiner Gedanken mußte meine Gesinnung, indem sie gesteigert wurde, von allen sinnlichen Verhältnissen abwenden. Es war, wenn der Prinz-Regent den Entschluß, mir das Lesen zu verbieten, gegen Graf Schimmelmann geäußert hatte, offenbar von diesem unrecht, mich es nicht wissen zu lassen: und nun war das erste Wort, was ich von dem Prinz-Regenten vernahm, die Aufforderung, einer Thätigkeit, die mir jetzt großartiger und bedeutender als je erschien, für welche ich mein ganzes Dasein zu wagen entschlossen war, auf immer zu entsagen; ich sollte, was für mich eine religiöse Bedeutung erhalten hatte, aufgeben, um eine Stellung anzunehmen, die mir, da ich meinen eigenen Ruf klar zu erkennen glaube, nichtig erscheinen mußte. In eine solche Stimmung versetzt, vernachlässigte ich freilich die Rücksichten, die ich nicht übersehen würde, wenn ich aus gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen herausgetreten, mit einem Regenten gesprochen hätte, den ich verehrte und dem ich huldigte.

Als ich allein war, und über meine Lage nachdachte, entschloß ich mich, nach Kopenhagen zu reisen. Es war der einzige Ort, wo ich hoffen konnte, eine Summe zu erhalten, die mich wenigstens aus der ersten drückenden Verlegenheit herausreißen konnte. Mein jüngster Bruder, dem ich das Gespräch mittheilte, erschrak sehr, und beschloß, mich zu begleiten, um vielleicht durch seine Gegenwart in Kopenhagen mir auf irgend eine Weise nützlich zu sein. Um diese Reise antreten zu können, mußte er bei dem Prinz-Regenten um Urlaub nachsuchen. Dieser wurde ihm unbedingt zugestanden, und der Prinz sagte auf eine etwas spöttische Weise: „Begleiten Sie Ihren Bruder nur; es wäre ja hart, wenn der arme Mann in dieser Jahreszeit allein reisen müßte." Wir reisten über Fühnen, wo ich mich einige Tage bei meinem Schwager aufhielt. Man kann sich denken, mit welchem Entsetzen Schwester und Schwager meine Lage betrachteten. Mit der fahrenden Post reisten wir nach Kopenhagen, und angegriffen von der Reise, entschlossen wir uns, in Roeskilde die Post zu verlassen, und den Tag darauf mit Extrapost weiter zu reisen. In dem Gasthofe, in welchem wir hier abstiegen, langten wir gerade zur Zeit des Mit-

tagessens an. Kaum hatten wir eine Stunde bei der Tafel zugebracht, als der Bediente meines ältesten Bruders erschien, und mich aufforderte, schleunig zu ihm zu kommen. Schon während des Essens hatte ich bemerkt, daß die Gäste, die dort versammelt waren, mich betrachteten, und sich zuflüsterten; daß ich der allgemeine Gegenstand einer gespannten Neugierde war. Als wir zum Bruder kamen, fand ich ihn in voller Uniform und mit dem Trauerflor um den Arm.

Mein Bruder erschien zugleich erzürnt und erschrocken. „Wie hast du meine Ankunft erfahren?" fragte ich, da ich wohl merkte, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein müsse. „Du wurdest," antwortete mein Bruder, „schon gestern von der Polizei erwartet." Ein mit der Post angekommenes Schreiben hatte also meine Abreise von Nyborg über den großen Belt angekündigt. Daß ich in Roeskilde die ordinäre Post verlassen hatte, wußte man aber nicht. „Was hast Du gethan?" rief mein Bruder, „der Prinz-Regent ist im höchsten Grade entrüstet. Es ist ein Befehl an die Universität gekommen, Dir unter jeder Bedingung das Lesen zu verbieten, und der Onkel ist eben Rektor." Ich war im höchsten Grade erstaunt. Wie der Prinz hatte

Als ich allein war, und über meine Lage nachdachte, entschloß ich mich, nach Kopenhagen zu reisen. Es war der einzige Ort, wo ich hoffen konnte, eine Summe zu erhalten, die mich wenigstens aus der ersten drückenden Verlegenheit herausreißen konnte. Mein jüngster Bruder, dem ich das Gespräch mittheilte, erschrak sehr, und beschloß, mich zu begleiten, um vielleicht durch seine Gegenwart in Kopenhagen mir auf irgend eine Weise nützlich zu sein. Um diese Reise antreten zu können, mußte er bei dem Prinz-Regenten um Urlaub nachsuchen. Dieser wurde ihm unbedingt zugestanden, und der Prinz sagte auf eine etwas spöttische Weise: „Begleiten Sie Ihren Bruder nur; es wäre ja hart, wenn der arme Mann in dieser Jahreszeit allein reisen müßte.“ Wir reisten über Fühnen, wo ich mich einige Tage bei meinem Schwager aufhielt. Man kann sich denken, mit welchem Entsetzen Schwester und Schwager meine Lage betrachteten. Mit der fahrenden Post reisten wir nach Kopenhagen, und angegriffen von der Reise, entschlossen wir uns, in Roeskilde die Post zu verlassen, und den Tag darauf mit Extrapost weiter zu reisen. In dem Gasthofe, in welchem wir hier abstiegen, langten wir gerade zur Zeit des Mit-

tagessens an. Kaum hatten wir eine Stunde bei der Tafel zugebracht, als der Bediente meines ältesten Bruders erschien, und mich aufforderte, schleunig zu ihm zu kommen. Schon während des Essens hatte ich bemerkt, daß die Gäste, die dort versammelt waren, mich betrachteten, und sich zuflüsterten; daß ich der allgemeine Gegenstand einer gespannten Neugierde war. Als wir zum Bruder kamen, fand ich ihn in voller Uniform und mit dem Trauerflor um den Arm.

Mein Bruder erschien zugleich erzürnt und erschrocken. „Wie hast du meine Ankunft erfahren?" fragte ich, da ich wohl merkte, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein müsse. „Du wurdest," antwortete mein Bruder, „schon gestern von der Polizei erwartet." Ein mit der Post angekommenes Schreiben hatte also meine Abreise von Nyborg über den großen Belt angekündigt. Daß ich in Roeskilde die ordinäre Post verlassen hatte, wußte man aber nicht. „Was hast Du gethan?" rief mein Bruder, „der Prinz-Regent ist im höchsten Grade entrüstet. Es ist ein Befehl an die Universität gekommen, Dir unter jeder Bedingung das Lesen zu verbieten, und der Onkel ist eben Rektor." Ich war im höchsten Grade erstaunt. Wie der Prinz hatte

glauben können, daß ich mich, gleichsam ihm zum Trotz, in Kopenhagen hätte aufhalten und dort Vorlesungen halten wollen, war mir völlig unbegreiflich. Ich hatte allerdings in meinem Gespräche mit ihm geäußert, daß ich, in Dänemark angestellt, das Recht hätte, Vorlesungen zu halten, und daß der Verlust dieses Rechtes eine Strafe wäre, die ich nicht verdient zu haben glaubte. Ohne allen Zweifel hatte er aus dieser Aeußerung auf ein trotziges Behaupten eines Rechts, welches, in meiner damaligen Lage und da ich mich als einen Universitätslehrer in fremden Diensten darstellte, völlig unwürdig gewesen wäre, geschlossen. Man kann sich denken, wie unangenehm mir ein Ereigniß war, durch welches ich zum Gegenstande des allgemeinen Gespräches werden mußte. Ich wollte mich einige Tage still und unbemerkt in Kopenhagen aufhalten; ich suchte, in einer bedrängten Lage, mit wenig Hoffnung, eine Unterstützung, die mich retten sollte. Wenn ich an Frau und Kind dachte, schauderte mir vor der Zukunft; ich sah keine Hülfe; die Aussicht einer Anstellung, die mir nur das Nothdürftigste brachte, war verschwunden; und wenn ich etwa als Schriftsteller mich ernähren wollte, war auch in

dieser Richtung eine jede Aussicht abgeschnitten; denn kein Buchhändler nahm ein wissenschaftliches Manuscript an.

Und hier muß ich nun eine Begebenheit erzählen, die mich noch in der Erinnerung rührt und innerlich bewegt, die mich damals überzeugte, daß ich unter dem unmittelbaren Schutze einer höheren Macht stand.

Mein Bruder trat mir mit einem Trauerflor entgegen. Er war eben von dem Begräbniß einer Tante zurückgekehrt. Ich nannte früher einen Bruder meiner Mutter, der als Lieutenant aus dem Militairdienste trat, und eine reiche Witwe heirathete. Professor Bang, immer gütig gegen seine armen Verwandten gesinnt, hatte bei dieser Verheirathung an sie gedacht. Nach einer getroffenen Uebereinkunft sollte, wenn aus der zweiten Ehe keine Kinder entsproßten, ein bedeutender Theil des Vermögens den Geschwistern des Mannes und ihren Erben zukommen. Ich hatte mir aber den Haß dieses Verwandten zugezogen. Unglücklicher Weise äußerte er sich einmal über meinen Vater, mir gegenüber, auf eine so harte und unschickliche Art, daß ich voll Entrüstung ihn zurecht wies, und sein Haus verließ, mit der Erklärung: es nie

wieder zu betreten. Er erzählte nun allenthalben, wie ich ihn beleidigt hätte, und erklärte, daß er mich enterben würde. Dieses Alles geschah, als ich, von meiner Reise nach Kopenhagen zurückgekommen, dort noch unverheirathet lebte. Eine Summe, die nicht einmal 2000 Rthlr. erreichte, und die ich in irgend einer unbestimmten Zukunft erhalten sollte, war mir zu gleichgültig, als daß ich mich über den Verlust grämen sollte. Ich behauptete wohl sogar leichtsinnig, der gute Onkel fürchte sich so sehr vor dem Tode, und werde das einmal entworfene Testament gar nicht anzusehen, noch weniger zu verändern wagen. Er war schon seit ein paar Jahren todt, die Witwe ward an dem Tage meiner Ankunft in Kopenhagen begraben, und die einzige Erbschaft, die ich in meinem Leben zu machen erwarten konnte, war mir wirklich zugefallen. Diese unerwartete Hülfe in einer Lage, die mich fast an den Bettelstab zu bringen drohte, erschütterte mich. Weinend sank ich auf die Knie, und stand getröstet und muthig wieder auf.

Ich war Jahre lang von einer Ansicht beherrscht, die eine ewige Nothwendigkeit alles Daseins annimmt, eine Nothwendigkeit, die zwar in ihrer Urwurzel auf

den Willen einer Intelligenz hindeutet; aber einen Willen, der einmal ausgesprochen, alle Freiheit verliert. Zwar war ein religiöses Gefühl, welches nur bestehen kann, wenn das freie Verhältniß der Liebe zwischen Gott und der ihm zugewandten Persönlichkeit ihre Bedeutung behält, von meiner frühen Kindheit an mir als ein nie ganz verschwundener göttlicher Segen eingepflanzt, nicht ganz verdrängt. Aber es gibt Begebenheiten des Lebens, die den innersten reinsten Kern, der noch nicht ganz versunkenen Persönlichkeit unmittelbar treffen. Sie erhalten die Bedeutung einer Offenbarung, sie treten uns bei der erneuerten Erinnerung als innere mahnende Glanzpunkte eines durch freie göttliche Liebe bestätigten Daseins entgegen. Zufall vermochte ich nicht dieses Zusammentreffen zu nennen, durch welches derselbe Bruder, der mir die höchste Verwirrung und Hülflosigkeit meiner äußeren Lage kund that, nun auch bestimmt war, die Hülfe zu verkündigen, die so unerwartet, so durchaus ohne eigenes Zuthun durch eine mächtige liebende Hand mir zugeführt wurde.

Ich verließ meinen Bruder und eilte zum Professor Bang. Er wollte mich, jetzt natürlich mit mir sehr un-

zufrieden, hart zurechtweisen; da ich aber nun von der ganzen Lage der Sache unterrichtet war, so unterbrach ich ihn. Er meinte nämlich, daß die Universität mir das Königliche Verbot auf eine feierliche Weise bekannt machen müsse. Ich erzählte ihm das Gespräch mit dem Kronprinzen und entwickelte ihm das Mißverständniß, durch welches ohne allen Zweifel der Königliche Beschluß veranlaßt worden sei. Der Kronprinz hatte vorausgesetzt, daß ich lesen würde. Gegen diesen meinen, wie er glaubte, trotzigen Willen, war das Verbot gerichtet; auf jeden Fall war die Universität verpflichtet, meinen Entschluß, zu lesen, abzuwarten. Erschien aber eine Erklärung der Universität, durch welche mir ein Verbot, das auf jede Weise zur öffentlichen Kunde kommen mußte, ohne eine Veranlassung von meiner Seite, bekannt gemacht wurde, so würde man mich nur zwingen, einem so seltsamen Verfahren mit den schärfsten Waffen des Ernstes und des Spottes zu begegnen. Daß es nun gar nicht meine Absicht sein konnte, in meiner Lage mich in Kopenhagen länger aufzuhalten, noch weniger Vorlesungen zu halten, mußte ihm bei meiner Darstellung einleuchten. So verhinderte ich glücklich einen jeden

Schritt der Universität, und daß Bang eben Rector war, mußte ich wohl auch als eine seltsame Mischung der günstigsten und ungünstigsten Begebenheiten des Augenblicks betrachten.

Es kam nun aber ein anderer mir höchst angenehmer Gegenstand zur Sprache. Bang, der die Verheirathung seines Bruders eingeleitet hatte, kannte den Antheil der Erbschaft, der auf mich fiel, sehr genau, und es überraschte mich, der ich seine gütige Gesinnung gegen mich sehr wohl kannte, keineswegs, als er mir milde und durchaus versöhnt, die augenblickliche Auszahlung der ganzen Erbschaft bis auf einige hundert Thaler, die zweifelhaft bleiben konnten, zu veranstalten versprach. Alle Momente meines Daseins waren aufgeregt und bewegten sich in wunderbaren Verschlingungen. Freude und Leid, Trotz und Demuth, Furcht und Hoffnung wechselten in meiner Seele, und ich war in diesem Augenblicke nicht im Stande, irgend ein Ereigniß nach den gewöhnlichen Regeln des Daseins zu betrachten, irgend einen Entschluß von dem sonst gebietenden Standpunkte des Lebens zu fassen. Von meinen Freunden ward ich umgeben, und junge Literaten, die zu jeder Zeit in Ko-

penhagen geneigt waren, eine Art von Opposition zu bilden, wollten meine Lage zum Gegenstande einer öffentlichen Discussion machen. Indessen war trotz des Eindrucks, den ich früher gemacht hatte, und da ich hier als deutscher Professor auftrat, die Anhänglichkeit dieser Herren nicht groß, und es gelang mir leicht, besonders in einer so drohenden und inhaltsschweren Zeit, es dahin zu bringen, daß meine Sache gar nicht erwähnt wurde, daß sie stillschweigend verschwand mit der Aufregung, die sie wenige Tage hindurch veranlaßte.

Am schwersten war mir nun natürlich der Besuch bei dem Grafen Schimmelmann. Der Prinz-Regent, erzählte mir dieser, habe noch an dem Tage der Audienz ihm geschrieben, und mich in den härtesten Ausdrücken angeklagt. Und ich hatte allerdings meinen wohlwollenden Gönner in eine höchst unangenehme Lage versetzt. Auch er warf mir meine große Heftigkeit vor. „Wenn Sie," sagte er, „die angebotene Stelle angenommen hätten, so würde es mir wohl gelungen sein, allmälig das Vorurtheil, welches Ihnen hier entgegenstand, zu überwinden und Ihnen eine angemessenere Thätigkeit zu verschaffen. Daß es nicht meine

Absicht sein konnte, Sie in einer Stellung fortleben zu lassen, die mit Ihrem Berufe so wenig übereinstimmt, hätten Sie voraussetzen müssen, und daß man vorliegende Hindernisse, die nicht durch einen ungeschickten Angriff zu entfernen sind, mit Klugheit zu überwinden suchen muß, daß man keineswegs durch einen bedenklichen Kampf in einem schlecht gewählten Augenblick, Alles, wofür man lebt, aufs Spiel setzen muß, hätten Sie, glaube ich, Gelegenheit gehabt, einzusehen." Ich suchte mich zwar zu entschuldigen; ich stellte ihm vor, daß, wenn ich ein Verbot, wie das ausgesprochene annahm, schon dadurch von vorn herein ein Schatten auf meine ganze Persönlichkeit geworfen wäre. „Man hat mich, sagte ich, so gut wie aus dem Lande getrieben, als ich meine Ueberzeugung vortrug. Die Hoffnung, als Lehrer in meinem Vaterlande zu wirken, mußte ich aufgeben, als alle Verhältnisse für mich sprachen; als kein Königliches Verbot meine Thätigkeit hemmte. Jetzt aber wurde ich aufgefordert, das, was mir ein Hohes und Heiliges war, auf eine, wie mir schien, unwürdige Weise, als Contrebande einzuschmuggeln. Und ich sehe nicht ein, wie von den Behörden, die froh waren, als ich

das Land verließ, und die durch ein Verbot, durch welches meine ganze Thätigkeit gehemmt wurde, sich gegen die vermeintlichen Gefahren meiner Lehre zu schützen suchten, mit irgend einer Wahrscheinlichkeit zu hoffen wäre, daß sie die einmal gefaßte und so entschieden ausgesprochene Ueberzeugung ändern würden. „Hätten Sie, verehrtester Gönner," fuhr ich fort, „von diesen drohenden Verhältnissen mir irgend Etwas kund gethan, ich hätte mich dann im voraus vorbereiten können; eine Forderung, die mir ja als die härteste unter allen erscheinen mußte, würde mich nicht so plötzlich und unvorbereitet getroffen haben; auf jeden Fall aber mußte ich dieses Ereigniß als einen Beweis ansehen, daß ich bestimmt sei, einen Wirkungskreis, der in Deutschland so glücklich begann, unter allen, auch den ungünstigsten Verhältnissen, ferner festzuhalten."

Die großartige Gesinnung des Ministers brachte bald das Gespräch von den kleinen persönlichen Verhältnissen auf die allgemeinen. Der größte Theil des preußischen Reichs war von französischen Truppen besetzt; die wichtigsten Festungen waren gefallen; die Schlachten von Pultusk und Eylau waren nach tapfe-

rem Widerstande verloren; alle Handelsverhältnisse des Continents waren durch die Continentalsperre aufgehoben; und daß die Behauptung der Neutralität, die Dänemark, wie in den nordamerikanischen und in den Revolutionskriegen, mit so vielem Vortheile für das Land festzuhalten gesucht hatte, bald auf die eine oder die andere Weise aufhören müsse, war leicht einzusehen. In der That erkannte der Minister die drohende Lage Dänemarks und hielt sich überzeugt, daß meine Stellung da kaum sicherer sein würde, als eine jede, die ich mir etwa in Deutschland zu verschaffen im Stande wäre. Wehmüthig trennte ich mich von diesem trefflichen und wahrhaft großgesinnten Manne; und doch sah ich ein, daß mein verlängerter Aufenthalt in Kopenhagen ihn in eine peinliche Lage versetzen mußte. Ich sagte ihm, daß ich nach einem Aufenthalte von ein Paar Tagen abreisen würde. — Aber noch stand mir ein schwerer Gang bevor. Der Director (Präsident) der dänischen Canzlei, Herr v. Kaas, einer der höchsten administrativen Beamten im Lande, hatte mir, und zwar durch einen Polizeibeamten, befehlen lassen, bei ihm zu erscheinen. Die Form, unter welcher dieses geschah, empörte mich. Ich ant-

wortete dem Polizeibeamten, daß es mir zwar bekannt wäre, daß ein jeder Fremder, im Fall einer Vorladung, sich der Polizei stellen müsse, daß ich aber nicht glaubte, einer andern dänischen Behörde unterworfen zu sein. Hätte der Canzlei-Director mir etwas mitzutheilen, so wisse er, wo ich wohne, und sein Besuch würde mir sehr angenehm sein. Ich hatte diese Antwort dem Grafen Schimmelmann mitgetheilt, dieser meinte aber, daß ich mich großen Unannehmlichkeiten aussetzen würde, wenn ich nicht bei dem Herrn Director erschiene. Doch war seine Güte für mich thätig gewesen. Ich erhielt von dem Herrn v. Kaas eine höfliche schriftliche Einladung, die ich annahm. Ich ward äußerst höflich empfangen. Daß ein Polizeibeamter bei mir erschienen wäre, erklärte er für einen bloßen Zufall. Dieser, versicherte er, wäre eben in seinem Bureau gewesen; der Grund aber, weshalb er mich zu sprechen wünsche, wäre ein Schreiben Sr. Königlichen Hoheit, dessen Inhalt er mir mitzutheilen beauftragt sei. „Der Prinz-Regent," sagte er verbindlich, aber doch zugleich, wie es schien, verlegen, „weiß Ihre Talente wohl zu schätzen, glaubt aber, daß Ihre kühnen philosophischen Ueberzeugungen der schwächeren,

und nicht so kräftig ausgebildeten dänischen Jugend schädlich sein könnten." „Mein Herr," antwortete ich, „ich darf, selbst von einer dänischen Mutter geboren, hier erzogen und gebildet, kaum zugeben, daß man in Dänemark vorzugsweise Vorsichtsmaaßregeln so demüthigender Art zu treffen nöthig habe. Die Voraussetzung des Prinz-Regenten aber, daß ich mir hier ein Recht, Vorträge zu halten, ertrotzen wolle, muß nothwendig auf einem Mißverständnisse beruhen. Wenn ich jemals den Entschluß fassen sollte, in Dänemark Vorträge zu halten, dann würde dazu nicht bloß eine Erlaubniß, sondern die ausdrückliche Aufforderung von Seiten der Behörden nöthig sein." Wir trennten uns. Nur eilig konnte ich von den Freunden Abschied nehmen, und verließ Kopenhagen. Einige Tage verweilte ich abermals bei dem damaligen Prediger Mynster, und da ich Kiel umgehen wollte, reiste ich über die kleinen Inseln nach Heiligenhagen.

Meine Stimmung war eine höchst betrübte, ich war, ich darf es behaupten, innerlich erschüttert. Tief wurzelte die Verehrung und Treue gegen den Regen-

ten in meinem Innern. Von meiner frühesten Kindheit an waren sie genährt. Wie der religiöse Glaube, gehörte die Unterthanentreue zu den Grundtönen meines Daseins. Eine so entschiedene und öffentlich erklärte Ungnade war mir furchtbar; war ich in meinen Aeußerungen gegen den Prinzen zu heftig gewesen, so war meine Strafe eine harte, und sie dauerte lange.

Funfzehn Jahre später, im Winter 1824, war ich wieder in Kopenhagen. Der alte Graf Schimmelmann war damals nicht mehr Finanz-Minister, sondern Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Günstig, gütig, wie er gegen mich immer gesinnt war, sprach er mit dem Könige. Ich erschien in dem Audienzsaale. Herr v. B., der meine Nähe in Kiel zu fliehen suchte, empfing mich sehr freundlich. Ich ward vorgelassen und stand nun dem Könige gegenüber. Mein Verhältniß gegen ihn, die ausgezeichnete Gnade, die er meinen verstorbenen Brüdern erwiesen hatte, die herablassende Güte, mit welcher er mich empfing, vor Allem das harte Verhängniß, welches ihn, wie sein Land ergriffen hatte, überwältigten mich. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Was ich sprach, was er antwortete, weiß ich nicht mehr, konnte ich mich

doch kaum dessen erinnern, als ich aus dem Audienz-Saale heraustrat. Aber das Herz des tief verwundeten dänischen Unterthans schloß sich auf, das Gefühl, welches alle Bürger des Landes durchdrang, welches, nach so vielen, gemeinschaftlich getragenen harten Prüfungen, Unterthanen und Herrscher aufs innigste verband, fand Worte, die auch dem Könige zu gefallen schienen. Er ließ mich nicht fort; der beiden verstorbenen Brüder erwähnte er rühmend. Der jüngste, der als Gouverneur in Guinea gestorben, war der letzte, den ich zu verlieren hatte; ich stand, als einzig übrig gebliebener, ihm gegenüber. Die Audienz dauerte fast eine Stunde. Er reichte mir gütig die Hand und als ich heraustrat, jauchzte mein inneres Wesen. Es war mir, als wäre ein langjähriger Fluch, der auf mir ruhte, in diesem Augenblicke von mir genommen. Ich blieb drei bis vier Wochen in Kopenhagen, und vor meiner Abreise erhielt ich den Befehl, vor dem Könige noch einmal zu erscheinen. Er hatte nach der ersten Audienz sich sehr zufrieden über mich geäußert. „Man sieht," hatte er nach seiner Art gesagt, „was die Jahre und die Erfahrung machen; Steffens ist ja ein recht vernünftiger Mann geworden." Diese letzte Au-

dienz war nun zwar ruhiger, als die erste; der König legte mir allerlei Fragen vor, und ich glaube, daß der jetzt zu erwähnende Gegenstand eben derjenige war, über welchen er sich zu äußern wünschte. Es war die unangenehme Zeit, in welcher der Verdacht, der auf den Universitäten in Deutschland ruhte, den höchsten Gipfel erreicht hatte. Ich selbst war als Rector der Universität in Breslau in diese peinlichen Untersuchungen verwickelt gewesen. Das Gerücht ging, daß der berühmte Physiker Pfaff, der, irre ich nicht, eine Reise nach Belgien gemacht hatte, durch irgend eine mißfällige Aeußerung verdächtig geworden war, und von der Polizei verfolgt wurde. Er war der Verfolgung glücklich entgangen, erreichte seine Heimath in Kiel und wurde hier von dem Könige beschützt. „Es ist doch," sagte er, „etwas Uebles, wenn die beste Jugend des Landes im Verdachte ist. Sehen Sie, wie ich mit meinen Studenten lebe; sie sind auch manchmal übermüthig, und sprechen nicht selten albernes Zeug in den Tag hinein: aber ich verhindere nicht eine Verbindung der Studirenden unter einander, ich unterstütze sie vielmehr, und sie zeigen mir das größte Vertrauen. Man muß die Jugend zu gewinnen wissen,

nicht verscheuchen." Ich suchte dem Könige die Verschiedenheit der Verhältnisse auseinanderzusetzen, um ihm eine Verfahrungsweise, die ich freilich nicht billigte, erklärbar zu machen. Die Huld, die mir der König durch eine zweimalige Audienz erzeigt hatte, ward in der Stadt bekannt, aber auch die Art, wie mich meine Freunde empfingen, blieb mir unvergeßlich. In einer großen Gesellschaft, die veranstaltet wurde, erschienen, ich darf es sagen, die ausgezeichnetsten Männer meines Vaterlandes. An der großen Tafel saß rechts neben mir der herrliche Minister Schimmelmann, jetzt ein Greis tief in den Siebenzigen; an meiner linken Seite der Sohn von meinem verstorbenen Onkel Bang, damals Rector der Universität. Und so drängten sich alle Erinnerungen meiner frühesten Kindheit und meiner glücklichen Jugend in diesem Augenblicke einer unverdienten Huldigung zusammen. So wunderbar contrastirte dieser Moment eines ehrenden Empfanges mit der traurigen Lage, in welcher ich funfzehn Jahre früher die Stadt verließ.

Aber das Glück begünstigte mich noch mehr, als sollte Alles, was ich früher gelitten hatte, auf eine entschiedene Weise vergütigt werden. Der Erbprinz

Christian, dem ich glaubte meine Aufwartung machen zu müssen, lud mich nach Sorgenfrei ein, und hier ward der erste Grund zu einer gnädigen Zuneigung gelegt, die einen Glanz über mein Alter verbreitet.

Die hohe Gnade, durch welche ein treffliches Königspaar mich und meine Familie auf eine so ausgezeichnete und seltene Weise hervorhob, die heiteren und glücklichen Tage, die wir in der ehrenden Nähe des Königs und der Königin, zur Krönung eingeladen, verlebten, versetzten mich in eine Stellung in meinem Vaterlande, die ich nie erwarten konnte, und die eben so selten wie unverdient war. Ein solches Glück hat eben im Vaterlande die schönste Bedeutung, es erscheint da als eine Verherrlichung der Kindheit und Jugend, als ein Abschluß vergangener Zeiten, und obgleich früher nie geahnet, dennoch als die Erfüllung sanguinischer Träume, die formlos oft in den trübsten Zeiten das Innere durchzogen. Diese Huld des Königs und seiner hohen Gemahlin erhielt aber einen doppelten Werth, indem es uns vergönnt war, auch in Hamburg und Altona einige Tage in ihrer huldvollen Nähe zuzubringen. Man wird sich erinnern,

in welcher trostlosen Verlassenheit ich Monate in dieser Stadt verlebt habe. Jetzt war ich, nun gehoben durch die Königliche Gunst, in Gesellschaft der Mächtigsten und Reichsten der Handelsrepublik, durfte Theil nehmen an allen Feierlichkeiten. Aber besonders trat der Gegensatz zwischen dieser vorübergehenden Stellung und einem bedenklichen Zeitpunkte meiner Jugend auf eine schneidende Weise hervor. Von dem Garten in Neumühlen, früher das Besitzthum meiner trefflichen Freundin, der Frau Sieveking, wo der reiche Banquier Donner ein glänzendes Mahl zubereitet hatte, durfte ich den König auf einer Fahrt mit einem Dampfboot nach Blankenäs begleiten. Das Ufer, in dessen Nähe wir fortfuhren, war mit jubelnden Einwohnern besetzt, die Menge derselben nahm zu, je näher wir dem reichen genannten Dorfe kamen, und eine unzählbare Menge umringte den König, als wir heraustraten. Man wird sich erinnern, daß ich im November 1794, also fünf und vierzig Jahre früher, als ein Schiffbrüchiger nach einem fremden Lande hülflos verschlagen, hier zuerst den deutschen Boden betrat, daß ich von Allem entblößt, in einem geliehenen Kleide, mit weniger unbedeutender Münze in der Tasche, for=

genvoll die Höhe des Dorfes erstieg. (Bd. 3. S. 36). Ich war zwar später in Blankenäs gewesen, aber auf dem Landwege hingefahren. Jetzt bestieg ich nun die nämliche Höhe, geehrt durch die hohe Gunst des Königs, in der Mitte seines Hofes, umringt von der frohen jubelnden Menge vieler Tausende der glücklichen Einwohner, die dem geliebten Landesherrn auf mancherlei Weise huldigten. In dem prachtvollen Garten des reichen Etatsraths Bauer, der den früher mächtigen kahlen Berg in eine bezaubernde Waldung verwandelt hat, genoß ich in der Nähe den Ueberblick einer hier überraschenden bergigen Gegend, bis in die Ferne über die mit Schiffen bedeckte Elbe. Ein prächtiger Palast nahm die Königlichen Gäste wie mich auf, und von diesem Zauber der glänzenden Gegenwart umgeben, dachte ich an die Zeit, als ich kummervoll und verlassen, matt und völlig erschöpft, mich in die Bauernschenke des Dorfes im Dunkeln hineinschlich. Hier schien es nun, als vereinigte sich das Land meiner Kindheit und das Land meiner spätern Thätigkeit, um über mein ganzes Leben einen Glanz zu verbreiten, der alle früheren trüben Stunden mit einem hellen Lichte erleuchtete.

Ich habe mich durch einen wunderbaren Gegensatz verleiten lassen, eine Zeit meines hohen Alters hervorzuheben, muß aber jetzt zu der traurigen Lage der damaligen Gegenwart zurückkehren.

Ich kam nach Hamburg zurück. So bedenklich unsere Lage war, so ängstigte sich meine Frau dennoch weniger, als ich dachte. Ihr war nach der früheren Erfahrung eine Rückkehr nach Dänemark nicht sehr erwünscht, und sie hielt sich mit frohem Sinne überzeugt, daß sich eine sichere Lage für uns in irgend einer Gegend von Deutschland, wie sie hoffte, selbst in Preußen, aufschließen würde. Dagegen waren die Freunde in Hamburg mit meinem Benehmen wenig zufrieden, und ich hörte fast allenthalben mich tadeln, weil ich meine Familie auf eine solche, wie es ihnen schien, unverzeihliche Weise preisgab. Meine Vertheidigung, die Darlegung meiner Ueberzeugung wurden überspannt genannt, und wenn ich zu behaupten wagte, daß der Mensch nicht lebte, um sich zu ernähren, vielmehr sich ernähren sollte, um ein bedeutendes Leben zu führen, schwiegen die meisten, betrachteten mich mitleidig und schüttelten die Köpfe.

Durch Rist und Gries war ich in freundschaft-

liche Verbindung mit mehreren jungen Gelehrten ge-
treten, die aus Fichte's Schule hervorgegangen, an den
Bewegungen in der Philosophie lebhaft Theil nah-
men. Persönlich waren sie mir unbekannt, nur mit
v. Berger hatte ich wenige Tage, die uns doch aufs
innigste verbanden, verlebt. Dieser bewohnte zu der
Zeit das Gut Seekamp, in der Nähe von Kiel. Er
war ganz Landmann geworden, und führte mit seiner
liebenswürdigen Frau, einer gebornen Gräfin Holk, ein
idyllisches Leben. Nur der Umstand trübte diese glück-
liche Ehe, daß sie kinderlos blieb. Die Schwester der
Frau v. Berger war mit Portalis verheirathet, dessen
Vater in der Zeit Napoleons eine große Rolle spielte, der
selbst während der Restauration Minister war. Der Va-
ter der Frau v. Berger hatte in seiner Jugend eine zwar
glänzende, aber nicht sehr gepriesene Rolle gespielt.
Er war der leichtsinnige vertraute Freund des jungen
Königs, Christian des Siebenten, und ward durch
Struensee verdrängt. Mein Freund Berger lud mich
nach Seekamp ein, und ich verlebte mehrere Wochen
auf die glücklichste Weise. Wir vergaßen alle allge-
meinen und persönlichen Unfälle, die uns umgaben,
verloren uns ganz in gemeinschaftlichen speculativen

Untersuchungen, und obgleich später ein jeder von uns seinen eigenthümlichen Weg verfolgte, so darf ich doch voraussetzen, daß diese stille und einsame Zeit gemeinschaftlicher Studien nicht ohne Einfluß auf seine spätere wissenschaftliche Thätigkeit geblieben ist. Er hat sich einen bedeutenden Ruf unter den deutschen Philosophen erworben, und seine späteren Schriften, als er Professor in Kiel ward, (Allgemeine Grundzüge zur Wissenschaft, Th. 1. 1817. 2ter Th. 1821. 3ter Th. 1824.) haben einen bleibenden Werth. Die stille Einsamkeit des Landlebens, die Unterhaltung mit der unbeschreiblich zarten, liebenswürdigen und geistreichen Frau machten mir die in Seekamp verlebten Tage unvergeßlich.

Ein zweiter Freund, von dem wir ebenfalls eingeladen waren, war Hülsen, ein höchst merkwürdiger, schon früher von mir genannter Mann. Er war mehrere Jahre älter als wir. Von geringen Eltern geboren, war er (ein Märker) in seiner Jugend als Cantonpflichtiger entflohen, und durfte nicht nach Preußen zurück. Er hatte unter den drückendsten Verhältnissen seine Jugend durchlebt, und sich erst im höhern Alter den Studien gewidmet. Hülsen war eine entschieden eigenthümliche Natur. Tief, kühn, parador. Die Ver-

liner Königliche Akademie hatte sich bei der damaligen, völlig unphilosophischen Stimmung der Hauptstadt, durch eine seltsame Preisfrage compromittirt. Die Aufgabe war: „die Fortschritte der Metaphysik in der neuern Zeit nachzuweisen.“ Hülsen erregte ein allgemeines Aufsehen durch eine kleine Schrift, in welcher er bewies, daß diejenige Wissenschaft, deren Fortschritte nachzuweisen die Gelehrten durch die akademische Preisfrage aufgefordert würden, seit Kant zu existiren aufgehört hätte. Diese Schrift begründete seinen Ruf; er stand, der Arme, in seinem Vaterlande als ein Entwichener betrachtet, der Akademie seines Landes siegreich gegenüber. Irre ich nicht, so trug diese Schrift Einiges zu einer reuigen Selbsterkenntniß der damaligen Philosophen der Hauptstadt bei, und diente als vorbereitende Einleitung zu einer Epoche, die freilich erst viele Jahre nachher Berlin zu einem Hauptsitze der Speculation auszubilden bestimmt war. Hülsen zog später zu seinem Freunde Berger nach Holstein, heirathete hier ein adeliges Fräulein mit einem kleinen Vermögen, kaufte ein ansehnliches Bauergut in Angeln, richtete die einfache Bauerwohnung freundlich ein, und führte, als ein wohlhabender Bauer ein durch=

aus idyllisches Leben. In Angeln sind die Bauern reich, mehrere leben daher wie wohlhabende Bürger in den Städten; und das bequeme sorgenlose Dasein hat Neigungen, die sonst wohl unter den Bauern selten Nahrung finden, entwickelt und unterstützt. Ein Angler Bauer litt z. B. lange Zeit an einer sehr complicirten Krankheit; er machte diese zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Untersuchung, studirte, sich selbst überlassen, die Medizin in ihrem ganzen Umfange, unterwarf sich in Kiel einer strengen Prüfung, und practicirte in seiner Gegend als anerkannter Arzt. Ein zweiter ward eben so auf seine eigene Hand Philosoph. Die Kant'sche Kritik war ihm genau bekannt, und Fichte's Wissenschaftslehre von ihm gründlich durchgearbeitet. Er war ein entschiedener Fichtianer. Daß Hülsen ihn genau kannte, ließ sich voraussetzen, und obgleich ein solcher Autodidakt natürlich in eine Art von starrer Einseitigkeit geräth, obgleich ihm die geistige Beweglichkeit fehlte, mußte ich doch, als ich ihn kennen lernte, seinen Tiefsinn bewundern. Männer dieser Art haben doch entschieden den Vortheil, denjenigen gegenüber, die als Schriftsteller und Lehrer der Wissenschaft öffentlich thätig sind, daß sie sich

durchaus und rücksichtslos der Lösung eigener Aufgaben hingeben können. So fiel das Leben Hülsens in dieser Gegend weniger auf. Er war als wissenschaftlich Beschäftigter nicht der Einzige unter den Landleuten seiner Gegend, er konnte als ein Bauer und doch anständig und bequem wohnen, und in stiller Zufriedenheit seine Tage genießen.

Frau v. Berger zeichnete sich durch ihre Schönheit aus. Hülsens Frau hingegen war nicht schön, sondern klein, verwachsen, aber fein gebildet, still, mild, und je genauer man sie kennen lernte, desto wohlthuender und angenehmer war ihre Gegenwart. Sie blieb kinderlos, wie ihre Freundin in Seekamp.

In der Nähe von Hülsen wohnte Müller; wie jener, ein durch Studien gebildeter Mann, der mit einem adeligen Fräulein verheirathet, ein Bauergut bewohnte. Es war ein gewisser Trieb nach Unabhängigkeit, eine Neigung, sich zwanglos eigenen Studien hinzugeben, was diese Männer dazu vermochte, allen Anstellungen im Staate zu entsagen, und in stiller Einsamkeit zu leben. Angeln, zwischen der Schlei und der Ostsee gelegen, ist in vieler Rücksicht eine interessante Gegend. Sie trägt noch immer den Namen

von ihren Ureinwohnern, den berühmten Angelsachsen; sie ist sehr fruchtbar, die Gegend bei Cappeln an der Ostsee, eine der reizendsten im Norden; außer in den Marschgegenden, findet man nirgends eine solche Menge reicher, selbständiger Bauern, wie hier, und der Aufenthalt daselbst hatte für mich einen ganz besondern Reiz. Zuletzt und am längsten hielt ich mich aber bei Thaden, einem eifrigen Schüler Fichte's, Gutsbesitzer in der Nähe von Flensburg und Königlichem Hausvoigt, auf. Dieser unterschied sich von den Uebrigen. Die drei Frauen von Berger, Hülsen und Müller waren fein und zart gebildet. Eine, wenn auch die Grenzen der Weiblichkeit nicht überschreitende Neigung zur geistigen Beschäftigung, eine stille, dichterische Schwärmerei theilten sie mit ihren Männern, und nahmen lebhaft Theil an unsern Gesprächen. Diese Richtung ihrer Bildung hatte sie zu den Freunden hingezogen, und die Ehen veranlaßt. Anders verhielt es sich mit Thadens Frau. Sie war ebenfalls reich, von bürgerlicher Herkunft; eine verständige, hülfreiche Freundin und Hausfrau, wie eine gute Mutter mehrerer Kinder, und wollte auch für nichts Anderes gelten. Thaden selbst war eine durchaus praktische Natur. Ein

eifriger Landmann, ein tüchtiger, zugleich freimüthiger Beamter. Er ward wohl mehr durch die Freunde als durch ursprüngliche Neigung für die philosophischen Studien gewonnen, und bei diesen festgehalten. Sie äußerten sich mehr durch Gesinnung, als durch Grübeln. Ich war fast zwei Monate in seinem Hause; er wollte durchaus nicht erlauben, daß ich es eher verlassen sollte, als sich meine Zukunft einigermaßen sicher stellte. Diese aber blieb leider im höchsten Grade unsicher.

Ich sollte es jetzt erfahren, daß eine hülfsbedürftige Lage zu gleicher Zeit den unfreundlichen Tadel, und die Neigung, unsere Entschlüsse zu beherrschen, um über uns zu gebieten, hervorruft. Ich weiß nicht, wie ich den Gedanken gefaßt hatte, daß Fichte, der sich längere Zeit in Berlin aufgehalten hatte, einigen Einfluß besäße. Ich wandte mich an ihn, stellte ihm meine Lage vor, und fragte, ob ich wohl hoffen könnte, auf irgend eine Weise meine Anstellung in Preußen so zu behalten, daß ich wieder in Thätigkeit gesetzt würde. Ich erhielt von ihm eine sehr unfreundliche Antwort. Er war in Kopenhagen gewesen, und man hatte sich da wohl über mein Benehmen sehr tadelnd

geäußert. Er warf mir Hochmuth und Eitelkeit vor; er suchte meine wissenschaftlichen Bemühungen zu tadeln, und als völlig inhaltslos und nichtig darzustellen; und wie ich später vernahm, hatte er auch in Berlin sich auf eine ähnliche Weise über mich ausgesprochen; nur daß er sich allerdings verpflichtet fühlte, meine Anhänglichkeit an Preußen, meinen Entschluß, selbst wenn die Stellung in Dänemark die günstigste geworden wäre, mich nicht von dem Lande, dem ich diente, zu trennen, eben so entschieden anzuerkennen.

Noch schlimmer ging es mir mit Voß. Tieck hatte mir geschrieben und mich beschworen, Deutschland nicht zu verlassen. „Du kannst," schrieb er, „im südlichen Deutschland wohlfeiler leben, als irgendwo; die Wohlfeilheit ist da einem halben Gehalte gleich zu schätzen." Wenn man nichts hat, ist freilich eine solche halbe Einnahme nicht sonderlich lockend. Er nannte Heidelberg. Mir fiel es ein, daß ich vielleicht dort durch den Ruf, den ich als Docent in Halle erlangt hatte, als Privatdocent ein nothdürftiges Auskommen erwerben könnte. Voß war seit langen Jahren ein Hausfreund meines Schwiegervaters. Da meine wissenschaftliche Beschäftigung die seinige gar nicht berührte, so glaubte

ich, er würde in dieser Rücksicht unbefangen sein; besonders aber setzte ich voraus, daß die höchst bedenkliche Lage der Tochter seines langjährigen Freundes ihn zur Theilnahme auffordern würde. Von seiner Lage in Heidelberg wußte ich durchaus nichts. Ich forderte ihn nur auf, mich zu unterrichten, ob meine Vermuthung, ohne Anstellung dort bei der Universität mit einiger Aussicht auf Erfolg, Vorlesungen halten zu können, gegründet sei, oder nicht. Von Fichte hatte ich vorausgesetzt, und zwar nicht ohne Grund, daß er einigen Einfluß habe: umgekehrt verhielt es sich unglücklicher Weise mit Voß. Er beherrschte durch den Mann, in dessen Händen damals das Schicksal der Universität Heidelberg lag, fast alle Verhältnisse; und durch eine seltsame Selbsttäuschung verwandelte er meine freundschaftliche Anfrage in eine Art von demüthigem Gesuche, welches er von oben herab abzuweisen das Recht hätte. Er hatte auch einen Bericht über meine Audienz bei dem Prinz-Regenten erhalten, wies mich wie ein Rector scholae wegen meines Uebermuthes zurecht, hoffte, daß, wenn besonnene nüchterne Männer dazwischen träten, der Regent mir meine Uebereilung verzeihen, und mich wieder gnädig

aufnehmen würde. Zugleich warnte er mich auf eine höchst väterliche Weise. „Lassen Sie sich," schrieb er, „durch die Lobeserhebungen des Herrn Ast nicht irre leiten." Der Sinn dieser letzten Aeußerung blieb mir lange verborgen. Zu sehr mit meinen eigenen Arbeiten beschäftigt, waren mir die Schriften drs Herrn Ast unbekannt geblieben. Erst später erfuhr ich, wie sehr dieser Schriftsteller dem Herrn Voß zuwider sein müsse, indem er meiner rühmend erwähnt hatte. Diese alberne Weise, mit welcher ein invalider Schulmeister, der von mir und meinen Studien nichts wußte, mich als einen Schulknaben behandeln zu können glaubte, kränkte mich, ich gestehe es, tiefer, als Alles, was ich bis jetzt erlebt hatte. Die trübe Erfahrung, daß die Lage, in welcher die Halleschen Professoren, durch eine ungewöhnliche feindliche Gewaltthat gerathen waren, als solche völlig verkannt, gar keine Theilnahme erregten, that mir eine solche Stumpfheit nationaler Gesinnung kund, und zwar bei ausgezeichneten Männern, daß ich darüber heftig erschrak. Ich war allerdings geneigt, einen noch herrschenden Standpunkt der Wissenschaftlichkeit überhaupt, die Alles, was ich trieb, als ein Nichtiges und Unbedeu-

tendes behandelte, in seiner Art gelten zu lassen. Ich hatte mich auf einen solchen Erfolg meiner Bemühungen in der Literatur völlig vorbereitet. „So lange du lebst," sagte ich mir, „werden deine Bemühungen in ihrer Wahrheit und Wichtigkeit von den Gegnern verkannt: und wenn sie sich mächtig entwickelt haben, und nicht mehr abweisen lassen, wird von deinen unbedeutenden Anfängen nicht mehr die Rede sein." In der stillen thatenlosen Einsamkeit, in welcher ich jetzt sorgenvoll lebte, bildete sich diese tragische Ansicht meines ganzen Daseins so entschieden aus, daß sie sich seit der Zeit nie mehr verdrängen läßt. Diese Geringschätzung meiner wissenschaftlichen Bestrebungen war mir daher keineswegs unerwartet: aber daß die Veranlassung meiner gegenwärtigen Lage gar keine schonende Theilnahme erregte, empörte mich im höchsten Grade. Ich zerriß den Brief mit Ingrimm und beantwortete ihn mit den schärfsten Ausdrücken des vernichtenden Hohnes. Wohl mag mein Urtheil über den Philologen, dessen große Verdienste ich nicht zu schätzen vermag, seit der Zeit hart und einseitig geblieben sein. Nur einer meiner Freunde war für mich eifrig und thätig; es war Schelling, der damals, von Franz Baa-

der unterstützt, sich die größte Mühe gab, mir eine Stelle als Akademiker in München zu verschaffen. Oft glaubte er, mir in dieser Rücksicht Hoffnung geben zu können, die aber eben so oft wieder verschwand, und zuletzt blieben alle Bemühungen erfolglos.

Meine Lage war jetzt im höchsten Grade drückend. Oft wenn ich bei den Freunden in der einsamen Stube saß, ward ich von einer Muthlosigkeit und Verzweiflung ergriffen, die tiefer war, als die, welche mich nach meinem Schiffbruch in Hamburg niederdrückte. Besonders war dieses der Fall während meines Aufenthaltes bei meinem Freunde Thaden. Hier liefen die kränkenden Antworten von Fichte und Voß ein, hier die bald tröstenden, bald niederdrückenden Antworten von Schelling. Thaden und seine Frau überhäuften uns mit Wohlwollen, aber der Mann war als Oekonom und Beamter vielfältig beschäftigt; ich suchte mit Leidenschaft die Einsamkeit. Ich hielt meine innere Angst sowohl vor dem freundlichen Hauswirthe als vor meiner eigenen Frau verborgen. Die Gefahren, selbst die drohendsten, die uns unmittelbar zur Thätigkeit auffordern, haben etwas Erhebendes und

Stärkendes: aber wo jede verständige Ueberlegung ein passives Warten auf die Erfolge der Bemühungen unserer Freunde gebietet, da entsteht eine Lähmung aller Kräfte, die zugleich und unvermeidlich einen dumpfverzehrenden innern Schmerz erzeugt. Oft wenn ich allein und still in der Stube saß, ergriff mich ein peinliches Gefühl. Die stille Einrichtung in der Stube zog mich an, wie die Schränke, Tische, Spiegel geordnet waren. Ich verfolgte das Schlagen der Penduluhr, und auf einmal trat mir mit einem entsetzlichen Gefühl peinigend die Ueberzeugung entgegen, daß eine solche stille, ruhige, häusliche Einrichtung die Trägerin einer Familie, der Besitz derselben der nothwendige Leib meines Daseins geworden war. Die geliebte Frau, die Tochter, erschienen mir dann leiblos, fast wie Gespenster. Ich habe in dieser Zeit die tiefste Noth des bürgerlichen Daseins kennen gelernt. War es doch, als wäre jenes nördliche Deutschland, an und jenseits der Elbe, das Land meiner väterlichen Herkunft, die Doppelstätte meiner ganzen Thätigkeit, wie in meiner frühen Jugend, so jetzt, bestimmt, mir den bittersten Kelch des Jammers darzureichen.

Denn auch durch die geschichtlichen Verhältnisse,



wie sie sich furchtbar entwickelten, sollte ich hier das Härteste erleben, damit kein Punkt meines Daseins unverletzt bliebe.

Es kann nicht meine Absicht sein, die politischen Gründe zu beurtheilen, die England zwingen konnten, eine That zu begehen, die noch immer einen Schatten auf das Land wirft, und von den Edelsten des eigenen Volks bedauert wird. Es ist leider nicht zu bezweifeln, daß, wenn Napoleon sich über Dänemark gestürzt hätte, ein Widerstand unmöglich war; der Kaiser würde wahrscheinlich den Winter abgewartet haben, um, ohne von den Engländern gestört zu sein, die Halbinsel zu besetzen und Dänemark zum Anschluß an die Continentalsperre und Auslieferung seiner Flotte zu zwingen. Die Gesinnung des dänischen Hofes konnte hier freilich nicht in Betracht kommen. Treten nun wirklich Fälle hervor, bei welchen es klar wird, daß das sogenannte Völkerrecht eigentlich nur ein milder Ausdruck ist für den rechtlosen Zustand, in welchem die Staaten unter einander leben; drängen sich Verhältnisse auf, unter welchen ein rechtlicher Krieg

sich in einen räuberischen Ueberfall verwandeln darf: so sollte man doch denken, daß eine solche unglückliche Nothwendigkeit wenigstens auf die schonendste Weise eingeleitet und ausgeführt werden müßte. Dieses war nun keineswegs der Fall. Eine bedeutende Flotte wurde in London ausgerüstet; es war leicht, die Absicht dieser Ausrüstung selbst in dem eigenen Lande verborgen zu halten; vorbereitet war sie, weil man Preußen und Rußland von der Ostsee her, gegen Frankreich unterstützen wollte. Auch jetzt noch, nach dem Tilsiter Frieden, war es leicht, die Absicht zu verheimlichen. Die feindliche Flotte war schon auf der Rhede von Kopenhagen, als Jackson in Kiel bei dem Prinz-Regenten erschien. Man muß den Engländern die beleidigende Weise vorwerfen, mit welcher sie nicht selten ihre Verhandlungen treiben; um so verwerflicher ist es, wenn sie gegen Staaten ausgeübt werden, deren Kräfte sich mit den ihrigen nicht zu messen vermögen. So nun im höchsten Grade plump erschien der Abgesandte Jackson in Kiel. Der Prinz-Regent gerieth bei dem Gespräch in den heftigsten Zorn. Er entließ den Gesandten, indem er alle Vorschläge der Engländer mit Verachtung abwies; hielt diesen aber

in Kiel so lange zurück, daß er früher als er, Kopenhagen erreichen konnte, um bis dahin die Landung der Engländer zu verhindern. In dem nächsten Augenblicke nach dem Gespräche war der verhängnißvolle Inhalt desselben in der Stadt bekannt; das Gerücht durchflog das ganze Land, und das, fast seit achtzig Jahren durch den Frieden gesegnete Land war nun nicht allein von der drohenden Kriegsflamme ergriffen, die ganz Europa entzündet hatte, sondern auch, was mich besonders tief erschütterte, unwillkürlich in ein Bündniß mit Frankreich hineingezogen.

In Kopenhagen hielt sich der Prinz-Regent nur sehr kurze Zeit auf; der alte sinnesschwache König, der einige dreißig Jahre lang einen Tag wie den andern, in stiller, gleichförmiger Art verlebt hatte, mußte Kopenhagen verlassen. Der Prinz-Regent sah wohl ein, daß die Stadt sich nicht lange vertheidigen ließ. Mit vollem Vertrauen gegen England waren die Truppen entfernt, und in Holstein versammelt. Die Hauptstadt war entblößt und waffenlos. Man hat es dem Regenten selbst öffentlich vorgeworfen, daß er nicht in Kopenhagen blieb. Die letzte dänische Belagerung im Jahre 1657, die durch die große Tapferkeit der

Einwohner vereitelt wurde, lebte noch in der Erinnerung. Als nach einem unglaublich schnellen Marsch von Polen aus, durch das nördliche Deutschland, durch Holstein, Schleswig und selbst über die damals stark zugefrorne Ostsee, durch Siälland, der schwedische König Carl Gustav vor Kopenhagen erschien, lag vor der Stadt eine freundlich gesinnte holländische Flotte. Der Admiral bot dem Könige Friedrich dem III. eine Zuflucht an und stellte ihm die Gefahr vor, die ihm und seinem Lande drohe, wenn er in feindliche Gewalt gerieth. Er aber antwortete: „Ich will in meinem Neste sterben;" — und diese den Dänen ewig denkwürdigen Worte haben sich, einer gnomischen Masse ähnlich, in der dänischen Geschichte eingeprägt; sie sind einem jeden Kinde bekannt. Die Gegenwart des Königs entflammte die Einwohner zum entschiedensten, ja verzweiflungsvollsten Widerstande. Selbst als es den Schweden gelang, von einer Seite in die Stadt, in die Straße, die noch immer, um diesen gefährlichsten Moment zu bezeichnen, die Sturmstraße (Stormgaden) genannt wird, einzudringen, wurden sie zurückgeschlagen und genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Auch die Studirenden der Universität

wurden damals als tapfere Kämpfer ruhmvoll genannt, und obgleich das ganze übrige Land in den Händen der Feinde war, und der Roeskilder Friede, der das Jahr darauf geschlossen wurde, Dänemark auf immer aller Besitzungen auf der scandinavischen Halbinsel beraubte, so hat doch diese persönliche Theilnahme des Königs an allen Gefahren der Belagerung ihm so durchaus das Vertrauen aller Dänen erworben, daß er es wagen konnte, zwei Jahre später dem übermüthigen Adel des Landes die Herrschaft zu rauben, die ganze Verfassung des Landes umzustürzen und (1660) die Souveränität einzuführen.

Als nun der Prinz-Regent in Kopenhagen erschien, lebte dieser so glänzende Moment der dänischen Geschichte wieder auf, die Einwohner empfingen ihn mit einer glühenden Begeisterung, und man kann sich ihre Empfindung denken, als er nach wenigen Stunden die Hauptstadt verließ, und seinen alten geistesschwachen Vater mit sich führte. Hatte doch dieses Entweichen eine traurige Bedeutung, ward dadurch doch, noch vor allem Kampf, ausgesprochen, daß die Stadt sich nicht vertheidigen ließe; und leider, aus Preußens trauriger Erfahrung hatte man nichts gelernt. Ein

alter, schwacher, im Frieden ergrauter Greis war der Gouverneur der Hauptstadt.

So natürlich nun auch dieser Vorwurf erscheint, so ist er dennoch grundlos. Wären damals der Regent und sein Vater in feindliche Gewalt gerathen, so wäre das Land in die grauenhafteste Lage gestürzt worden. Man darf nicht vergessen, daß von jetzt an ein Bündniß mit Napoleon nothwendig geworden war, daß der gefangene Regent aber gezwungen worden wäre, diesem zu entsagen, daß in diesem Falle das ganze Land feindlich von den Franzosen eingenommen, und das Elend und die innere Zerrüttung aller Verhältnisse den höchsten Grad erreicht haben würde; ja eine jede Spur der Selbständigkeit wäre verschwunden, wenn die Engländer den Regenten gefangen hielten, wenn sie die Flotte geraubt hätten, während das Land von den Franzosen erobert war. Die erste Empfindung konnte daher nicht lange dauern, und der muthvolle Widerstand ward nicht gelähmt. Der Regent eilte durch Siaelland, er und sein Vater verkleidet über den großen Belt. Hier waren englische Schiffe stationirt, offenbar in der Absicht, den zurückkehrenden Regenten aufzufangen. Das

Schiff, auf welchem der König und Kronprinz überfuhren, ward in der That angehalten und visitirt. Die große Geistesgegenwart des Regenten rettete beide. Der alte König ward nach Rendsburg gebracht und der Krieg erklärt.

Ich hielt mich überzeugt, daß das Leben des Königs eben durch die stille geräuschlose Gewohnheit des Daseins erhalten wurde. Weder innerlich noch äußerlich angeregt, in derselben Umgebung athmend, von derselben Reihefolge der Gedanken, halb schlummernd, bewegt, war es das unveränderte, ihn zwar an- aber nie aufregende Dasein, welches sein Pflanzenleben fortdauernd unterhielt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn dieses sich erhalten hätte, er ein sehr hohes Alter erreicht haben würde. Die plötzliche Veränderung aller inneren und äußeren Verhältnisse, die Ahnung einer Gefahr, die er weder klar aufzufassen, noch auf irgend eine Weise abzuwehren vermochte, mußte psychisch wie physisch eine dumpfe Unruhe erzeugen, die tödtlich an der Wurzel seines Daseins nagte. Ich erwartete, als ich seine Reise erfuhr, seinen Tod. Doch starb er erst acht Monate später.

Der Krieg ward nun, wie begreiflich, mit großer

Erbitterung geführt: Napoleon hatte keinen treueren Verbündeten. England hatte selbst viele der eigenen Einwohner in eine traurige Lage gebracht. In allen größeren Häfen lagen englische Schiffe, diese wurden natürlich sämmtlich für gute Prisen erklärt und die Besatzung gefangen genommen. Täglich liefen Nachrichten von der belagerten Hauptstadt ein. Die Engländer landeten, umzingelten die Stadt, und diese ward mehrere Tage hintereinander mit Kugeln, Bomben und congreveschen Raketen beschossen. Die Einwohner bewaffneten sich, die Bürger, mit diesen die Studirenden, wagten kühne Ausfälle, aber sie konnten keinen bleibenden Erfolg haben. Ganze Theile der Stadt geriethen in Brand. Der Thurm der Frauenkirche, der höchste unter allen, stürzte ein. Man sah ein, daß die Stadt nicht zu halten war. Aber es war den Engländern auch nicht um diese zu thun. Was sie haben wollten, war der uralte Edelstein des Landes, war das große nationale Heiligthum, an welches seit uralten Zeiten, seit den kühnen Zügen der Normannen, die das südliche Europa besiegten und den entnervten Einwohnern nach der Eroberung neue Kräfte verliehen, als an das Symbol der volksthüm-

lichen Selbständigkeit, sich alle geschichtliche Erinnerung knüpfte — es war die Flotte! Daß viele friedliche Bürger den Muth verloren, daß eine große Hauptstadt durch Waffen, deren vernichtende Gewalt eine frühere Zeit nicht kannte, in eine solche Lage versetzt, innerlich erbebte, das ist begreiflich. Während die Jugend auf den Wällen und bei den Ausfällen muthig nur für den Kampf lebte, und von dem großen Moment hingerissen, alles Uebrige vergaß, saß der ältere Bürger mit Frau und Kind in seinem Hause, in mehreren Gegenden der Stadt jeden Augenblick den Tod seiner Familie erwartend. Daß neben der kecken Kampflust, die das Letzte wagen wollte, sich die Hoffnung, diese Tage des Schreckens durch eine Uebergabe der Stadt zu endigen, erst leise, dann immer lauter äußerte, ist begreiflich. Mußte man sich doch sagen, daß der fortgesetzte Widerstand die Zerstörung der Stadt nur beförderte, ohne die Katastrophe verhindern zu können. Abgesandte der Feinde gaben die schönsten Versprechungen. Nur auf wenige Tage sollte Land und Stadt besetzt werden, wenn man nur die Flotte abführen ließe. Da trat ein kühner Seemann hervor und machte den Vorschlag, die Kriegsschiffe

anzubohren und dann die Thore zu öffnen. Aber der Gouverneur der Stadt war ein schwacher Greis und fürchtete die Folgen, die eine solche That für die Stadt haben würde, wenn der Feind in dieselbe einzog, und voll Erbitterung seine Absicht vereitelt sah. Ein junger tüchtiger Commandeur würde eingesehen haben, daß eine unnütze Grausamkeit in den Augen von Europa, ja nach dem Urtheile des eigenen, für große Gesinnung empfänglichen Landes, den feindlichen Heerführer mit Schande bedeckt hätte. Die Gesinnung mußte seine Bewunderung erregen. Aber aus welchem Gesichtspunkte der alte schwache Commandant der Festung die Verhältnisse betrachtete, erhellt schon aus einer Anekdote, die in Dänemark öffentlich geworden ist, und die ich um so eher das Recht habe, zu erzählen, weil mein eigener Bruder eine Rolle dabei spielte. Er hatte als Ingenieur-Major die Aufsicht über die Küstenstrecke längs des flachen Inselufers von Amager. Diesem Ufer gegenüber liegt die seichte Insel Saltholm; oft vom Meere ganz überspült, im Sommer aber, der reichen Grasung wegen, für die Viehherden der nahe wohnenden Einwohner benutzt. Diese Insel war natürlich von den Engländern be-

setzt. Die Einwohner ruderten täglich herüber, um die Kühe zu melken, und mein Bruder machte darauf aufmerksam, daß die Communication mit dem Feinde nicht zu dulden sei. Die Weiber und Männer bezogen die Märkte der Stadt, denn die Befestigungen von Kopenhagen reichten an diesen Ufern weit hinaus; und das Stadtthor nach dieser Richtung war nicht geschlossen. Daß die Feinde den nach Saltholm hinüberrudernden keine Hindernisse in den Weg legten, war natürlich; sie konnten durch diese die besten Nachrichten über die Lage der Stadt erhalten. Dieser Bericht meines Bruders kam in einem Kriegsrathe zur Sprache. Diese Communication, äußerte der Gouverneur, kann ja nicht verhindert werden, denn wie sollen die Kopenhagener sonst alle Morgen ihre Sahne erhalten? —

Die Thore wurden nun geöffnet, geschäftig sah man die Engländer mit gewohntem Geschick die Kriegsschiffe ausrüsten und wegführen, und Dänemarks alte Glorie ward der Raub einer frevelhaften That.

Die dänischen Kriegsschiffe zeichneten sich unter allen europäischen aus; sie konnten sich, das ward

von den Engländern anerkannt, mit ihren besten messen. Der Ruf der dänischen Seeleute war in ganz Europa begründet. Als die norwegischen und dänischen Matrosen, die in englischem Dienste waren, aufgefordert wurden, diesen zu verlassen, trennten sich mehr als **10,000** von der feindlichen Flotte. Sie gehörten, anerkannt, zur besten Bemannung. Der dänische Seeoffizier war mit Recht stolz auf seinen Stand; es gab zwei Institutionen im Lande, deren echte Gediegenheit allgemein anerkannt war. Dänemark unterwarf sich mit stolzem Nationalgefühl der selbständigen Gerechtigkeit des höchsten Gerichts, und das Land fühlte sich gehoben durch die Tüchtigkeit der Marine. Wenn man sich denken könnte, daß es möglich wäre, ein tapferes feindliches Heer durch einen Schlaftrunk in unüberwindlichen Schlummer zu versenken, wenn dann der Feind sich heranschliche, und dem eingeschlafenen Heere alle Waffen raubte, wenn nun dem entwaffneten Heere der nächtlich erschlichene Sieg kund würde, dann mag man aus der Empfindung der Erwachenden sich eine Vorstellung von dem vernichtenden tragischen Gefühl machen können, welches den dänischen Seemann durchdrang.

Aber der Regent hatte selbst den Beschluß gefaßt, den Befehl, die Kriegsschiffe anzubohren, dem Gouverneur in Kopenhagen zuzusenden. Den bedenklichen Auftrag, sich mit diesem Befehl in die belagerte Stadt zu schleichen, erhielt mein jüngster Bruder. Es gelang ihm wirklich, unbemerkt durch die englischen Truppen bis in die Nähe von Kopenhagen zu kommen; hier ward er öfter angehalten, einige Zeugnisse, die er von den Beamten erhielt, wurden nicht als gültig betrachtet und er ward gefangen nach einem Kriegsschiffe gebracht. Die Depesche hatte er glücklich vernichtet, und gab sich für einen Hauslehrer aus, der seinen Prinzipal suchte. Man war schon im Begriff, ihn als unverdächtig zu entlassen, als ein einfältiger Bauer, der als ein entlassener und jetzt wieder beorderter Soldat, sich auf dem Kriegsschiffe mit einigen andern als Gefangener befand, ihn voll Verwunderung erkannte und in aller Unschuld ausrief: „Ih! das ist ja unser Lieutenant.“ Dieses ward dem Commandanten bald gemeldet, und mein Bruder gerieth, wie es schien, in große Gefahr. Man drohte, ihn zu tödten, änderte aber bald das Betragen gegen ihn, als man sah, daß man durch Drohungen nichts über ihn vermochte, und

behandelte ihn von jetzt an wie einen gefangenen Offizier mit Achtung. Leider erfuhr ich den Auftrag, den mein Bruder erhalten und angenommen hatte, durch einen Zufall, und seine Gefahr beunruhigte mich sehr.

Aber eine andere Nachricht vergrößerte das Unglück, welches sich um mich concentriren zu wollen schien. So groß war das Vertrauen zum englischen Hofe, daß der dänische Gesandte mit Urlaub sich entfernt hatte. Man wird sich erinnern, was mir Rist war; nebst Mynster und meinem jüngsten Bruder, der vertrauteste Freund, den ich besaß. In der That habe ich mich bis dahin gegen keinen Menschen so völlig aufgeschlossen als gegen ihn. Er war Legationssekretär in London und in der Abwesenheit des Gesandten Chargé d'affaires; und nun hörte ich, welche harte Vorwürfe ihn trafen: Er habe, sagte man, das Gelingen der Ueberraschung veranlaßt, von ihm hätte man vorher über die Ausrüstung und ihren Zweck die hinlängliche Nachricht erhalten müssen.

Zwei Tage lagen nur zwischen dem Empfang der Nachricht von den Friedensstipulationen zu Tilsit in London, und zwischen dem allgemeinen Embargo, der

jede Mittheilung verhinderte. In den bekannt gewordenen Berichten aus Graf Münsters Correspondenz behauptet der kundige Hormayr sogar: erst am 22. Juli 1807 sei durch d'Autraignes dem englischen Cabinet die Nachricht davon zugekommen. Die für einen andern Zweck ausgerüstete Expedition erhielt den Befehl, nach Kopenhagen zu segeln, am 24., und am 26. Juli segelte sie ab. Erst am 31. wurde das Embargo aufgehoben, und eine Mittheilung möglich. Dennoch hatte Rist auf die Ausrüstung aufmerksam gemacht. Der König erkannte, bei genauer Ueberlegung und als die erste furchtbare Ueberraschung ihre Gewalt verloren hatte, die Unmöglichkeit einer Mittheilung; Rist erhielt eben in dieser Zeit nach dem unglücklichen Ereigniß einen höhern Rang und Wiederanstellung, und bei seiner ersten Audienz sagte der König: „um an diese Schandthat von Seiten einer christlichen Macht zu glauben, müßte man so schlecht sein, als die englischen Minister."

Aber, wie wenig sich mein Freund auch vorzuwerfen hatte, so war es doch ein grauenhaftes Ereigniß, in einen solchen düstern Moment der Geschichte sich persönlich hineingezogen zu sehen. Es ruht noch ein

Dunkel auf den politischen Vorgängen jener Tage, und soviel ich weiß, vermag Rist es zu lichten. Ich wage es, ihn dazu aufzufordern — und seine Schriften über unsern verstorbenen Freund v. Berger und über Schönborn beweisen, wie bedeutend unter seiner Feder solche Darstellungen werden. Es sind so viele Jahre seit jener Zeit verflossen. Die Thatsachen dürfen jetzt, als der Geschichte gehörig, betrachtet werden, und für die klare, ruhige, völlig leidenschaftlose Mittheilung darf ich haften.

Mir machte diese Nachricht, zu einer Zeit, wo Alles, äußerlich wie innerlich um mich her in Trümmern lag, die Nacht, die mich schauerlich umfing, noch dunkler. Rist war in Holstein. Ich eilte, ihn aufzusuchen, als ich erfuhr, daß Scharlach und Friesel in seiner Familie herrschte. Ich war früher Zeuge der Ansteckung meiner ältesten Tochter von dem Keuchhusten. In Angeln begegnete uns nämlich eine arme Frau auf einem Spaziergange. Sie bettelte, ein Kind, von ihr getragen, war vom Keuchhusten ergriffen. Meine Tochter schauderte, als sie den Anfall sah, und den Tag darauf brach die Krankheit bei ihr aus. Sie ward sehr heftig. Mein Freund, Professor Weber der jün-

gere, in Kiel, war ihr Arzt und dieser fand ihren Zustand bedenklich. Noch war sie kaum wieder hergestellt; ich war ängstlich in dieser Zeit, wie nie, und ich werfe mir es noch vor, daß ich umkehrte. Ich habe Rist erst im Jahre 1824 wiedergesehen.

Mir war es, als ich diese Nachrichten erhielt, als sollte mein Dasein mit allen seinen innersten Stützen zusammenstürzen, und die nächtliche Melancholie, ein mir bis dahin unbekanntes Uebel, fing an, an meinem Innersten zu zehren. Und dennoch sträubte sich meine ganze Natur gegen diese mir fremde Krankheit, und ein jeder Anschein von Hoffnung ward leidenschaftlich ergriffen. Ja mit Heftigkeit suchte ich eine wissenschaftliche Beschäftigung, und ein Aufsatz, über die Bedeutung der Vegetation, den ich für Schellings Journal für die Medizin als Wissenschaft schrieb, ward in dieser Zeit ausgearbeitet. — Ritter, der durch Schellings Einfluß aus seiner betrübten Lage in Jena gerettet wurde, erhielt einen Ruf als Mitglied der Akademie in München; dort hatte er sich mit einem sogenannten Wasser- und Metallfühler eingelassen und glaubte, die seltsamsten Entdeckungen gemacht zu haben. Siderismus nannte er die neue Lehre, die er

durch diese Entdeckungen begründen zu können glaubte, und eine kleine, jetzt ganz vergessene Schrift, die er damals herausgab, ward zwar von den empirischen Physikern verschmäht und zurückgewiesen, erregte aber in gewissen Kreisen, besonders unter denen, die die Natur speculativ zu betrachten geneigt waren, ein großes Aufsehen. Obgleich nun die leise Oscillation eines kosmischen Daseins, welches in unklaren Bebungen unser Inneres bewegt, von mir niemals abgeleugnet wurde, so zweifelte ich nichts destoweniger entschieden an der Möglichkeit, diese verborgene Naturthätigkeit zum Gegenstande klarer wissenschaftlicher Beobachtungen machen zu können; und wenn ich auch diese Richtung der Untersuchungen nicht ganz abwies, so näherte ich mich ihnen doch nur mit großem Bedenken. Zu den Versuchen, auf welche Ritter aufmerksam gemacht hatte, und die er selbst in Menge anstellte, so wie sie sich auch mit Leichtigkeit wiederholen ließen, gehören vorzüglich folgende: An einem Haar oder sonst an einem möglichst feinen Seidenfaden wird ein goldener Ring befestigt. Der Faden wird leicht zwischen den Fingerspitzen gehalten, und wenn er über verschiedene Körper gehalten wird, be=

sonders über Metalle, entstehen bestimmte Schwingungen; theils in geraden Linien, die dann durch ihre Richtung nach verschiedenen Weltgegenden sich unterscheiden lassen; theils durch verlängerte Ellipsen, bei welchen man nicht nur die Richtung nach den Weltgegenden, sondern auch die Bewegung der Ellipse von der Rechten nach der Linken oder umgekehrt wahrnehmen kann. Ritter glaubte in diesen Bewegungen je nach der Natur der Gegenstände, über welchen die Schwingungen stattfanden, ein geheimes Gesetz zu entdecken. In mehreren Gegenden von Deutschland wurden diese Versuche von Männern und Frauen mit leidenschaftlichem Eifer angestellt; sie waren förmlich Mode. Auch unter meinen Freunden in Holstein erregten sie ein lebhaftes Interesse. Ich wollte nicht widersprechen, und nahm, obgleich kopfschüttelnd, an ihren Versuchen Theil. Ich entdeckte bald, daß der subjektive psychische Einfluß des Experimentators sich von dem Objectiven des Gegenstandes niemals entschieden trennen ließ, und hielt mich für überzeugt, daß ein reiner Versuch auf diesem Wege nicht möglich wäre. Nun sollte aber die Beschäftigung meiner

Freunde auf eine für mich höchst lehrreiche Weise ein Ende nehmen.

Ich habe oft bemerkt, daß Philosophen, die von einem rein abstracten Anfang an sich entwickelt haben, am leichtesten mit unbestimmten Erscheinungen zufrieden gestellt werden, die sich der Abstraction am leichtesten fügen; so wie der exacteste mathematische Calcül wohl nicht selten den unsichersten Beobachtungen eine scheinbare Festigkeit ertheilt hat, und wie eben die schlechteste und ungeschickteste Dichtung durch die vortrefflichste musikalische Composition gehoben wird.

Unter denen, die diese Versuche mit dem größten Eifer und mit wirklichem Scharfsinn verfolgten, gehörte Hülsen. Während ich mich bei Thaden aufhielt, hatte er sich eine Menge Metallstäbe angeschafft, zum Theil von Metallmischungen in wechselnden, jederzeit möglichst genau bestimmten Verhältnissen. Er betrachtete nun mit möglichster Genauigkeit die Schwingungen, über eine genau nach Norden orientirte Linie, welche durch andere in allen Richtungen der Windrose gelegte Linien durchschnitten wurde. Nachdem er sich eine Zeit lang mit diesen Versuchen beschäftigt hatte, hielt er sich für überzeugt, ein wirkliches System aller

dieser Bewegungen gefunden zu haben, nach welchem sich die siderische Bedeutung der einfachen Metalle und ihre Mischungen bestimmen ließen. Diese Bewegungen, ihre Richtungen und die Drehungen der Ellipsen nach der Rechten oder Linken wurden genau bemerkt, und die Reihe der Versuche bildete ein langes Verzeichniß, welches in der That nicht ohne Ueberraschung betrachtet werden konnte. Ich hatte eben Thaden verlassen, und reiste über Seekamp nach Hamburg zurück. Hülsen, erfreut über seine Entdeckung, die, wie ihm schien, durch die oft wiederholten Versuche, die immer den nämlichen Erfolg hatten, fest begründet war, kam ebenfalls nach Seekamp, um mich mit seiner Entdeckung bekannt zu machen. Alle Metallstäbe wurden in einer bestimmten Reihe geordnet, wie die Richtungen der Oscillationen den Strichen des Compasses von Norden nach Osten folgten, die ganze Windrose hindurch, und wie bei einem jeden Strich die Ellipsen sich rechts oder links bewegten. Das weitläufige Verzeichniß, welches die Resultate von fast hundert Beobachtungen enthielt, ward mir übergeben. Alle Versuche zu wiederholen, wäre freilich zu weitläufig gewesen, aber ein Drittel vom

Ganzen wurde wirklich angestellt, willkürlich aus allen Windstrichen genommen. Jedesmal, wenn ein bestimmtes Metall genommen war, verglich ich das Resultat mit dem in dem Verzeichniß angegebenen. Daß nun der Experimentator die Resultate so vieler Versuche solcher Art, die willkürlich aus der ganzen Reihe herausgesucht wurden, für einen jeden Fall klar im Gedächtniß behalten hätte, sich nie darin geirrt, sich durch sein sicheres Bewußtsein orientirt, und uns so getäuscht hätte, war allerdings eine Hypothese, die entschieden abgewiesen werden mußte; theils weil wir den redlichen Mann kannten, theils weil solcher Betrug schlechterdings unmöglich schien. Ich verfolgte diese Versuche stillschweigend, aber mit einer großen Spannung und steigender Verwunderung. Mein Freund Hülsen glaubte, den Grund dieser Verwunderung in der Wichtigkeit seiner Entdeckung zu finden, und ward, je mehr die Menge der Versuche zunahm, sichtbar zufriedener. Indessen hatte ich mit Berger, unserem Wirth, ein geheimes Einverständniß, und als wir die Reihe der Versuche schlossen, wandte ich mich an Hülsen: „Freund, sagte ich, was ich hier erlebt habe, ist in der That bewundernswürdig. Es ist mir eine

Aufgabe geworden, die mich wahrscheinlich mein ganzes Leben hindurch beschäftigen wird, ohne ihre ganze Lösung zu finden; aber sie ist mir eine psychische und nicht eine physische geworden. Du bist mir das Wunder, nicht deine Metallstäbe — denn da, sagte ich, und zeigte mit dem Finger, ist Norden und nicht, wo du meintest.“ Er hatte das mit den Strichen bezeichnete Papier allerdings nach dem Compaß gelegt; daß er sich bei diesen Versuchen nach dem magnetischen Pol richten zu müssen glaubte, war natürlich. Während er sich nun wegbegab, um seine metallischen Stäbe zu holen, wurde zufällig durch einen Anstoß das Papier verschoben. Berger und ich vereinigten uns bald stillschweigend, um die Erfolge dieses Irrthums wahrzunehmen, und entdeckten nun mit größtem Erstaunen, daß zwar der objective äußere Pol verrückt war, daß aber der subjective Pol der Seele dieselbe Richtung behalten hatte, so daß alle scheinbar gesetzmäßigen Verhältnisse sich um diese mit instinktartiger Sicherheit ordneten.

Hülsen erschrak zwar, als er auf diese Weise erfuhr, daß er, anstatt seine physikalischen Kenntnisse, ja die Wissenschaft zu erweitern, sich selbst ein uner-

klärbares Räthsel geworden war. Aber er war zu sehr Philosoph, um nicht diese Sache vollkommen rein objektiv zu betrachten; von Pendelversuchen war aber von jetzt an in diesem Kreise nicht mehr die Rede.

Noch hatten sich keine entschiedenen Aussichten für eine zukünftige Thätigkeit eröffnet; der Herbst näherte sich, meine Frau erwartete ihre Niederkunft, die Großmutter, deren Liebling sie war, würde sich, wie sie unsere Lage kannte, nie beruhigt haben, wenn sie nicht die bedenkliche Zeit in ihrem Hause in Hamburg verlebt hätte, und die treffliche Frau Sieveking lud mich ein, die Herbstmonate in ihrem herrlichen Garten in Neumühlen zuzubringen. Wir trennten uns mit Wehmuth von den Holsteinschen Freunden, und traten die Reise an. Ein dunkler Schatten hatte zwar während des Aufenthalts in diesem schönen Kreise auf der Vergangenheit geruht, aber die rein menschliche Zuneigung theurer Freunde, durch geistige Annäherung erleuchtet, bildete einen heiteren Hintergrund, über welchem sich zwar der Trübsinn gestaltete und dunkle,

unfreundliche Tage hervorrief, die aber wie Wolken verschwanden.

Ich muß selbst von der Witterung reden, denn sie war in diesem Sommer merkwürdig. Die heftigsten Gewitter herrschten, und setzten uns zweimal in Schrecken. Bei Thaden schlug der Blitz in eine Mühle, die in gefährlicher Nähe des Wohnhauses stand. Unsere Schlafstube lag nach dieser Mühle hin, die Flammen richteten sich auf das Haus; ich sah hier zum ersten Mal wie die flammenden Windmühlflügel in Bewegung geriethen, und wie der Umschwung immer heftiger wird, je mehr die Flammen wachsen. Man kann sich den Schreck meines Freundes denken. Die Mühle brannte allein ab. — Als wir uns vor der Abreise in Seekamp aufhielten, wurden wir abermals durch ein heftiges Gewitter in großer Nähe aufgeweckt. Ein donnernder Schlag, der dem Blitz unmittelbar folgte, schien das Haus fast in Bewegung zu setzen; wir sahen zum Fenster hinaus. So wie mehrere Edelhöfe in Holstein, war auch dieser von einem Graben umgeben; jenseit dieses Grabens stand die Wohnung eines Häuslers in Flammen. Zum zweiten Mal also trat dasselbe furchtbare Ereigniß hervor.

Der Sievekingsche gesellige Kreis gehörte viele Jahre hindurch zu den ausgezeichnetsten im nördlichen Deutschland. Der Handelsherr war schon vor mehreren Jahren gestorben, und ich hatte ihn nicht kennen gelernt; er gehörte zu den ausgezeichnetsten Männern der Stadt, bekleidete die ansehnlichsten Aemter, wurde zu bedeutenden Gesandtschaften gebraucht, und stand in wahrhaft großartigen Verhältnissen, sowohl mit den gelehrten als politischen Notabilitäten seiner Zeit, in Frankreich, England und Deutschland. In einer Zeit, wie die seit der Revolution, bei der großen Gastfreiheit des reichen Handelsherrn, war daher sein ansehnliches Haus ein europäischer Vereinigungspunkt der großartigsten Gesellschaften. Seine Frau war die Enkelin des zu seiner Zeit berühmten Reimarus, des Verfassers der durch Lessing herausgegebenen Wolfenbüttler Fragmente, die Tochter eines Mannes, der so viel dazu beitrug, Hamburg einen literarischen Ruf in Deutschland zu erwerben. Er hat sich, wie bekannt, vorzüglich durch die Schriften über die Blitzableiter, so wie durch eine andere über die Kunsttriebe der Thiere einen großen Ruf erworben. Ich habe Gelegenheit gefunden, an einer

andern Stelle dieses liebenswürdigen Greises zu erwähnen, der im hohen Alter noch immer mit großem Eifer die Fortschritte der Naturwissenschaft verfolgte. Ebeling und Büsch waren seit langen Jahren Hausfreunde, so wie der allgemein bekannte Voigt, der Besitzer der großen Gartenanlagen in Flodbeck, die jetzt im Besitz des Senator Jänisch, noch immer durch den großen Reichthum der seltensten Pflanzen für das Studium der Botanik so wichtig ist. Voigt legte den Grund zu den berühmten Armenanstalten der Stadt, die später als Muster ähnlicher Anstalten in vielen andern großen Städten dienten. Fast täglich erschien in diesem Kreise Pool, der Eigenthümer des Altonaer Merkurs, ein Mann von der lobenswerthesten Gesinnung, der die politischen Ereignisse seiner Zeit mit großer Umsicht übersah, mit Gründlichkeit erforschte, und durch seine mannigfaltigen Verbindungen genau kannte. Er war mit meinem Schwiegervater in Verbindung, und der Herausgeber einer Monatsschrift, unter dem Titel: „Frankreich,“ die noch immer als eine Hauptquelle der Geschichte der Revolution betrachtet werden muß. Meine Schwiegermutter war von Kindheit an mit der Frau des Hauses erzogen, Reichardt

gehörte, so zu sagen, zur Familie. Eben als ich in meiner Jugend, in der traurigsten Lage in Hamburg lebte, hielt er sich hier mit seiner ganzen Familie auf. Er bewohnte den Sommer über ein Haus in Neumühlen, welches an den Sieveking'schen Garten grenzte. Sein damaliger Aufenthalt in Hamburg war durch den Ankauf eines bedeutenden Gutes in Holstein veranlaßt worden. Er ward in den Stand gesetzt, dieses Gut zu kaufen, durch eine durchaus Platonische Verbindung mit einer hohen Frau, durch eine jener Verirrungen der damaligen Zeit, als die wechselseitige Bewunderung der Männer und Frauen sich auf eine wahrhaft naive Weise aussprach, die durch ihre schwächliche Sentimentalität freilich einen starken Gegensatz bildeten gegen die gesunde Art, mit welcher Goethe solche Verhältnisse auffaßte. In Jacobi's Woldemar ist diese Krankheit auf die Spitze getrieben. —

Das Gut in der Nähe von Kiel war zwar gekauft, Reichardt mit seiner Familie hielt sich dort einige Wochen auf, aber dieser verstand zu wenig ein solches Geschäft; er hatte den Besitz zu theuer bezahlt, und war sehr zufrieden, als er das Gut sogleich wie-

der mit einem bedeutenden Verluste verkaufen konnte. Als er es wieder verlassen hatte, hielt er sich nun in Hamburg und Neumühlen auf. Aber nicht allein die mit der Familie enger Verbundenen machten diesen Kreis merkwürdig. Dumouriez und Lafayette haben sowohl als Claudius, Voß, die Stolberge und der Philosoph Jacobi an diesem Kreise Theil genommen.

Ich kann diese Darstellung der früheren geselligen Verhältnisse des gastfreien Sievekingschen Hauses nicht schließen, ohne noch ein Ereigniß zu erwähnen. Meine verstorbene Schwägerin nämlich, die als Componistin geschätzte Louise Reichardt, schloß hier eine genaue Freundschaft mit einem merkwürdigen Mädchen, Felicité Fernay. — In der Gegend von Brüssel lebte Fernay als Inhaber eines Pachtgutes, während der heftigsten Bewegung der Revolution, einsam mit drei Töchtern; der Sohn, der in der französischen Armee diente, war abwesend; das Haus ward von wilden Räubern überfallen; kein Schutz war da. Da bewaffneten sich die beiden älteren Töchter, stritten mit den Räubern und vertheidigten den alten Vater. Sie sahen ein, daß im väterlichen Hause keine Sicherheit war. Der Vater ward mit der jüngsten Tochter nach

Brüssel gebracht, die beiden Aeltesten zogen Männerkleider an, und versahen in der Armee des Dumouriez Adjutantendienste, und zeichneten sich durch ihre Kühnheit aus. Als dieser General sich von der französischen Sache trennte, begleiteten sie ihn. Der Vater, der Alles verloren hatte, erhielt sich in Altona als Sprachlehrer, und die Töchter, die wieder als Frauen auftraten, erschienen in dem Sievekingschen Kreise, und zwar ganz als sanfte, feingebildete, liebenswürdige Mädchen. Sie bewohnten mit Reichardt in Neumühlen dasselbe Haus, und Felicité blieb eine fortdauernde Correspondentin meiner Schwägerin. Der Bruder, General Fernay, ist in den Kriegen der Restaurationszeit, und irre ich nicht, auch als Krieger in Algier öfter auf eine rühmliche Weise genannt; ohne allen Zweifel lebt er noch. Die jüngste Schwester, die mit dem Vater in Brüssel zurückblieb, heirathete den in den napoleonischen Feldzügen berühmt gewordenen General Guilleminot, der später als französischer Gesandter in Constantinopel eine große Rolle gespielt hat. Im Befreiungskriege folgte ich, nach der Schlacht von Leipzig, den wolkonskischen Kosacken, die den fliehenden Feinden nachsetzten. Ich kam mit wenigen Ko=

sacken nach Weißenfels, das noch von einigen fliehenden Franzosen besetzt war; in der Vorstadt sah ich eine Hausthür mit dem Namen des Generals Guilleminot bezeichnet, und da ich in dieser Stadt die Ankunft der Blücherschen Truppen zu erwarten beauftragt war, konnte ich der Lust nicht widerstehen, mich in dem Hause vorläufig einzuquartieren, welches der Mann, der mir so interessant geworden war, so eben als fliehender Feind, und zwar in der bedenklichsten Lage verlassen hatte.

Sieveking war seit mehreren Jahren gestorben, aber der Gesellschaftskreis hatte dieselbe, ich darf wohl sagen, geschichtliche Bedeutung behalten; und die Frau war mit ihren in blühender Gesundheit heranwachsenden Kindern die Zierde desselben. Nie habe ich eine Frau gekannt, die mich so ganz beherrschte, deren stets milde Gegenwart dennoch eine unwiderstehliche Gewalt über mich ausübte. Von ihrer frühesten Jugend an hatte sie in der großartigsten Umgebung gelebt. Alle geschichtlichen Bewegungen Europas, geistige wie politische und commerzielle, umga-

ben sie durch würdige Repräsentanten, die in ihrer Nähe erschienen. Zwar war die religiöse Ueberzeugung, die in diesem Kreise herrschte, nicht die meinige. Die Ansicht, die mit Reimarus anfing und mit Strauß in unsern Tagen den höchsten Gipfel erreicht hat, bildete, wenn auch weniger entwickelt, doch die Grundlage ihrer Religiosität, und dennoch herrschte in diesem Kreise eine Pietät, ja eine Andacht, die ich mit voller Ueberzeugung eine christliche nennen muß. Das mannigfaltig wechselnde Leben, durch die bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit gehoben, hatte eine feine, im edelsten Sinne vornehme Darstellung der Geselligkeit, eine Sicherheit in jeder Aeußerung, ein anmuthiges Maaß, welches niemals überschritten wurde, erzeugt, und eben dasjenige, was am waffenlosesten zu sein scheint, die weibliche Zartheit, erschien hier als das Gebietende. Es war eine wunderbare Vereinigung bürgerlicher unbefangener Vertraulichkeit, durch welche die freimüthigsten Geständnisse hervorgelockt wurden, mit den sichersten Formen der höheren Kreise, die den Umgang stets anregte und zugleich mäßigte. Die unbeschreibliche Güte dieser herrlichen Frau mußte einen jeden hinreißen; sie schien für Andere mehr zu leben,

als für sich selbst; eine jede fremde Sorge trug sie als die eigene, und das Bedenkliche meiner Lage lastete auf ihr, wie auf mir. Nie werde ich den zarten Sinn vergessen, mit welchem sie als Freundin den Gast behandelte. In der Hamburger Classenlotterie war für die letzte Ziehung eine bedeutende Menge großer Gewinne zurückgeblieben. Als die Ziehung zu Ende war, sagte sie: „Kinder, ich hatte voll Hoffnung ein Loos für euch genommen, doch ihr habt kein Glück."

Die Verhältnisse, in welchen ich mich in Neumühlen, und meine Frau bei ihrer Großmutter sich aufhielt, hatten einige Verwickelungen hervorgerufen, die mir höchst unangenehm waren. Man trug mir Aeußerungen der gütigen Frau zu, die, hätten sie stattgefunden, mich gezwungen hätten, ihr Haus zu verlassen. Ich verwarf sie zwar, aber sie wurden mir auf eine Art vorgetragen, die mich beunruhigte. Ich wandte mich an sie selbst, und nie erschien sie mir liebenswürdiger als eben jetzt. Eine einfache Versicherung von ihrer Seite würde mich vollkommen beruhigt haben; ihr genügte aber diese nicht, es war ihr darum zu thun, einen jeden Verdacht, wie er nur möglich sein könnte, zu entfernen.

Auch die politische Gesinnung, wie sie besonders durch Pool repräsentirt wurde, stimmte nicht ganz mit der meinigen überein; sie war überwiegend demokratisch: aber daß die wilden Aeußerungen einer rohen Demokratie in diesem Kreise verbannt waren, versteht sich von selbst.

Zu den damals ausgezeichneten Männern, die ich im Sievekingschen Kreise fand, gehört Reinhardt, der vor einigen Jahren als französischer Pair starb, der damals von Jassy, wohin ihn Napoleons Ungnade verwiesen hatte, zurückgekommen war. Er hatte bekanntlich, als Sieyes in das Direktorium trat, eine kurze Zeit hindurch das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und überhaupt ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Als würtembergischer Predigersohn studirte er fleißig, er war auch mit der Ausbildung der Philosophie vertraut, und suchte in Paris sein Glück zu machen. Hier ward er dem Sieyes bekannt, der damals eine Art französischer Metaphysiker war. Dieser übertrug ihm die Ausarbeitung einer kurzen Darstellung der Kant'schen Kritik, die in einem von Reichardt herausgegebenen Journal „Deutschland" in deutscher Sprache abgedruckt wurde. Sieyes, der

die Kant'sche Kritik nach dieser Darstellung eben so gut verstand, wie in unsern Tagen Cousin den Schelling und Hegel, versicherte zwar, durch Kant nichts Neues erfahren zu haben. „Das Alles," äußerte er höchst naiv, „haben wir schon lange gewußt;" und es ist wohl höchst zweifelhaft, ob Kant jetzt in Frankreich richtiger aufgefaßt wird. So wenig nun auch Sieyes durch Reinhardts Darstellung zufrieden gestellt war, so war der letztere doch durch die Bekanntschaft mit dem mächtigen Manne befördert. Reinhardt hatte ein sehr ruhiges Aeußere; er sprach langsam, und sein Urtheil hatte etwas Bestimmtes und Schneidendes. Wie ich ihn kennen lernte, begriff ich wohl, daß er imponiren konnte. Bekanntlich war Talleyrand sein vorzüglichster Gönner. Unter Denen, die er in den auswärtigen Angelegenheiten benutzte, schätzte er wohl keinen höher, als ihn. Jetzt erschien er bei seiner Schwägerin (seine Frau war die Schwester der Madame Sieveking) nichts weniger als angenehm. Er sprach fast nie, war fortdauernd mürrisch und seine Gegenwart war jederzeit lästig und störend. Wenn er, höchst selten, zugänglicher erschien als gewöhnlich, freute man sich allgemein. „Heute," sagte die gütige Frau dann,

„ist Reinhardt ganz allerliebst," wenn er sich so betrug, wie man es von einem einigermaßen gefälligen Manne unter allen Umständen erwarten konnte. Allerdings mochte er von einem tiefen Gram niedergedrückt sein. Die Masse von furchtbaren Erfahrungen mußte ihn beugen; er haßte, wie ich später von ihm selbst erfuhr, Napoleon, dessen Gewalt er mit Unwillen wachsen sah, und der deutsche Mann hatte die Liebe zu seinem Vaterlande doch nicht aufgeben können; er sah wohl klarer als die Meisten ein, wie in allen Richtungen des Daseins vernichtend Napoleons Gewalt über Deutschland sein würde. Seine eigene Lage in Frankreich war auch nicht eine wünschenswerthe, und als er endlich aus seinem Exil in Jassy zurückkehrte, hielt er sich jetzt ohne irgend eine Anstellung bei der Familie seiner Frau auf. Ich hatte Hamburg noch nicht verlassen, als Napoleon Reinhardt nach Paris berief, um ihn als seinen Gesandten bei seinem Bruder Jerome für das neu errichtete Königreich Westphalen anzustellen. Einerseits mochte der Kaiser wohl glauben, daß der geborne Deutsche ihm nützlicher sein könnte, andererseits bewies diese Anstellung allerdings ein gewisses Vertrauen von Seiten Napoleons, und

die Berufung stellte sich ihm wohl in einem schmeichelhaften Lichte dar. Daß er aber jetzt, da er als ein völlig unabhängiger freier Mann, freilich in einer etwas beschränkten Lage, auf seinem reizenden Landsitze bei Remagen am Rhein leben konnte, sich wieder in eine Abhängigkeit begab, die ihm auf jede Weise drückend sein mußte, mißfiel der Schwägerin durchaus. Unter den Vertrauten äußerte sie sich selbst über das Schicksal der Schwester nicht ohne Sorgen; ich hingegen begriff den Entschluß Reinhardts sehr wohl. Er war noch in seinen besten Jahren, gewohnt in die großen Verhältnisse eines mächtigen Reiches bedeutend einzugreifen, und konnte sich mit der Hoffnung schmeicheln, in einer höchst bedenklichen Zeit seinem Vaterlande nützlich zu sein. Dem armen Predigersohne mochte es schwer fallen, zu vergessen, daß er einmal französischer Minister gewesen war. — Ich trat zu der Zeit ihm nicht näher; er hatte für mich etwas Abstoßendes. Später lernte ich ihn genauer kennen, und gewann ihn sehr lieb. Freilich sahen wir uns zum zweiten Male unter Verhältnissen, die keiner von uns damals so nahe glaubte.

Mit den übrigen Gliedern der Familie lebte ich auf einem vertrauten Fuße. Der Greis Reimarus zog mich sehr an, und ich versetzte mich gern auf den Standpunkt der Naturwissenschaft, in welchem er sich bewegte, der jetzt zwar als ein veralteter erschien, mich aber mit allem Zauber jugendlich glücklicher Erinnerung umgab. Seine Frau ist selbst in der deutschen Literatur nicht unbekannt geblieben. Sie war in ihrem hohen Alter rüstig, ihre Gesichtsbildung hatte etwas Strenges, und sie besaß jenen bedeutenden körperlichen Umfang, der bei den Frauen in Hamburg wie in Holstein, im höheren Alter nicht selten ist; ihre Behauptungen waren schneidend, ihre Ansichten, in der Richtung der sogenannten Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ausgebildet, entschieden, und ihre Urtheile über Menschen, mit deren Benehmen sie unzufrieden war, fielen hart aus. Mich schonte sie nicht, und fand auch genug an mir zu tadeln; was sie von meinen philosophischen Ansichten gelegentlich erfuhr, erschien ihr unverständlich und daher verwerflich. Daß ich meine Familie durch einen tadelnswerthen Streit mit dem dänischen Regenten in eine so bedenkliche Stellung versetzte, er-

schien ihr thöricht und auf keine Weise zu entschuldigen. In meiner damaligen Stimmung war ich nun keineswegs geneigt, Aeußerungen der Art stillschweigend zu dulden. Ich erinnere mich, ein Mal ihr entschieden entgegen getreten zu sein. „Es kann,“ sagte ich, „unmöglich Ihr Ernst sein, das zu vertreten, was Sie gegen mich behaupten.“ Sie hatte nämlich zugegeben, daß der Mann jedes Opfer seiner Ueberzeugung bringen dürfe, wenn er allein für sich zu sorgen habe: anders aber verhielte es sich, wenn das Schicksal der Frau und der Kinder von seinem Benehmen abhängig wäre. „Sie, meine Gnädige,“ äußerte ich, „die Correspondentin des kühnen Lessing, sollten zugeben, daß eine Frau die Grundpfeiler der männlichen Ueberzeugung erschüttern dürfe? Sie sollten es lobenswerth finden, wenn die Mütter die tapfern Söhne zurückhielten, von einem gefährlichen Kampfe für das Vaterland? Sie schätzen die Würde Ihres Geschlechts zu hoch, stellen diese zu entschieden in ihrer Reinheit dar, und würden selbst, wie in einem bedenklichen Kampfe die spartanische Mutter, so auch als Frau den Mann ermuntern, mit ihr das Elend zu wählen, wo es einem Kampfe für seine Ueberzeugung galt.

Die Verachtung gegen einen Mann, der sich einer, in seinen Augen schlechten Sache verkaufte, um sich zu erhalten, würde Ihnen furchtbarer erscheinen, als Armuth und Verfolgung." —

Was mich schnell bei diesem Streit versöhnte, war die wirkliche Güte, mit welcher sie eine solche harte Erwiderung duldete und, obgleich sie in der Familie eine anerkannte Herrschaft ausübte, mir als Gast eine freiere Sprache erlaubte.

Im Sievekingschen Hause erschien auch der Graf Wallmoden, der die unglückliche Capitulation im Jahre 1803 an der Elbe schloß; mit ihm der Erbprinz von Lippe-Bückeburg und die Schwester des Freiherrn von Stein. Ich habe nicht leicht eine Frau gesehen, in deren Gesichtszügen sich mehr eine imponirende ächt adelige Gesinnung aussprach. Die Lage dieser bedeutenden Personen war im höchsten Grade bedenklich, ihre Länder in feindlicher Gewalt, ihr Eigenthum in Gefahr. Bernadotte hielt Hamburg besetzt, und sein Benehmen ward im Ganzen gelobt. Destomehr ward Bourrienne getadelt. Napoleon, behauptete man, dem er beschwerlich war, wollte ihn von seiner Person entfernen, zugleich aber, da er Vieles wußte, was der Kaiser nicht

durfte bekannt werden lassen, sein Stillschweigen erkaufen. Es war leicht vorauszusehen, daß durch die Continentalsperre die ausgedehnteste Schmuggelei einer Handelsstadt wie Hamburg nothwendig ward, wenn nicht alle Handelsverhältnisse zerstört werden sollten. Diese wurde nun durch eine Uebereinkunft mit Bourrienne befördert; alle bedeutende Handelshäuser standen mit ihm in Verbindung, und er mußte durch bedeutende Summen erkauft werden. Seine Finanzen waren bekanntlich im höchsten Grade zerrüttet und er soll, nachdem kaum einige Monate seines Aufenthalts in Hamburg verflossen waren, über eine Million Franken nach Frankreich geschickt haben. Bernadotte, wurde erzählt, habe sich bei einer öffentlichen Tafel über dieses verächtliche Benehmen streng und unverholen in Bourrienne's Gegenwart geäußert.

Hamburg war damals natürlich in einer sehr unangenehmen Lage; mehrere der größten und reichsten Handelsherren würden sich zurück gezogen haben, wenn ihre Entfernung nicht den sichern Ruin der Stadt herbeigeführt hätte. Besonders waren die bedeutenden Summen, die in der Bank lagen, gefährdet, aber aller Credit der Handelsstadt wäre verschwunden, wenn

man sich die Kapitalien, die hier ruhten, hätte auszahlen lassen. Jerome Sillem war damals schon mit dem russischen Hofe durch bedeutende Finanzangelegenheiten verbunden; er dachte wohl an die Möglichkeit, wenn Hamburg lange in französischer Gewalt blieb, wenn die Continentalsperre fortdauerte, Hamburg zu verlassen und alle seine bedeutenden Kapitalien nach Petersburg hinzuziehen. Aber die Liebe zu seiner Vaterstadt hielt ihn noch immer von diesem Entschluß zurück. In den geselligen Verhältnissen der großen Handelshäuser merkte man zwar keine Veränderung; bei der Tafel herrschte der nämliche Luxus: aber ein innerer Wurm zehrte an diesem äußern Glanz, und die Häuser, die mir bekannt waren, Sillem, Hamburry und Sieveking, verbargen es nicht, daß sie jährlich bedeutende Verluste erlitten.

In der Stadt fand man außer der französischen Besatzung eine spanische. Das Regiment Prinzessa, eines der vorzüglichsten Regimenter des spanischen Volks, ward von Napoleon aus Spanien nach dem Norden gebracht, und gehörte einem Armeecorps zu, welches, von dem General Romana commandirt, aus den besten spanischen Truppen bestand, deren nationale

Gesinnung dem neuen französisch=spanischen Könige Joseph besonders verdächtig schien. - Diese Spanier waren in Hamburg sehr beliebt, zum Theil wohl, weil sie ihren Haß gegen die Franzosen nie verbargen. In den Dörfern des Hamburger Gebiets, wo sie anfänglich zusammenlagen, fanden nicht selten heftige Streitigkeiten statt, die oft von Seiten der Spanier mit einem Dolchstoß endigten. Man war genöthigt, sie sorgfältig von den Franzosen entfernt zu halten. In den Häusern von Hamburg dagegen, in welchen sie einquartiert waren, erschienen sie freundlich, vertraulich, und waren mit Wenigem zufriedenzustellen; sie wußten sich meist bei den Familien einzuschmeicheln, ja selbst durch Hülfsleistungen aller Art sich nützlich zu machen. Die Mißverständnisse, zu welchen die fremde Sprache zum Theil Anlaß gab, endigten, so viel ich erfuhr, jederzeit auf eine freundliche Art. Wenn sie auf ihren Mauleseln seitwärts (nach der Frauen Art) sitzend die Straßen durchzogen, gaben sie sich freiwillig und ohne sich beleidigt zu fühlen, den Späßen der jubelnden Knaben preis. Besonders ergötzlich war es den Einwohnern, ihr Erstaunen zu betrachten, als die Elbe und Alster sich in dem ziemlich strengen Win=

ter mit Eis belegten und nun das bunte Leben auf den stark gefrorenen Flüssen begann. Schlitten mit Masten und Segeln versehen, bewegten sich nach dem Winde, Zelte, in welchen Lebensmittel allerlei Art angehäuft waren, wurden hier und da errichtet, und boten der Menge der Schlittschuhlaufenden mancherlei Erquickungen dar. Die Spanier betrachteten dieses Winterleben mit unverholener Freude und äußerten ihre Verwunderung auf die naivste Weise. Viele ließen sich Schlittschuh anbinden, stürzten aber sogleich hin, und schienen sich zu ergötzen, wenn die Umstehenden ihr Ungeschick belachten. — Besonders aber erwarben sie sich die Zuneigung der Familien, durch die rührende Liebe zu den Kindern des Hauses. Sie waren die sorgfältigsten Kinderwärter, und wenn sie auf eine solche Weise vertraulich an dem Familienleben Theil nahmen, brach das Heimweh hervor, das, obgleich man ihre Sprache nicht verstand, die Zuschauer tief erschütterte. Ueberhaupt zeigte sich neben der südlichen Glut und leichten, vorübergehenden, fröhlichen Beweglichkeit dieser Männer, bei vielen ein tiefer Gram, der sich vor Allem in ihren Nationalliedern aussprach, die sie oft hören ließen, bald einzeln,

bald mehrere vereinigt, und welche jederzeit die tiefste Theilnahme erregten.

Perthes besaß auf dem Jungfernstieg ein Bücher-Assortiment von seltener Güte. Er versorgte das nördliche Deutschland nicht allein, sondern auch ganz Scandinavien und Rußland, besonders mit Werken der ausländischen Literatur. Nicht bloß mit der neuern Literatur war er wohl versorgt, sondern auch mit der ältern; und Herr von Rumohr konnte auf einmal einige Hundert Thaler für seltene spanische Werke, die er forderte, anlegen. Ich besuchte seinen Buchladen sehr fleißig; nicht bloß der Werke wegen, die ich dort vorfand, sondern auch, weil Perthes zu meinen bedeutendsten Freunden gehörte. Seine Gespräche waren stets belehrend und inhaltsreich, seine Vaterlandsliebe in dieser bedenklichen Zeit entschieden und warm; ich verdanke ihm viele schöne und lehrreiche Stunden. In Perthes Buchladen fand ich oft einen kleinen Mann, in einen einfachen Ueberrock gekleidet, der uns besonders auffiel. Er war ein Ausländer, dies hörte man wohl an seiner Sprache, obgleich er ziemlich fertig deutsch sprach; seine Physiognomie verrieth den Südländer und war höchst bedeutend. Obgleich freund-

lich, erschien er vornehm, gebieterisch und seine Freundlichkeit hatte etwas Herablassendes. Was uns in Erstaunen setzte, war seine genaue Bekanntschaft mit der deutschen Literatur, obgleich nicht mit der neuesten. Dieser Mann war uns beiden lange ein Räthsel. Einst traten ein Paar spanische Offiziere herein, die, als sie ihn erblickten, sich ehrerbietig hinstellten und Front machten. Er ging bei ihnen vorbei, mit der entschiedenen Miene des Gebieters, und verließ den Laden. Wir erfuhren nun, wer dieser Mann war. Wir hatten den General Romana kennen gelernt. Er erschien öfter, und als ich einst den Laden verließ, sprach er mich als einen alten Bekannten an. Als ich gegen ihn meine Verwunderung über seine Bekanntschaft mit der deutschen Literatur äußerte, erfuhr ich, daß er in seiner Jugend einige Jahre in Leipzig studirt habe, wo der bekannte Schriftsteller Garve ihm Unterricht ertheilt hatte. Unsere Ansichten über die Literatur waren freilich sehr verschieden, aber diese Bekanntschaft interessirte mich dennoch sehr, obgleich er in seinen Aeußerungen äußerst vorsichtig war und jedes Gespräch, wenn es politische Gegenstände berührte, plötzlich abbrach. Romana hatte offenbar

die stolze Absicht, sich durch spanische Großmuth auszuzeichnen, und in dieser Hinsicht den französischen Befehlshaber Bernadotte zu überbieten. Seine Wohnung war bei einem reichen Handelsherrn der Stadt. Diesem bot er eine ansehnliche Entschädigung an, die jener natürlich ausschlug, indem er ihn versicherte, daß nicht er, sondern die Stadt die Unkosten der Einquartirung trage. Jetzt wandte er sich an die Frau des Hauses und forderte sie auf, einen Schmuck zu besorgen. „Er ist," sagte er, „für eine Dame bestimmt, die ich in hohem Grade verehre. Ich überlasse Ihrem Geschmack die Wahl des Gegenstandes und bitte, das Geld nicht zu schonen." Als der Schmuck fertig war, zeigte er sich sehr zufrieden; dankte für die Mühe, welche die Frau sich gegeben, lobte ihren Geschmack, und bezahlte die bedeutende Summe. Wie überrascht war aber die Frau, als Romana am Weihnachtsabend ihr selbst dieses ansehnliche Geschenk überreichte, welches sie zwar in Verlegenheit setzte, das sie aber doch nicht abzuschlagen wagte.

Die spanischen Truppen wurden nachher, wie bekannt, nach Dänemark verlegt, und in Jütland und auf den Inseln vertheilt. Ich habe, bei meinen Be-

suchen in Dänemark viele Jahre nachher, Manches von diesen, den Dänen so seltsamen Gästen gehört, besonders aber von der schlauen und geheimen Art, mit welcher sie ihre Unterhandlungen mit den Engländern, durch welche die Küsten des Landes beunruhigt wurden, einzuleiten verstanden und wie erstaunt man war, als die kühne Entweichung aller Truppen fast zu derselben Zeit in allen Gegenden vor sich ging. Bekanntlich hat General Romana nach seiner Zurückkunft vorzüglich dazu beigetragen, den, den Franzosen so gefährlichen Guerilla-Krieg in Spanien zu organisiren. Durch Romana wurde nun zuerst mein Interesse für das spanische Volk erregt, und erreichte nachher den höchsten Grad, als der Widerstand gegen die Feinde, die das Land besetzten, immer entschiedener und großartiger ward. Wenn man sich erinnert, wie lebhaft die vorzüglichsten Geister Deutschlands sich damals für die glänzende Epoche der spanischen Literatur interessirten; wie Cervantes und Calderon mit Shakespeare, Dante, Ariost und Tasso eine Zeit bezeichneten, deren geistige Bedeutung einen lichten Glanz über die Länder warf, in welchen sie gelebt und gedichtet hatten: so wird man wohl begreifen, wie ein

Jeder, der für das vornehm Geistige in der Geschichte lebte, eben dieses vor der rohen Gewalt eines Volkes retten wollte, welches durch die starre Einseitigkeit einer flachen Bildung keine Ahnung hatte von dem Werthe der Schätze, die es zu vernichten drohte; und wie ein Jeder sich hingezogen fühlen mußte zu einem Lande, in welchem die kühne Kraft vergangener Zeiten wieder aufzuleben schien. Es war mir, ich will es nicht leugnen, als müßte der alte verschwundene Geist durch diesen mächtigen Kampf wieder erstehen, als sollte ein wunderbares Gebilde der Vergangenheit, zwar uns fremd, räthselhaft, aber in seiner Eigenthümlichkeit voll unergründlicher Tiefe, wieder lebendig werden, und fast unvermeidlich erschienen mir die kühnen Heere, die rastlos kämpfenden Banden der Guerillas, die belagerten Städte, wenn sie sich verzweiflungsvoll wehrten, nicht allein die Wälle, sondern auch die Straßen gegen die eingedrungenen Feinde vertheidigten, wie ein mythisches Volk, welches allen übrigen unterjochten Völkern in Europa streng strafend, aber auch ermunternd gegenüber trat. Und in der That, wie viel hat Deutschland den Spaniern zu verdanken! Die Kämpfe auf der Halbinsel, von den Engländern

unterstützt, kann man als die erste Niederlage des kühnen Eroberers betrachten; und kein ächter Deutscher, welcher jene Periode durchlebte, wird es leugnen, daß Spanien als mahnendes Muster im höchsten Sinne ihm vorschwebte, und die Gesinnung, welche Deutschlands Befreiung herbeiführen sollte, förderte und stärkte. Wie grauenhaft wird die Gegenwart, in welcher die verstorbenen Gespenster früherer Jahrhunderte mit den eingedrungenen schrankenlosen Meinungen einen rohen, nie zu vermittelnden Kampf in einem jeden Gemüth angezündet haben; einen Kampf, dessen furchtbare Folgen sich durch die immer heftigere Zerrüttung des unglücklichen Landes offenbart, wenn sie verglichen wird mit jener Zeit unserer kühnen Hoffnungen.

So viele bedeutende Persönlichkeiten, die meine Aufmerksamkeit fortdauernd auf die größeren Verhältnisse der Zeit hinzogen, erhielten mich in großer Spannung, und in einer solchen Umgebung mußte auch das, was ich durch den früher erwähnten Hessen Martin erfuhr, mir sehr wichtig sein. Die geheimen Gesellschaften in Hessen hielten zusammen, aber sie waren auch schon Gegenstände der Aufmerksamkeit und Ver-

folgung der neuen westphälischen Polizei geworden. Ich erfuhr, daß ein Mitglied des hessischen Bundes als Spion ergriffen, und in der Nähe von Hamburg todt geschossen ward. Doch wuchs das Bündniß fortdauernd, und ich hörte hier zuerst Emmerich nennen, dem ich später näher trat, und der als der vorzüglichste Urheber des Bundes betrachtet werden kann; so wie er auch die zukünftige Thätigkeit der zerstreuten Glieder vorbereitete. Er war hannöverscher Offizier, der sich im nordamerikanischen Kriege sehr ausgezeichnet hatte, als Schriftsteller durch seine militairische Schrift „über den kleinen Krieg“ bekannt; eine höchst ausgezeichnete Persönlichkeit, jetzt ein Greis. Was ich später von ihm zu berichten habe, wird, glaube ich, nicht ohne Interesse sein.

Philipp Otto Runge, war, als er bei meinem früheren, wie späteren Aufenthalte in Hamburg, in dem vertrautesten Umgange mit mir lebte, 30 Jahre alt. Seine erste Bekanntschaft hatte ich mehrere Jahre früher in Dresden gemacht, wo er in dem genauesten Umgange mit Tieck lebte. Dieser, nur zu früh ge-

storbene Künstler erregte zu seiner Zeit eine große Theilnahme, und da das Andenken an ihn durch die Herausgabe seiner hinterlassenen Schriften erneuert ist, so halte ich mich um so mehr verpflichtet, das Bild dieses in vieler Rücksicht merkwürdigen Mannes zu geben, wie es mir erschien, und so gut ich es zu entwerfen vermag.

Das seinen Schriften vorgedruckte Bildniß ist nach dem Oelgemälde, welches er selbst gemalt hat, und man kann es ein ziemlich gelungenes nennen. Er war von mittlerer Größe, schlank gebaut, zeichnete sich aber besonders durch einen starken Knochenbau aus, den man an den Händen und Füßen, aber auch im Gesicht erkannte. Seine Gesichtszüge waren dessenungeachtet höchst einnehmend und bedeutend; Jeder, der ihn sah, ahnete in ihm eine phantasiereiche Dichternatur. Seine großen lebendig sinnenden Augen waren gewöhnlich nach innen gekehrt, und hatten eine unbeschreiblich anziehende Gewalt. Seine dicht geschlossenen Lippen waren ungemein zart, und aus den leisesten Bewegungen derselben sprach sich etwas Sinniges und Geistreiches aus. Er war in Gesellschaft unbekannter Menschen still und verschlossen; im vertrau-

ten Kreise aber gab er sich gern und willig hin. Er lebte in Hamburg als glücklicher Ehemann, und ich brauche dieses Verhältniß nur kurz zu erwähnen. Die Briefe an seine Frau, vor und nach seiner Ehe, wie viele Briefe an seine Freunde, die jetzt gedruckt sind, enthüllen uns die Tiefe der, mit allen seinen künstlerischen und dichterischen Gedanken innig verbundenen, Neigung. Es gibt wenige Menschen, die sich so ganz als Fremdlinge auf der Erde darstellen, wie er. Alle seine Gedanken, dichterische wie künstlerische, bewegten sich in einer höhern geistigen Welt, in welcher er lebte, und aus welcher jede Aeußerung entsprang. Wenn junge Männer nicht selten sich bemühen, einem in allen äußeren Rücksichten gefesselten sinnlichen Dasein äußerlich eine höhere Bedeutung zu geben, das Gemeinste und Geringste mit hohen, aber leeren Worten zu übertünchen — ein Versuch, der immer auf eine widerwärtige Weise mißlingt — so erschien Runge hingegen mit einer unbefangenen und ungesuchten Wahrheit. Er suchte nie Worte, ich hörte nie einen Menschen sprechen, der mit großer Tiefe so einfach sich äußerte wie er; gewöhnliche Menschen übersahen ihn ganz, aber die

wärmste Neigung eines jeden Menschen, der ihm einmal nahe getreten war, erwarb er sich auf immer. Es entstand fast unvermeidlich ein Gefühl in seinen Freunden, durch welches sie gezwungen wurden, ihm thätig zu dienen, Alles in seiner Umgebung so zu ordnen, daß das innere, in der Erscheinung fremde Dasein, in allen Richtungen sich frei entwickeln und äußern konnte. Dieses, daß wer ihm nahe trat, ihm dienen mußte, gestaltete sich deswegen als eine unvermeidliche Forderung, weil die verschiedenen Richtungen seiner Arbeiten weit auseinander lagen, und dennoch so durchaus von einem einigenden Lebensprinzip durchdrungen waren, daß seine Freunde mit der gespanntesten Erwartung der reichen, lebendigen Gestalt entgegensahen, deren Geburt angekündigt war, und die nun erscheinen mußte. Dieses erkannten seine Freunde, seine Familie, vor Allen der Herausgeber seiner hinterlassenen Schriften, sein Bruder, der ganz für ihn lebte und sich opferte.

Wenn Runge unter seinen Freunden saß, erschien er im wahrsten Sinne kindlich. Die geringsten, gewöhnlichsten Ereignisse erhielten einen dichterischen Anstrich, und das Unbedeutendste erschien ihm mährchen-

haft. Ich habe auf diese Weise Abende erlebt, durch die Unterhaltung, die von ihm ausging, so seltsam gehoben, daß, wäre es möglich, sie, wie sie waren, darzustellen, eine Dichtung zum Vorschein kommen würde, die zu den vorzüglichsten gerechnet werden müßte, die jemals erschienen sind. Das Phantasiereiche und Kindliche in der plattdeutschen Sprache trat dann mit einem unwiderstehlichen Zauber hervor; die beiden, in der deutschen dichterischen Literatur allgemein bekannten und geschätzten Mährchen hörte ich an solchen Abenden von ihm erzählen, als sie noch nicht gedruckt, ja noch nicht aufgeschrieben waren; und sie erschienen da um so bedeutender, weil sie nicht isolirt etwa als ein verfertigtes vorgelesenes Gedicht fremdartig in eine prosaische Welt hineintraten, weil wir vielmehr sämmtlich als Kinder von dem wunderbaren Grauen des Lebens ergriffen waren, so daß die Mährchen uns fast wie das Natürlichste, die gewöhnliche Reflexion aber als etwas Unwahres und Nichtiges erschien.

So sehr auch Novalis durch Bildung und Ansichten des Lebens von Runge verschieden war, so wurde ich doch immer an jenen erinnert. Novalis lebte in

einer reichen Mythenwelt, wie sie sich geschichtlich ge= staltet hatte, er lebte forschend, grübelnd, bildend in ihr, und sprach aus ihr heraus. Hier aber glaubte ich das Mythen erzeugende Organ immitten einer kalt reflectirten Zeit unmittelbar wahrzunehmen.

In der That es war merkwürdig, wenn man nun neben dieser rein phantastischen Richtung seines Gei= stes, die Schärfe der Auffassung bestimmter Gegen= stände, denen er in allen ihren Beziehungen nach= forschte, und sie zu verfolgen suchte, wahrnahm. Als Maler war ihm die Natur und Bedeutung der Far= ben höchst wichtig, aber obgleich auch diese in einer tiefern, fast mystischen Bedeutung aufgefaßt wurden, so vergaß er doch keineswegs die durchaus äußeren, für das Technische wichtigen Verhältnisse. Es wäre in der That wünschenswerth, wenn die Untersuchun= gen, die er anstellte, die Versuche, durch welche er den Farben Dauer zu ertheilen unternahm, selbst wenn sie nicht ganz gelungen waren, allgemeiner bekannt würden. Da in den letzten Decennien die Ma= lerkunst wieder aufzuleben anfängt, nachdem sie fast verloren gegangen, oder mit untergeordneten Gegen= ständen beschäftigt, und in untergeordneten einsei=

tigen Manieren gefesselt war, ist es mit Bedauern bemerkt worden, wie schnell mehrere der vorzüglichsten Bilder der neuesten Zeit nachgedunkelt sind. Die Kunst, welche die Alten so wohl verstanden, der Frische und dem Glanze der Farben in ihren Bildern Dauer zu verschaffen, scheint in der That verschwunden, oder wenigen Malern nur noch wie durch einen Zufall eigen zu sein. Auf diesen Gegenstand war Runge's Aufmerksamkeit sorgfältig gerichtet. Was Albrecht Dürer und vorzüglich Leonardo da Vinci über die Farben geschrieben hatten, war ihm wohlbekannt. Einen alten chemischen Laboranten in Altona, der sich viel mit Versuchen in der Farbenchemie beschäftigte, und im Besitz bestimmter Geheimnisse zu sein glaubte, hatte er persönlich kennen gelernt. Seine Geheimnisse gab dieser nicht für eigene Erfindungen, vielmehr für Ueberlieferungen aus, und Runge verschmähte es nicht, sich mit ihm einzulassen. Das große lebhafte Interesse, welches er zeigte, erwarb ihm das Vertrauen des alten Adepten. Runge selbst stellte eine Menge Versuche an. In wiefern diese Arbeiten zu irgend einem bedeutenden Resultate führten, ist mir unbekannt geblieben. Die Schwierigkeit bleibt immer, daß das entscheidende Urtheil erst

nach einer bedeutenden Länge von Zeit gefällt werden kann.

Aber mit welcher Strenge und Schärfe der Beobachtung er einen bestimmten Gegenstand behandelte, beweist seine Schrift: „die Farbenkugel,“ in welcher er die Verhältnisse aller Mischungen der Farben zu einander in ihrer vollständigen Verwandtschaft zu construiren und eine Ableitung der Harmonie in der Zusammenstellung derselben nachzuweisen suchte. Diese Schrift, streng auf ihren Gegenstand beschränkt, ist als ein Muster, einer in sich ganz abgeschlossenen Untersuchung, selbst für die Naturwissenschaft, zu betrachten.

Runge wandte sich an Goethe, der, wie bekannt, einen seiner Briefe in seiner Optik abdrucken ließ. Ich habe aus den hinterlassenen Schriften gesehen, daß ich, wenigstens eine Zeit lang, diese Correspondenz vermittelte. Mir war es völlig aus dem Gedächtnisse verschwunden. Aber die Darstellung der Farbenkugel, wie sie Runge gibt, ist von einer jeden vergangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen Farbentheorie ganz unabhängig. Bei einem jeden solchen Wechsel behält sie ihren Werth.

Obgleich nun diese Arbeit in ihrer Abgeschlossen-

heit eben so abgesondert von der großen, künstlerisch-dichterischen Unternehmung Runge's, wie von der theoretisirenden Physik, daliegt, einem vollendeten Faktum ähnlich, so ist doch die Betrachtung desselben für einen Jeden, der Runge richtig schätzen will, von großer Bedeutung. Es gibt keinen Künstler der neueren Zeit, der sich so unbedingt seiner reichen Phantasie hingab, und bei dem ersten Anblicke scheinen seine Produkte mehr einem willkürlichen Traume ähnlich, in welchem alle bestimmten Gestalten sich durch unsichere Verwandlungen in das Gestaltlose hineintauchen und zu verschwinden drohen. Wenn wir nun aber sehen, wie dieser scheinbar träumerische Künstler mit der kältesten Besonnenheit, einen verwickelten Gegenstand in allen seinen Beziehungen zu umfassen vermag, dürfen wir dann voraussetzen, daß er in seinen Darstellungen alle Besinnung verloren hat? muß man nicht vielmehr glauben, daß die wunderbare Freiheit so viel wagt, weil sie von einer besonnenen Zuversicht sicher getragen wird? daß sich eine verhüllte, tiefe Absichtlichkeit in dem scheinbar willkürlichen Spiel verbirgt? Seine Produkte mögen uns räthselhaft erscheinen, aber die Räthsel sind sinnvoll, sie stoßen nicht zurück, sie

ziehen uns vielmehr an, und wir können sie nicht verlassen, ohne mit aller Anstrengung ihre Lösung zu versuchen.

So erfreulich das Wiederaufleben der Kunst in unseren Tagen ist, so gern wir die Bewunderung der bedeutenden Talente, die zum Vorschein gekommen sind, theilen: so müssen wir doch gestehen, daß eine so tief geistig bewegte Zeit, wie die unsere, eine neue, ihr zugehörige eigenthümliche Kunst fordert. Was wir besitzen, ist mehr oder weniger Wiederholung des Dagewesenen; von dieser Ueberzeugung war Runge durchdrungen, und in dieser Hinsicht recht eigentlich ein Kind der lebendigen neuen Zeit, die hervortrat; in seiner reinen Ursprünglichkeit dem Tiefsten, was damals laut wurde, und sich wechselseitig verständigte, gleich.

Alle Kunst ist Mythe, ja diese findet ihre reine vollendete Darstellung erst in der Kunst. Allerdings hat eine jede Religion, auch die wahrste und heiligste, ihre mythische Seite, aber keine, auch nicht die verirrte, entspringt aus der Mythe. In der Religion bewegen sich alle Momente des Daseins, und in dieser lebendigen Einheit Aller geht sie einer höheren, über das bloß sinnliche Dasein hinausreichenden

Entwickelung entgegen: aber sie will, ja sie soll sich auch sinnlich darstellen, sie soll innerhalb der sinnlichen Entwickelungsstufe, auf welcher wir leben, eine vollendete Gestaltung erhalten, sie soll irdischer Natur, d. h. Kunst werden. In dieser Richtung bleibt das Dasein zwar, wie jede historische Erscheinung, wo es eine wahre Bedeutung behält, wo es also als eine Verklärung der Geschichte erscheint, in seiner Quelle religiös. Die Religion ist das Gewissen der Kunst, wie jeder irdischen That. Die Richtung gegen die Kunst aber ist in der Bewegung der erscheinenden Geschichte als eine besondere befangen, nicht eine Bewegung des ganzen Daseins, wie die Religion, sie ist Poesie, Mythe. So ist in der lebendigen Zeit des Katholicismus auch die christliche Religion dichterisch geworden und diese Dichtung hat ihre Vollendung gefunden in einer mythischen Kunst. Das Christenthum hat nicht angefangen mit einer Mythe; wer diese Behauptung aufstellt, verkennt durchaus seinen göttlichen Ursprung. Eine bestimmte irdische Entwickelungsstufe aber schloß mit einer solchen, wie mit einer bestimmten Bildung der Wissenschaft, des Volkslebens, des Staates. Wir haben Recht, wenn wir die tiefe gött-

liche Absichtlichkeit, die sich in diesen Bildungen verbarg, bewundern: aber sie bilden sämmtlich unsere Vergangenheit, die nicht verdrängt, wohl aber einer höhern reicheren Metamorphose entgegengeführt werden, und in dieser selbst eine tiefere Bedeutung erhalten soll.

Runge hat sich selbst über seine Ansicht einer neuen Kunst geäußert, und diese Aeußerungen liegen uns jetzt in aller Ausführlichkeit vor. So aber, wie sie da sind, waren sie nicht für das Publikum bestimmt, es war vielmehr eine innere tiefe Aufgabe, die Verständniß, Lösung und Mittheilung bei den nächsten Freunden suchte. Der Reichthum, der in diesem Anfange einer neuen Kunst lag, stimmte mit der geistigen Bewegung der ganzen Zeit überein. Der Keim der neuen Entwickelung schloß den Menschen nicht als ein isolirtes, leibliches, sinnliches Gebilde in sich, vielmehr ihn selbst mit seiner Welt; alle Naturgebilde sollten den Menschen mit seinen inneren Kämpfen und Siegen darstellen, und der Mensch sollte wiederum ganz Natur sein. Ich selbst gehörte zu denen, die, als die hinterlassenen Schriften erschienen, die große Ausführlichkeit zu tadeln geneigt waren. Je mehr ich mich

aber mit diesen Schriften beschäftigte, desto entschiedener trat die Ueberzeugung hervor, daß nichts fehlen dürfe. Wer würde es wagen, an diese Confessionen die abkürzende Hand zu legen?

Die Arabesken, mit welchen er anfing, enthielten den lebendigen Keim einer neuen Kunst; in einem solchen Keim aber liegt ein überschwenglicher Trieb der Bildung, eine reiche, aber unbestimmte Zukunft, die geweissagt, angedeutet, aber nicht dargestellt werden kann. Die Tageszeiten, wie sie zuerst erschienen, zeigten in ihrer Composition etwas Architektonisches; das Beweglichste erhält dadurch einen ruhenden Charakter und wird plastisch, und alle drei Richtungen der Kunst treten in diesem Anfange in ihrer Einheit hervor. Die tiefe Absichtlichkeit, die in den Darstellungen sich ausspricht, ist leicht zu entdecken. Der heiße Tag, der kühle Abend, die träumerische Nacht, alle diese Darstellungen sprechen uns in ihrer Eigenthümlichkeit unmittelbar an; aber der tiefe verborgene Sinn, durch welchen die Bilder sich in Schriften reichen Inhalts verwandeln, Gestalten Worte, und die bedeutungsvollsten Worte Gestalten werden, treten erst nach einem langen Studium dem Betrachtenden entgegen.

Der Ausdruck „Symbol," wäre hier ein schwacher und schiefer; in diesem nämlich liegt immer Etwas von äußerer Beziehung zwischen Gestalt und Wort; es fällt Keinem ein, die Worte Symbole der Gedanken zu nennen, und wie das treffende Wort der reinste Ausdruck der Gedanken, so sind in diesen Darstellungen die Gestalten die reinsten Ausdrücke der Worte. Görres hat in den Heidelberger Jahrbüchern eine gelungene Darstellung dieser Bilder gewagt, und obgleich bei der herrschenden Unfähigkeit, eine solche Bildersprache vollkommen zu verstehen, die Deutung mit der wechselnden Persönlichkeit selbst eine wechselnde und willkürliche wird, kann man doch behaupten, daß ein längeres Studium dieser Bilder, selbst wenn es hypothetisch anfängt, immer von neuem zu einer tiefern Forschung reizt, und daß eine Ahnung entsteht, von einem vollkommen klaren Verständniß aller Ausdrücke, so daß, wo das Räthsel gelöst ist, auch alle Willkürlichkeit verschwindet.

Ich habe oben unter den Tageszeiten die Darstellung des Morgens nicht genannt. Runge war mit dieser nicht zufrieden. Eine spätere in sich klarere Darstellung schickte er mir in einer Zeichnung kurz vor seinem

Tode. Es ist das einzige Bild, welches auch als Oelgemälde ausgeführt wurde. In diesem treten auch die Farben in ihrer mythischen Bedeutung hervor. Das Gemälde ist in dem Besitze des Bruders, und wenn es als Oelgemälde nicht verglichen werden kann mit den Werken großer Meister, so darf man nicht vergessen, daß diese Werke die künstlerische Vollendung einer vergangenen Zeit, das Gemälde meines Freundes aber der erste unvollkommene Anfang einer neuen Kunst ist. Die für mich entworfene Zeichnung, die ich als einen großen Schatz bewahre, ist in Hamburg lithographirt. Das, worauf ich bei dieser aufmerksam machen will, ist der Gegensatz zwischen der Morgenröthe und einem auf dem Rücken liegenden, spielenden Kinde. Die natürliche Lage des Kindes, wodurch es sich von allen Thieren unterscheidet, ist, daß es auf dem Rücken liegt; daß sich bei den neugebornen Thieren so früh das Gehen entwickelt, beweist eben, daß sie der Vormundschaft der Natur noch nicht entrückt sind. Das hülflose Kind, welches man bedauert, ist aber von der Natur losgesprochen; es ist in eine höhere Welt versetzt, es ist geboren, von den Armen der Liebe getragen zu werden.

Wenn das nackte Kind gegen das Ende des ersten Jahres, von aller Bedeckung entblößt, frei und spielend auf dem Rücken liegt, dann gibt es keinen heiligern Ausdruck der Morgenröthe, als der in dieser Gestaltung ausgesprochen wird. Das Kind ist schon durch das Säugen mit den Armen vertraut; Organe, die thätig sind, sind schon durch die That der Reflexion entronnen, und wenn ein Kind sich zu viel mit der Betrachtung der Hände und Finger beschäftigt, so kann man fast eine Krankheit voraussetzen. Die Beine und Füße dagegen bleiben in den ersten Monaten unthätig; sie erscheinen fast als dem Kinde nicht zugehörig; eine innere Ahnung aber zieht die Aufmerksamkeit auf diese Glieder, wie später auf andere Kinder, in welchen der Keim gegenseitiger Entwickelung derselben Stufe sich ahnungsvoll ausspricht. Die Betrachtung geht nun in eine lebhafte Bewegung über. Das Kind rührt die unteren Glieder fortdauernd spielend, und kann nicht müde werden, es zu thun; das Kriechen oder Gehen ist als Gegenwart in dieser Bewegung gar nicht gegeben; es scheinen diese beiden Bewegungen sogar noch immer unmöglich: und dennoch scheinen sie in einer Gegenwart,

welche die bestimmte Thätigkeit ausschließt, ein dunkles Bewußtsein des zukünftigen Kriechens und Gehens, die Vorübungen, ich möchte sagen, die Studien einer spätern Thätigkeit zu verbergen. Das Kind kann nicht sprechen, das Lallen enthält ebensowenig die Elemente der Sprache, wie das Spielen mit den Füßen die Elemente des Gehens. Was ist nun dieses jubelnde Lallen, das gar nicht aufhören will? Es ist die noch geschlossene, aber schwellende Knospe der Sprache. — Eine jede Mutter, die so das spielende Kind betrachtet, trägt einen Himmel der Zuversicht und der Hoffnung in sich.

Man erzählt von dem griechischen Skeptiker Pyrrho, daß er einst in einem heftigen Sturme, auf einem Schiffe segelnd, während der Untergang drohte und die Mannschaft in Verzweiflung war, nach einem schlafenden Schweine hinwies, und äußerte: so müsse der Philosoph sein. Wie ganz anders erscheint eine Mutter, die in ihrem jubelnden Kinde (wie dieses in sich selber) versunken, alle Stürme des Lebens vergißt und in der stillen andächtigen Betrachtung die aufgehende Morgenröthe, die aus ihrer unergründlichen Tiefe einen heitern, reichen Tag der Liebe verspricht, erblickt.

Schützende Geister umgeben das Kind, die mütterliche Liebe beschwört sie, und hält sie in seiner Nähe als dienende fest; die Zuversicht des Kindes, der Jubel des Daseins, mit einer Zukunft schwanger, verkündet den Tag, und so auf der Erde ruhend, bietet es das schönste Bild einer keimenden Welt dar.

In dem Bilde neigen sich anbetende Engel vor der Unergründlichkeit der in einander verflochtenen Engelschaar, welche als Morgenröthe aufsteigend, eben in dem Kinde Mensch geworden ist, und die zwischen beiden schwebende Mutter ist die vermittelnde Gestalt, denn das ganze Dasein ist Kind geworden, und das spielende und lallende Kind trägt eine Welt in sich.

Aber ein solches Kind ist die Kunst des Verfassers, und man muß selbst ein Kind werden, um ihn in seiner Tiefe zu fassen. — Die Kunst, sagen wir, erscheint in ihm kindlich, aber die Welt der Zukunft, das Gehen, Ergreifen und Sprechen des Kindes, liegt in dem Künstler, er ist ja liebende, pflegende Mutter und Kind zugleich. Das umfassende Studium, die besonnene Forschung ist mehr als eine abstrakte Möglichkeit, sie ist die zukünftige Wirklichkeit des Kindes und daher erhält auch diese Umgebung ihre eigentliche Be-

deutung aus der fortschreitenden Entwickelung der Kunst selber.

So als ein mit den Füßen spielendes, mit der Zunge lallendes Kind, aber auch mit der Prunklosigkeit der Entwickelung des Kindes, und von der reichen Hoffnung erfüllt, muß man jene Runge'schen Anfänge der Kunst betrachten. Das Spielen zwischen Kindern und Blumen, die sich wechselseitig verständigen, soll einen Tag der Kunst herbeiführen, stellt ihn aber noch nicht dar; daß jedoch dieses scheinbar nutzlose Spiel nicht ein leeres sei, das beweist die tiefe Absichtlichkeit, die in ihm verborgen liegt, wie in dem Organismus des Kindes.

Meine Bekanntschaft und innige Verbindung mit Runge rief zuerst die Bedeutung einer neuen Kunst, einer neuen Poesie, die ich erwartete, hervor; sie schwebt mir noch immer wie eine zukünftige, lebendige Hoffnung vor der Seele, obgleich die ersten Töne der Poesie, welche die künstlerische Vollendung der Mythe verkündigen und beleben sollten, mit der Tieck'schen Mährchenwelt ebenfalls in ihrem kindlichen Lallen verklangen. — Runge war dem Tode geweiht; die hektische Constitution sprach sich entschieden aus,

die rothen Flecken auf den Wangen verkündigten die Annäherung der letzten Stunden, und ein tief wehmüthiges Gefühl durchdrang mich, als ich mich zuletzt von ihm trennte.

Meine Bekanntschaft mit Runge und seine vertraulichen Mittheilungen bis zu seinem Tode hatten zuerst meine Aufmerksamkeit auf die Kunstentwickelung gerichtet, und wenn ich seine zwar weit angelegten, aber doch noch immer zerstreuten, großartigen Arbeiten, die so früh durch den Tod abgebrochen wurden, betrachte, dann muß ich mir sagen, daß sie die eine Hälfte der Bedingungen einer zukünftigen Kunstentwickelung enthalten, daß aber die zweite noch fehlt. Es sei mir erlaubt, diese, wie ich sie in ihren ersten Keimen zu entdecken glaube, ebenfalls darzustellen, um so mehr, da sie, wo ich sie, freilich immer nur vorübergehend und im Gespräch kaum jemals in ihrer bestimmteren Auffassung, zu äußern wagte, vielen Widerstand fand. Dieses war natürlich, denn ich bemühte mich, die Aufmerksamkeit auf Lebensverhältnisse hinzulenken, die von den dichterisch Gesinnten gering geschätzt und verschmäht wurden, und die sich in der That auch feindlich dem gegen-

überstellten, was wir als dichterische Ueberlieferung aus dem Mittelalter erhalten hatten.

Ich wagte nämlich, in dem Eleganten die noch kaum zu erkennenden Bedingungen eines zukünftigen Schönen nachzuweisen. Allerdings ist jenes den wechselnden Launen der Zeit und der sogenannten Mode unterworfen. Diese in ihren wechselnden Formen hat freilich keinen dichterischen Werth, sie ist ein Ausdruck des in jeder Richtung Geringsten, sie wird nur aus dem Unbedeutenden, nichtig Subjectiven erzeugt, und aus ihm, als solchem, kann so wenig die Schönheit entspringen, wie aus einem chemischen Prozesse ein Leben. Die Mode entsteht vielmehr, wie dieser, jederzeit nur aus äußeren Verhältnissen, so aus äußeren Rücksichten, und erscheint daher durchaus nur schwankend. Die scheinbare Annäherung zum Schönen ist jederzeit wie zufällig, und das Bizarreste, ja das schlechthin Unschöne und Barbarische kann in dem nächsten Augenblick hervortreten, wie wir es in unsern Tagen immer erleben: aber dennoch enthält die Mode etwas Höheres, und in ihrer mit Recht gering geschätzten Erscheinung, Räthselhaftes. Das ist ihre Entstehung, man weiß nicht woher, ihre in gewissen

Formen allgemeine Verbreitung über alle Länder der cultivirten Welt und die Gewalt, die sie, darin fast der Natur zu vergleichen, auf alle Anschauung ausübt. Der mit der Kunst Vertraute ist fast immer genöthigt, sich feindlich der Mode gegenüberzustellen, er erklärt sie dann für unschön, er nennt sie barbarisch, und dennoch unterliegt er mehr oder weniger ihrer Gewalt. „Man darf,“ sagt er, „sich dieser nicht entziehen, nicht als durch Seltsamkeiten sich absondernd erscheinen;“ und eben durch dieses Geständniß erscheint die Mode als ein Gebietendes, dem man sich unterwerfen muß; ja wenn wir vollkommen aufrichtig sind, werden wir finden, daß wir, unserem entschieden ausgesprochenen Kunsturtheile zum Trotz, eine herrschende Mode nicht bloß dulden, sondern auch auf eine gewisse instinktartige Weise mit ihr verbunden und ihr zugethan sind. Wer auf eine lebhafte Weise an der Gegenwart Theil nimmt, der ist zu gleicher Zeit in dieses Bündniß hineingezogen, denn die Mode ist eben so gewiß, als die Literatur in ihrer wechselnden Form, in welcher diese auch nichtig erscheint, ein bestimmter, wenngleich vorübergehender Ausdruck der in sich nichtigen Gegenwart. Immer erscheint aber eine solche

vorübergehende Form in unserer Umgebung und Kleidung, wie in der Literatur, sobald sie verschwunden ist, als eine widerwärtige und nichtige. Ob eine Annäherung zu den Allongenperücken der Männer, zu den Reifröcken der Frauen wieder stattfinden wird, dagegen sind wir freilich nicht sicher: soviel aber ist gewiß, daß die alte Form niemals völlig wiederkehren wird; denn sie ist ganz entschieden in eine, in ihrer Metamorphose verschiedenen Zeit hineingezogen, und die Aehnlichkeit nur scheinbar. Betrachten wir dieses wandelbar Subjective der Zeit da, wo es dem Geistigen verwandter ist, in der dichterischen Literatur, ja selbst, wenn ein Geist hervortritt, der mächtig alle Schranken bloß äußerer vorübergehender Verhältnisse zu beherrschen, niederzureißen und eine neue Zeit zu schaffen berufen ist: so wird man entdecken, daß die vorübergehende Gegenwart, in welcher er lebt und die er bekämpft, wenn auch nur mit einem leichten Anflug, dennoch ihrer Gewalt über ihn keineswegs zu entsagen gesonnen sei; daß aber eben diese Macht eines höheren Geistes, wie bei Shakespeare und Göthe, dem Vorübergehenden einen bleibenden Werth mittheilt, während wir diejenigen Werke, die von der li-

terärischen Mode der Zeit durchaus beherrscht sind, nach wenigen Jahren eben so unausstehlich finden, wie eine veraltete Kleiderform. So dürfte auch in diesem so Nichtigen die leise Spur eines höhern Geistigen verborgen liegen.

Die Eleganz nun, wenn sie ihrer tiefern Bedeutung und ihrem Wesen nach aufgefaßt wird, ist eben das höhere Moment der wechselnden Mode. Wir bauen keine Tempel mehr; denn die gelungenen Gebäude der Art sind eben sowohl wie die Gemälde, Copien einer vergangenen Zeit: wohl aber entstehen Wohnhäuser der Familien ganz eigenthümlicher Art; auch die nächste Umgebung, die innere Einrichtung und Ausschmückung der Gemächer ist an die Stelle der innern Pracht der Tempel getreten. Wir können nicht leugnen, daß, wenn wir diese Wohnungen unserer Tage, da, wo sie eine geschichtliche Absicht der Zeit am gelungensten ausdrücken, untersuchen, diese uns ein bequemeres, behaglicheres Dasein gewähren, als die Wohnungen der alten Welt, oder die des Mittelalters und der Zeit der nächst vergangenen Jahrhunderte. Die Griechen, selbst die Athener, in ihrer schönsten Zeit, wohnten kaum so bequem wie wir. Die

Römer in der Kaiserzeit schienen in der That viele Annäherungen an unsere Zeit zu zeigen. Sie suchten sich gegen die immer bedeutungsloser werdende Gewalt eines vernichtenden Allgemeinen zu retten, und Häuser und Gemächer zeigten sich wie in Herkulanum und Pompeji: aber es waren Blüthen im Spätherbst, und obgleich sie die Spuren einer verschwundenen Schönheit, das Klima eines vergangenen warmen Sommers trugen, waren sie dennoch nicht bestimmt, reiche Früchte zu tragen, denn der lange, Alles zerstörende Winter lag vor ihnen.

In der Eleganz liegt der Begriff der Zweckmäßigkeit, je reiner dieser ausgedrückt wird, desto entschiedener tritt jene hervor. Ich mache in dieser Rücksicht auf die astronomischen und physikalischen Instrumente unserer Tage aufmerksam, ja selbst auf die größeren mechanischen Maschinen, wie die Dampfmaschinen nnd andere; sie sind durchaus aus unserer Zeit entstanden, Produkte unseres eigenthümlichsten Lebens. Es gibt keine Erzeugnisse des menschlichen Kunstfleißes, in welchen die klare Absichtlichkeit so durchaus in die Zusammensetzung der Theile eingedrungen ist, wie in diese. Der exakte Gedanke findet

bis in den kleinsten Theilen den strengsten reinsten Ausdruck, und man wird gestehen müssen, daß diese Absichtlichkeit, diese streng erforderte Präcision der Zusammensetzung von der Eleganz des Baues gar nicht getrennt werden kann. Zwar wird ein solches Instrument jederzeit nur als ein elegantes erscheinen, ein schönes in der höhern Bedeutung der Kunst kann es nie werden. Und so müssen wir freilich gestehen, daß es keinen Uebergang von dem einen zum andern gibt. Aber diese Kunstprodukte legen Zeugnisse ab, von einer ordnenden, der Geschichte dienenden Gewalt über die uns fesselnde Natur; und wie eine richtige Erkenntniß der Geologie uns überzeugt von einer größern Ordnung aller organischen Elemente, welche allein ihren innern Vereinigungspunkt in der menschlichen Gestalt fand, so daß eine rohere Bewegung aller Naturkräfte in der frühern Epoche nur geringere Organisationen erzeugte — so beweisen jene Erzeugnisse, die eine so mächtige Gewalt über das gesellige Leben schon jetzt ausüben und eine nicht zu berechnende großartigere der Zukunft weissagen, eine zu erwartende, der Geschichte dienende, durch eine höhere Ordnung die Schönheit tragende anorganische Natur. Die äußere

Zweckmäßigkeit soll eine innere werden; Kleidung und Wohnung soll sich an die Persönlichkeit anschmiegen, wie ein Organ; der Mensch soll sich in dieser Naturumgebung wie in seinem Leibe frei fühlen, das bürgerliche, persönliche Dasein soll sich wie in einem erweiterten Leibe bewegen.

Allerdings erscheint diese Uebergangsepoche unerfreulich und mehr Schönes und Herrliches der Vergangenheit zu zerstören, als Neues und frisch Lebendiges hervorzurufen. Allerdings ist das Streben nach Eleganz, d. h. in der höheren Bedeutung nach engerer und zweckmäßiger Umgebung der Gegenwart, in unseren Tagen höchst bedenklich; die Neigung, sich der Gewalt der Natur zu entziehen, erscheint nur in den ersten Momenten der Entwickelung, die einer höhern weichen, und selbst verwelken soll. Die sich sondernden Gestalten besitzen noch keinen kräftigen, concentrirten innern Entwickelungstrieb; und so erzeugt sich eine Verweichlichung derjenigen Stände, die vorzüglich sich bequem, d. h. elegant und behaglich einzurichten im Stande sind. In früheren Zeiten fand in der That selbst bei der strengen und harten Unterscheidung der Stände eine größere Gleichheit der Lebensverhältnisse

statt, als in unseren Tagen, in welchen die Ansprüche der niederen Stände viel höher gestiegen und lauter geworden sind. Jetzt herrscht, wir wissen es, die Geld-Aristokratie. Denn bis die Gewalt über die Natur, wie sie sich in allen Richtungen zu entwickeln strebt, eine allgemeinere geworden ist, wird der Geldbesitz allein jene innere Zweckmäßigkeit einer erweiterten persönlichen Organisation hervorrufen. Aber auf diese nur äußere unlebendige Grundlage gebaut, ist das vereinzelte, begünstigte Dasein, selbst in seinem innern Wesen ein todtes, in seiner äußern Darstellung ein unschönes, bloß elegantes. Betrachten wir aber die Zukunft dieser jetzt noch rohen industriellen Zeit, so liegt es uns vor, daß die Erzeugnisse, die ein höheres, jeder Persönlichkeit dienendes Dasein bilden, in immer größerer Allgemeinheit erscheinen, und mit einer Leichtigkeit von Jedermann zu erhalten sein werden, derjenigen ähnlich, mit welcher wir die nothwendigsten Nahrungsmittel zur Erhaltung des leiblichen Daseins uns erwerben.

Es gibt eine Erfahrung, die ein Jeder, der ein höheres Alter erreicht hat, von selbst anstellen kann. Es ist nämlich in den letzten funfzig bis sechzig Jahren

bloß durch die Fortschritte der Tuchfabriken und durch die Behandlung der Tücher eine Aehnlichkeit in der Kleidung der höheren und niederen Stände entstanden, die wir Aelteren in unserer Jugend nicht für möglich gehalten hätten. Es gilt dieses für die Kleidungsstücke der Frauen, wie für die der Männer; und das Streben der geringeren Stände, den höheren in dieser Hinsicht gleich zu sein, hat selbst die moralisch schädliche Bedeutung größtentheils verloren, nachdem es aufgehört hat, tadelnswerthe Aufopferungen zu fordern. Dieses ist aber nur ein Anfang. Die Zukunft, die uns vorliegt, wird auf eine ähnliche Weise alle Naturverhältnisse ergreifen, und jeder tüchtigen bürgerlichen Persönlichkeit dienstbar machen. Nur der Verworfene, sich selbst Aufgebende, wird von dieser bedeutenden Entwickelung ausgeschlossen. Der Unterschied der Stände wird dadurch keineswegs aufgehoben. Bauer, Bürger, geistige Capacitäten und Adel bleiben als die lebendigen Organe der in der höhern geschichtlichen Bedeutung sich entwickelnden Staaten, von der Alle durchdringenden, aber zugleich befreienden Herrschergewalt belebt. Je freier aber, ja persönlicher der König, desto selbständiger die Corporationen

als Organe des Einen Lebens; je persönlicher die Organe, desto freier eine jede Person derselben. Ich nenne diese Zukunft, die schon in unsern Tagen geweissagte Epoche des siegenden Protestantismus, in welcher die höchste Aufgabe des Daseins an die innere Gesinnung, d. h. an das Ewige der Persönlichkeit hinweist, also an sein unmittelbares Bündniß mit Gott. Diese Gesinnung wird auch einen darstellenden Sinn fordern und aus diesem entspringt die zukünftige Kunst.

Man hat mich zwar gefragt: wie nun die Architektur, wie überhaupt die verschiedenen Darstellungen der Kunst sein würden? und wie nichtig es wäre, davon zu sprechen, wenn man das Wie der Darstellung nicht anzugeben wisse. Es ist ja einzusehen, daß wenn dieses möglich wäre, die zu erwartende Kunst schon eine gegenwärtige sein müßte; und mit denjenigen, die an keine Weissagung glauben, ist freilich über eine lebendige Zukunft, die sich erst entwickeln wird, gar nicht zu sprechen. Daß wir aber verpflichtet sind, uns im Sinne der alten Kunst zu bewegen, bis die Gewalt der neuen Entwickelung uns unwiderstehlich ergreift; daß eine, den ins Geheim wachsenden Trieb

mäßigende Opposition sich gegen die zukünftige Entwickelung bilden wird und soll, ist eben so leicht einzusehen. Wie würde es mit der höchsten Aufgabe der Philosophie, welche die rein geistige Weissagung der geschichtlichen Zukunft ist, aussehen, wenn der Blick nach der Vergangenheit, selbst als ein hemmender der vorschnellen Entwickelung, der Zukunft entgegen zu treten aufhörte? Und was bis zu einer Natursicherheit der Bildung in der Vergangenheit durchdrang, das soll ja auch für die Zukunft einen bleibenden Werth behalten, nicht verdrängt, wohl aber in einer höhern Einheit verklärt werden.

Herr von Rumohr war eben aus Rom, wo er sich einige Jahre aufgehalten, und mit den Gebrüdern Riepenhausen und Overbeck in sehr genauen Verhältnissen gelebt hatte, zurückgekommen. Obgleich noch jung, hatte er doch schon eine ausgebreitete und sichere Bilderkenntniß erworben, und war in der beneidenswerthen Lage, sich seiner Neigung ganz überlassen zu können. Ich machte in Hamburg seine Bekanntschaft, und er lud mich auf ein Paar Monate nach seinem

Schlosse, in der Nähe von Lübeck, ein. Ich hatte jetzt erfahren, daß die Universität Halle wieder hergestellt werden solle. Niemeyer, der als Geißel nach Frankreich gebracht war, besuchte, als er nach dem Frieden die Erlaubniß erhielt, die ihm zum Aufenthalt angewiesene Stadt, Pont à Mousson, zu verlassen, vor seiner Abreise Paris. Er war dort als Schriftsteller nicht ganz unbekannt, wußte bedeutende und einflußreiche Bekanntschaften anzuknüpfen, und Halle verdankt ihm allein Napoleons Erlaubniß zur Wiederherstellung der Universität. Das Verdienst, welches er sich dadurch erworben hat, muß billig anerkannt werden. Nicht allein wurden dadurch sämmtliche Professoren und ihre Familien aus einer sehr betrübten Lage gerettet, sondern auch die Universität. Erbittert wie Napoleon war, würde er vielleicht die völlige Aufhebung beschlossen haben. Die Fonds der Universität würden dem neuen Königreiche Westphalen ohne allen Zweifel willkommen gewesen, und für andere Bedürfnisse benutzt worden sein; ob dann je in Halle wieder eine Universität entstanden wäre, blieb höchst ungewiß, und war kaum wahrscheinlich. Daher darf man nie vergessen,

wie viel die Stadt Halle Niemeyer zu verdanken hat.

Als ich die offizielle Nachricht von der Wiederherstellung der Universität und die Aufforderung, mich dahin zu verfügen, erhielt, beschloß ich, diesen für mich einzig möglichen Ausweg, meine Familie zu ernähren, wenigstens vorläufig zu ergreifen: aber die Gesundheit meiner Kinder erlaubte mir nicht, eine Winterreise anzutreten, und meine Gegenwart in Halle war erst im Frühling bei Eröffnung der Vorlesungen nothwendig. Bis dahin blieb meine Familie im Hause der Großmutter in Hamburg, und ich folgte dem Herrn v. Rumohr nach Lübeck.

Lübeck.

Winter 1808.

Ein Grund, warum ich der gütigen Einladung meines Freundes folgte, war vorzüglich, um Muße für meine Studien wiederzufinden, und dieses gelang mir auf eine ausgezeichnete Weise. In dem einsamen Hause des jungen Mannes herrschte eine große Ruhe; auch v. Rumohr war fortdauernd und mit ungewöhn-

lichem Eifer mit seinen Kunststudien beschäftigt. Ich erinnere mich, daß er damals die mühsame Arbeit unternahm, das große Werk des Plinius gründlich durchzusehen, um alle Nachrichten desselben von Kunstwerken der Alten zu sammeln und zusammenzustellen. Mein ängstlicher Zustand und mein zerstreutes Leben hatten mich bisher doch sehr gestört, und ich brauchte die Zeit und die Muße, die mir vergönnt war, jetzt, da mein nächstes Schicksal, wenn auch auf eine kümmerliche Weise, eine bestimmte Wendung genommen hatte, um mich mit der neuern Literatur in meinem Fache bekannt zu machen, und in eigenen Ideen zu orientiren. Mein gütiger Wirth und ich sahen uns nur eine halbe Stunde beim Frühstück um 11 Uhr, und dann beim Mittagessen ein Paar Stunden, von 5 Uhr ab. Den ganzen übrigen Tag brachten wir einsam auf unsern Stuben zu, und, wenn keine Gäste aus Lübeck da waren, wurde mir, nach meinem Wunsche der Thee auf meiner Stube gereicht. Diese Einsamkeit war mir nun im höchsten Grade willkommen, ich fühlte mich durch sie gestärkt, die ernsthaften Studien ertheilten meinem Geiste die ursprüngliche Elasticität, und mit dieser die Lebenszuversicht, durch welche die

inneren Kämpfe des Schicksals zu verschwinden anfingen.

Außer den Kunststudien, die v. Rumohr mit großem Eifer trieb und die er durch seinen langen Aufenthalt in Italien und seine genaue Bekanntschaft mit allen dortigen Kunstschätzen, so wie durch das Talent einer scharfen und sichern Auffassung, und durch eine praktische Kenntniß der Kunst zu einer Autorität ausbildete, die für die Kunstgeschichte eine bleibende Bedeutung erhielt, und in ganz Europa anerkannt ist, beschäftigte er sich auch damals schon mit der Kochkunst. Ein solches Studium darf ein Mann, wie wichtig es auch sein mag, doch nur mit einem Anstrich von Scherz treiben, und es ist bekannt, wie meisterhaft und geistreich er gewußt hat, diesen Ton in seinem berühmten Werke über die Kochkunst, festzuhalten.

Es ist in der That merkwürdig; wie wenig Wissenschaftliches in dieser Richtung bis jetzt noch erschienen ist. Die Aerzte sollten es einsehen, wie die Nahrung doch in der That eine Hauptgrundlage der ganzen Gesundheit bildet; und je mehr die ganze Kochkunst, wie die Poesie auf den Effekt losarbeitet, auf

den pikanten Genuß des Augenblicks, desto sorgfältiger sollten sie mit gewissenhafter Aufmerksamkeit diese verderblichen Ausschweifungen verfolgen. Es würde dann nothwendig werden, die chemischen Laboratorien der Küchen eben so genau zu inspiciren, wie die Apotheken. Die letzteren, in medicinische Systeme hineingetaucht, haben kaum eine wirkliche wissenschaftliche Bedeutung, wenn sie von den Küchen losgerissen und vereinzelt dastehen. Kennt die Chemie doch kaum die Prozesse des Kochens und des Bratens. Allerdings liegt die Schwierigkeit, hier durchzudringen, in den Vorurtheilen und in den auf diese gegründeten zähen Oppositionen der Frauen. Das Princip einer einfachen Kochkunst, durch welche die verschiedenen Nahrungsstoffe in ihrer reinen Eigenthümlichkeit der natürlichen Zunge angenehm, dem unverdorbenen Magen zuträglicher erscheinen, hervorgehoben zu haben, verdanken wir in der That v. Rumohr. Und in dieser Rücksicht wird seine Küche von Rechts wegen die Urküche im Gegensatz gegen die Schmorküche genannt.

Ich selbst war keineswegs gleichgültig gegen die Genüsse der Tafel; bestimmte Gerichte konnte ich fast

mit der Freude eines unterhaltenden Gespräches vergleichen, und ich bildete mir wohl sogar nicht wenig auf meine Kenntnisse in dieser Richtung ein. Und dennoch mußte ich in dem Auge meines geistreichen Freundes als vollständiger Ketzer erscheinen; denn, was er am stärksten tadelte, und ohne allen Zweifel mit Recht, war mir zur zweiten Natur geworden. Es ist meinen Freunden allgemein bekannt, wie sehr mir der Genuß der schärfsten Gewürze zur Gewohnheit geworden ist, und wer die Menge von Cayenne-Pfeffer, die ich genießen kann, zum ersten Male sieht, pflegt darüber zu erschrecken. Es ist eine Ironie des Zufalls, die den berühmten Botaniker, meinen Freund Kunth, der mit meiner sündhaften Neigung unbekannt war, dazu brachte, eine von ihm bestimmte neue Gattung der Pfefferfamilie mit meinem Namen zu bezeichnen.

Es konnte uns bei unseren wechselseitigen Studien in den wenigen Stunden, die wir mit einander zubrachten, nicht an lehrreicher Unterhaltung fehlen. Mir war das Meiste, was ich durch meinen freundlichen Wirth erfuhr, neu und interessant, denn sein jugendlicher Sinn, durch Kunst und Poesie in Bewegung gesetzt, war auch für andere Richtungen empfänglich.

Auch die Männer in Lübeck, mit welchen wir lebten, waren mir willkommen und interessant. In der Stadt selbst hatte sich Blücher mit großer Tapferkeit vertheidigt. In dem unglücklichen Kriege, der so viele Niederlagen sah, hatte er den größten Ruhm erworben und für die Zukunft die größten Erwartungen begründet. Während dieses harten Kampfes hatte die Stadt viel gelitten; Bürger waren erschlagen, die Stadt geplündert, und Bernadotte, der gegen Blücher kämpfte, vermochte erst spät die Greuel der Einnahme zu hemmen. Noch lebte das Grauen dieser Zeit in der Erinnerung der Einwohner. Der Haß gegen die eingedrungenen Feinde war hier äußerst lebhaft; und die Freunde, die sich bei Herrn v. Rumohr versammelten, schlossen ein Bündniß gegen die Franzosen, welches damals inhaltsleer und erfolglos, wie es sein mußte, freilich nichts als Betheuerungen und Verpflichtungen für eine Zeit und Handlungsweise, die noch keine Bestimmtheit hatte, enthalten konnte. Dieses Bündniß sollten wir nun nach allen Richtungen ausbreiten, die deutsche Gesinnung stärken und, wo eine besonnene That möglich war, die Gelegenheit, sie zu fördern, mit Eifer ergreifen. Ich erinnere mich,

wie ein Mitglied dieses Bundes vorschlug, die Zeichen der Freimaurer einzuführen, als Erkenntnißzeichen der Verbündeten. Meine Opposition dagegen erweckte den ersten etwas heftigen Streit unter uns, und ich erwähne diesen Umstand hier, weil er die erste Aeußerung einer Polemik gegen die Freimaurer, die später entschiedener hervortrat, war, die bei dieser Gelegenheit laut wurde. Ich drang mittelst einer sehr einfachen Bemerkung durch; ich machte nämlich darauf aufmerksam, daß die geheime französische Polizei ohne allen Zweifel unter den Freimaurern Spione hätte, und durch diese auch Mittel, sich in das Vertrauen der unbesonnenen Glieder des Bundes einzuschleichen.

Unter den Männern, welche dieses Bündniß bildeten, waren mehrere, die sich auszeichneten und auch sonst einen bedeutenden Ruf erlangt hatten. Einen großen Eindruck machte in religiöser Hinsicht der, durch die tiefe Treue seiner Gesinnung, so wie durch die Eigenthümlichkeit seines Geistes ausgezeichnete Prediger Geibel auf mich. Ich hatte bisher, unter den zeitgemäß Gebildeten, die große Gewalt, welche eine unerschütterliche Sicherheit des Glaubens ausübt, nicht so kennen gelernt; er ist mir seit der Zeit

unendlich theuer geblieben, obgleich unsere religiösen Ansichten nicht ganz übereinstimmten. Suabedissen, der später als Professor der Philosophie in Marburg starb, war damals Lehrer und, irre ich nicht, Direktor des Gymnasiums. Er war ein etwas schwächlicher, bedächtiger, leise redender und höchst bescheidener Mann. Wir traten uns nahe, ich gewann ihn sehr lieb, aber schwerer ward es mir doch, mich mit ihm in Uebereinstimmung zu setzen, als mit Geibel. Ein Franzose, der zu seiner Zeit einen großen Ruf besaß, Villers, gehörte zwar nicht zu unserm Bündniß, war aber mit unsern Gesinnungen nicht unbekannt. Er hatte sich während des heftigen Kampfes in der Stadt, für die Rettung der Einwohner mit großem Muthe, Besonnenheit und Geschick thätig gezeigt; er lebte in Lübeck in großem Ansehen und besaß in hohem Grade die Zuneigung der Einwohner. Seine schöne Gestalt imponirte, seine männliche Freimüthigkeit hatte etwas durchaus Anziehendes, und seine nicht bloß französische, sondern auch gründlich deutsche Bildung mußte ihn dem deutschen Gelehrten werth und theuer machen. Es ist bekannt, daß er, wie die Frau v. Staël, die Absicht hatte, die Franzosen auf

die eigenthümlichen Verdienste der deutschen Literatur aufmerksam zu machen. Er erhielt dadurch einen bedeutenden Ruf in Frankreich wie in Deutschland, aber seine Absicht ward nicht erreicht; denn das leere Gerede in einigen französischen Journalen hat in dieser Hinsicht keine nachhaltige Bedeutung. Ich unterhielt mich gern mit Villers, und es war leicht, sein Vertrauen zu erwerben. Ich kenne wenige Männer, die durch ein ernsthaftes inneres Streben sowohl, als durch eine frühzeitige geschichtliche Bildung und durch ihre Persönlichkeit so bequem im Umgange erschienen, wie er. Ich lernte aber hier auf eine für mich höchst betrübende Weise eine Schwäche deutscher Gelehrten kennen, über die ich erschrak. Er besaß Briefe von den verdienstvollsten Gelehrten, oft in einem Tone geschrieben, der keineswegs ihres Rufes würdig war. Sie bettelten nämlich auf eine herabwürdigende Weise um Anerkennung in Frankreich. — Schlözers Tochter, die Frau v. Rodde, lernte ich nun auch kennen. Es ist bekannt, wie bizarr ihre frühere Erziehung war. Sie genoß einen gelehrten Unterricht, hörte die Vorlesungen ihres Vaters, und promovirte in der philosophischen Facultät. Eine andere Doctorin (richtiger

weiblicher Doctor) war mir von meiner frühen Kindheit an bekannt geworden. Es war eine Erxleben in Marburg, die als Doctor der Medicin, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, promovirte. Es ist merkwürdig, wie die bessere Natur alle solche thörichte Versuche zu vernichten vermag. Frau v. Rodde hatte ihre ganze frühere Gelehrsamkeit vergessen, und erschien als eine höchst liebenswürdige, durchaus natürliche, noch immer schöne Frau, und ich erinnere mich stets mit Freude der Stunden, die ich theils in ihrer Familie, theils in der Wohnung des Herrn v. Rumohr in ihrer Gesellschaft zubrachte.

So hatte ich nun auch, und zwar unerwartet, Bekanntschaften gemacht, die mir wichtig und lehrreich waren. Deutschland ist dadurch ausgezeichnet, daß so viele mittlere Städte bedeutende geistige Mittelpunkte bilden, ein Vortheil, den wir dem Umstande verdanken, daß wir keine Alles verschlingende Hauptstadt, wie London und Paris, besitzen.

Ich brachte meine Familie nach Lübeck. Sie verweilte ein paar Wochen bei der höchst liebenswürdigen und geistig bedeutenden unverheiratheten Schwester des Herrn v. Rumohr, und wir verließen im Frühling 1808

Lübeck, um, von ängstlichen Ahnungen durchdrungen, Halle zu erreichen, wo ich mich mit meiner unvertilgbaren Gesinnung, der verhaßten Gewalt eines fremden Herrschers preisgeben mußte.

Durch eine, in meiner Lage bedeutende Summe, die mir v. Rumohr auf eine zarte Weise großmüthig überließ, konnte ich der nächsten Zeit sorgenlos entgegensehen.

Druck von Graß, Barth und Comp. in Breslau.